A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

41. Jahrgang, Dezember 2005, Heft 4

Mit Beiträgen von

Hans Schafranek, Kolja Lindner, Diethart Kerbs, Bernd Florath, Peter Rütters, Ottokar Luban, Hugo Velarde und Jochen Knoblauch

Neue Literatur

Erschienene Titel

KLASSIKER 1–15 der Sozialrevolte

***Peter A. Arschinoff*: Die Geschichte der Machno-Bewegung**
Klassiker der Sozialrevolte 1 • 271 Seiten • 13 € • ISBN 3-928300-68-7

***Otto Rühle*: 1848/49 – Revolution in Deutschland**
Klassiker der Sozialrevolte 2 • 120 Seiten • 9 € • ISBN 3-928300-85-7

***Volin*: Der Aufstand von Kronstadt**
Klassiker der Sozialrevolte 3 • 164 Seiten • 11 € • ISBN 3-89771-900-2

***Peter A. Kropotkin*: Memoiren eines Revolutionärs, Bd. I**
Klassiker der Sozialrevolte 4 • 248 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-901-0

***Peter A. Kropotkin*: Memoiren eines Revolutionärs, Bd. II**
Klassiker der Sozialrevolte 5 • 308 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-902-9

***Michael Bakunin*: Die revolutionäre Frage**
Klassiker der Sozialrevolte 6 • 179 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-903-7

***Alexander Berkman*: Die Tat**
Klassiker der Sozialrevolte 7 • 396 Seiten • 16 € • ISBN 3-89771-904-5

***Pjotr L. Lawrow*: Die Kommune von Paris**
Geschehnisse – Einfluß – Lehren
Klassiker der Sozialrevolte 8 • 227 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-905-3

***Gustav Landauer*: Die Revolution**
Klassiker der Sozialrevolte 9 • 120 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-906-1

***Friedrich Engels*: Der deutsche Bauernkrieg**
Klassiker der Sozialrevolte 10 • 158 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-907-X

***Flores Magón*: Tierra y Libertad**
Klassiker der Sozialrevolte 11 • 179 Seiten • 13 € • ISBN 3-89771-908-8

***Johann Most*: Die Freie Gesellschaft**
Klassiker der Sozialrevolte 13 • 263 Seiten • 14 € • ISBN 3-89771-911-8

In Kürze erscheinen:

Alle Macht den Räten!
Klassiker der Sozialrevolte 12 • ca. 180 Seiten • ca. 13 € • ISBN 3-89771-910-X

***Johann Most*: Anarchismus in einer Nußschale**
Klassiker der Sozialrevolte 14 • ca. 240 Seiten • ca. 14 € • ISBN 3-89771-912-6

***Emma Goldman*: Anarchismus, Sozialismus, Syndikalismus u.a. politische Schriften**
Klassiker der Sozialrevolte 15 • ca. 240 Seiten • ca. 14 € • ISBN 3-89771-913-4

Abonniert die Reihe!

An dieser Stelle nochmal der dringende Aufruf, die Reihe zu abonnieren – das dient der soliden Auflagenplanung und hält trotz steigender Druckpreise die einzelnen Titel preisgünstig! Wir bedanken uns dafür mit portofreier Lieferung eines jeden druckfrischen Titels.

***UNRAST* Verlag • Postfach 8020 • 48043 Münster • Tel. (0251) 666293 • Fax. (0251) 666120**

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhalt

Heft 4/05

Editorial 449

Hans Schafranek: Die illegale Tätigkeit Franz Zielaskos im Ruhrgebiet 1943 450

Kolja Lindner: Hans Seigewasser (1905–1979). Kommunist und Gewerkschafter 471

Diethart Kerbs: Alexander Schwab (1887–1943). Architekturtheoretiker, politischer Pädagoge, Rätekommunist, Schriftsteller und Widerstandskämpfer 487

Bernd Florath: Heinrich Cunow oder der Narren Mühsal 496

Peter Rütters: Methodisch-konzeptionelle Schwierigkeiten mit Gewerkschafter(innen)biographien 508

Ottokar Luban: Karl Radek (1885–1939) 518

Hugo Velarde: Heil Heidegger? Heil Allende? Zu Victor Farías' Entlarvungen 528

Jochen Knoblauch: Der verstümmelte Stirner 535

Neue Literatur

Elke Freifrau von Boeselager, Schriftkunde. Basiswissen, Hannover 2004 *(Rudolf Stachel)* 540

Dokumente aus geheimen Archiven. Bd. 3: Übersichten der Berliner politischen Polizei über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung 1878–1913, Teil III: 1906–1913. Bearb. von Dieter Fricke und Rudolf Knaack, Berlin 2004 *(Till Schelz-Brandenburg)* 540

Revolution und Reform in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Zum 75. Geburtstag von Walter Schmidt. 2 Halbbde. Hrsg. von Helmut Bleiber und Wolfgang Küttler, Berlin 2005 *(Heinz Wolter)* 542

Wolfgang Eckhardt, Von der Dresdner Mairevolution zur Ersten Internationale. Untersuchungen zu Leben und Werk Michail Bakunins, Lich 2005 *(Werner Portmann)* 544

Ursula Reuter, Paul Singer (1844–1911). Eine politische Biographie, Düsseldorf 2004 *(Dieter K. Buse)* 546

Sächsische Parlamentarier 1869–1918. Die Abgeordneten der II. Kammer des Königreichs Sachsen im Spiegel historischer Photographien. Ein biographisches Handbuch. Bearb. von Elvira Döscher und Wolfgang Schröder, Düsseldorf 2001 *(Bärbel Holtz)* 547

Christoph Hamann, Die Mühsams. Geschichte einer Familie, Teetz 2005 *(Christoph Knüppel)* 549

Ulla Plener, Der feindliche Bruder: Kurt Schumacher. Intentionen – Politik – Ergebnisse 1921 bis 1952. Zum Verhältnis von Sozialdemokraten und anderen Linken aus historischer und aktueller Sicht, Berlin 2003 *(Matthias Loeding)* 550

Toralf Teuber, Ein Stratege im Exil. Hermann Budzislawski und Die neue Weltbühne, Frankfurt a. M. u. a. 2004 *(Jörn Schütrumpf)* 552

Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Biografisches Handbuch. 3 Bde. Hrsg. von Siegfried Mielke [ab Bd. 2:]in Verbindung mit Günter Morsch, Berlin 2002, 2003 und 2005 *(Andreas Herbst)* 553

Detlef Siegfried, Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917–1922, Wiesbaden 2004 *(Hartmut Rübner)* 556

Hartmut Rübner, Konzentration und Krise der deutschen Schiffahrt. Maritime Wirtschaft und Politik im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Bremen 2005 *(Lars Amenda)* 559

Christine Stangl, Sozialismus zwischen Partizipation und Führung. Herrschaftsverständnis und Herrscherbild der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1875, Berlin 2002 *(Axel Kellmann)* 560

Pierre Broué, The German Revolution 1917–1923, Leiden und Boston 2005 *(Dieter K. Buse)* 561

Martin Cüppers, Wegbereiter der Shoah. Die Waffen-SS, der Kommandostab Reichsführer-SS und die Judenvernichtung 1939–1945, Darmstadt 2005 *(Klaus Drobisch)* 563

Simone Erpel, Zwischen Vernichtung und Befreiung. Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in der letzten Kriegsphase, Berlin 2005 *(Manfred Warnecke)* 564

Hamburg im „Dritten Reich", Göttingen 2005 *(Hartmut Rübner)* 566

Stadtverwaltung im Nationalsozialismus. Systemstabilisierende Dimensionen kommunaler Herrschaft. Hrsg. von Sabine Mecking und Andreas Wirsching, Paderborn u. a. 2005 *(Dietmar Simon)* 568

Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts. Hrsg. von Hans Günter Hockerts unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner, München 2004 *(Gerd Dietrich)* 569

Günter Mühlpfordt und Günter Schenk in Verbindung mit Regina Meÿer [Bd. 1:] und Heinz Schwabe, Der Spirituskreis [1890–1958]. Eine Gelehrtengesellschaft in neuhumanistischer Tradition. Vom Kaiserreich bis zum Verbot durch Walter Ulbricht im Rahmen der Verfolgungen an der Universität Halle 1957 und 1958. 4 Bde. Bd. 1: 1890–1945, Halle (Saale) 2001; Bd. 2: 1945–1958, Halle (Saale) 2004 *(Gerd Dietrich)* 571

Beiträge zur Geschichte der Beziehungen der DDR und der VR China. Erinnerungen und Untersuchungen. Hrsg. von Joachim Krüger, Münster u. a. 2002 *(Ulrich van der Heyden)* 572

Klaus Weinhauer, Schutzpolizei in der Bundesrepublik. Zwischen Bürgerkrieg und Innerer Sicherheit: Die turbulenten sechziger Jahre, Paderborn u. a. 2003 *(Falco Werkentin)* 573

Die Phantasie an die Macht? 1968 – Versuch einer Bilanz. Hrsg. von Richard Faber und Erhard Stölting, Berlin und Wien 2002 *(Markus Mohr)* 575

Michael Schmidtke, Der Aufbruch der jungen Intelligenz. Die 68er Jahre in der Bundesrepublik und den USA, Frankfurt a. M. und New York 2003 *(Markus Mohr)* 577

Butz Peters, Tödlicher Irrtum. Die Geschichte der RAF, Berlin 2004 *(Markus Mohr)* 579

Jahresinhaltsverzeichnis ..... I*

Die IWK im Internet

Auf unserer Webseite `http://www.iwk-online.de` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der IWK-Hefte seit 1997, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `info@iwk-online.de` schicken.

Titelbild: Alexander Schwab (Quelle: Agentur für Bilder zur Zeitgeschichte, Berlin)

Autoren dieses Heftes:

Dr. Bernd Florath, Robert-Havemann-Gesellschaft e. V., Schliemannstraße 23, 10437 Berlin, E-Mail: bflorath@web.de

Prof. Dr. Diethart Kerbs, Schillerstraße 10, 10625 Berlin, E-Mail: diethart.kerbs@freenet.de

Jochen Knoblauch, Knobelsdorffstraße 8, 14059 Berlin, E-Mail: knobi@t-online.de

Kolja Lindner, Karwendelstraße 25, 12203 Berlin, E-Mail: kolja.lindner@web.de

Ottokar Luban, Eisenacher Straße 43, 10823 Berlin, E-Mail: oluban@gmx.de

Dr. Peter Rütters, Privatdozent am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: ruetters@zedat.fu-berlin.de

Dr. Hans Schafranek, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wipplinger Straße 6–8, 1010 Wien, Österreich, E-Mail: hans.schafranek@chello.at

Dr. Hugo Velarde, „Gegner"-Redaktion, Schliemannstraße 23, 10437 Berlin, E-Mail: gegner@onlinehome.de.

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.)

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin
Telefon: 030 / 2 63 92 38 12 (A. Graf); Telefax: 030 / 26 99 50 10
Internet: http://www.iwk-online.de; E-Mail: info@iwk-online.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Redaktionsschluß des Heftes: 15. November 2006

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Editorial

„Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie."[1] Dieser Aphorismus von Heinrich Heine könnte auch als Motto über dem Heft der IWK prangen. Doch beileibe nicht nur über diesem. Hartmut Rübner stellte sich auf Zuruf solidarisch der „närrischen" Redaktionsbrigade zur Verfügung, ja machte sie erst zu einer solchen. Ihm sei an dieser Stelle besonders gedankt. Ein solcher Dank gebührt auch Heiner Becker, der schon in der Vergangenheit bescheiden an diversen Heften seinen redaktionellen Anteil hatte. Nichtsdestoweniger ist ungeachtet der angetupften Umstände das nächste Heft schon weit gediehen, das als Doppelnummer mit einem thematischen Schwerpunkt über das Milieu von „1968" in Westberlin, aber ebenso Aufsätzen über die Jugendfürsorge in der Weimarer Republik und die Stationen einer Geheimdienstkarriere eines vormaligen Mitarbeiters des KPD-Nachrichtendienstes im Januar in Druck gehen soll.

In dem vorliegenden, den 41. Jahrgang abschließenden Heft untersucht Hans Schafranek die etwas mehr als vier Monate währende illegale Tätigkeit des deutschen Kommunisten Franz Zielasko im Ruhrgebiet 1943. Kein sonstiger einzeln operierender sowjetischer Fallschirmagent in Deutschland knüpfte ein vergleichbar dichtes Netz an Kontakten, keiner löste beim Zerreißen dieses Netzes eine ähnlich große Verhaftungswelle durch die Gestapo aus. Kolja Lindner porträtiert den Parteisoldaten und Gewerkschafter Hans Seigewasser. Diethart Kerbs sucht Spuren des Prinzips Hoffnung im 20. Jahrhundert in der Biographie des Rätekommunisten, Architekturschriftstellers und selbstberufenen Pädagogen Alexander Schwab. „Heinrich Cunow oder des Narren Mühsal" nennt Bernd Florath seinen Beitrag, in dem noch einmal deutlich der gravierende Anteil „der alltäglichen Sisyphosarbeit sozialdemokratischer Agitatoren, Redakteure, Wanderprediger, Versammlungsredner" an der modernen Demokratie betont wird: „Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, wie sie zumindest bis 1933 bestand, war der wirkliche Motor politischer Volksbildung. Erst ihre Transmissionsarbeit politischen Wissens sorgte dafür, daß die durch die preußische Volksschule eher geknebelten und deformierten Geister der Arbeiter in Deutschland Teil der politischen Öffentlichkeit wurden und sich an dieser auch ihren Anteil nahmen." Peter Rütters erörtert dann einige methodisch-konzeptionelle Schwierigkeiten bei der Erarbeitung von Gewerkschafterbiographien, die von der wissenschaftlichen Biographieforschung noch immer vernachlässigt werden. Besprechungen neuer Literatur schließen sich an.

Berlin, November 2006 *Andreas Graf*

1 Heinrich Heine, Aphorismen und Fragmente, in: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann, Berlin und Weimar 1972, Bd. 7, S. 379.

Die illegale Tätigkeit Franz Zielaskos im Ruhrgebiet 1943

Von Hans Schafranek

„Keines der bisher festgenommenen 56 Mitglieder dieser Gruppe hatte sich seit Jahren illegal betätigt. Obwohl Zielasko sich fast allen von ihm aufgesuchten Personen sofort unumwunden als Fallschirmagent zu erkennen gegeben hatte, hat keiner von ihnen Anzeige erstattet."[1]

Diese erstaunt klingende Feststellung des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof verweist auf einige Besonderheiten, die den etwas mehr als vier Monate währenden Einsatz des deutschen Kommunisten Franz Zielasko im Ruhrgebiet kennzeichneten. Kein sonstiger einzeln operierender sowjetischer Fallschirmagent in Deutschland knüpfte ein vergleichbar dichtes Netz an Kontakten, keiner löste beim Zerreißen dieses Netzes eine ähnlich große Verhaftungswelle durch die Gestapo aus. Ebenso bemerkenswert erscheint auch eine andere Tatsache: Der Großteil von Zielaskos direkten oder indirekten Unterstützern war den Verfolgungsinstanzen des NS-Regimes bis zu diesem Zeitpunkt unbekannt oder nach 1933 politisch nicht mehr in Erscheinung getreten.[2]

Franz Zielasko, am 19. Juli 1896 in Busch/Altmark geboren, entstammte einer kinderreichen Familie und wuchs in sehr ärmlichen Verhältnissen auf. Seine Eltern verdingten sich als Saisonarbeiter („Schnitter") auf den Gutshöfen ostelbischer Junker und erhielten erst 1902 einen festen Wohnsitz, als sie ins Ruhrgebiet zogen und sich in Kirchlinde (heute ein Stadtteil von Dortmund) niederließen, wo Adam Zielasko, der Vater, den Bergmannsberuf ergriff. Sein Sohn arbeitete bei einem benachbarten Bauern als Knecht, bis er sich 1912 ebenfalls dem Bergbau zuwandte, zunächst als Schlepper und in der Folge als Lehrhauer auf den Zechen Zollern 1 und Zollverein. 1915 wechselte er zur Zeche Zweckel (Gladbeck) über, auf der er bis zur Jahreswende 1929/30 beschäftigt blieb.[3] Im April 1916 zum Militärdienst eingezogen (Jägerbataillon Nr. 10), erlebte Zielasko den Ersten Weltkrieg an der rumänischen, italienischen, belgischen und französischen Front. Die Kriegserfahrungen trugen zur Radikalisierung des jungen Soldaten bei, der wegen Gehorsamsverweigerung mehrmals bestraft wurde. Im November 1918 nach Gladbeck zurückgekehrt, stellte er sich sofort dem Arbeiter- und Soldatenrat zur Verfügung und wurde gleichzeitig Mitglied des

1 Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: BArchB], R 58/4238, Lagebericht des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof [künftig zitiert: ORA/VGH] an den Reichsminister der Justiz [künftig zitiert: RMJ], 19. 2. 1944.

2 Von den 56 im Zusammenhang mit Zielasko festgenommenen Personen konnten 52 namentlich eruiert werden, über 46 liegen mehr oder minder umfangreiche biographische Unterlagen vor. Neun von ihnen (Friedrich Rahkob, August Brohl, Johann Eichenauer, Stanislaus Sieradzki, Otto Glanert, Karl Delbeck, Karl Schuster, Karl Lomberg, Valentin Deinet) wurden nach dem Machtantritt der NSDAP politisch verfolgt, acht davon in den Jahren 1933 bis 1938.

3 Frank Bajohr, Verdrängte Jahre. Gladbeck unter'm Hakenkreuz, Essen 1990, S. 129.

Bergarbeiterverbandes (BAV).[4] Dem damals sozialdemokratisch orientierten Arbeiterradfahrbund „Solidarität" (ARBS)[5] war der sportbegeisterte Zielasko bereits 1915 beigetreten, nach dem Krieg fungierte er in dieser Organisation für lange Jahre als Gausportwart für den Gau 12 (Westfalen).[6] Ein kurzes parteipolitisches Intermezzo blieb die Mitgliedschaft in der USPD (1919/20). Seine revolutionäre Feuertaufe erhielt Zielasko bei der Niederschlagung des reaktionären Kapp-Putsches (April 1920), als er mit einer Fahrradpatrouille zwischen der Gladbecker Kampfleitung und den Aufständischen in Wesel Verbindungsdienste leistete. 1920 oder 1922[7] trat er der SPD bei, am 22. Mai 1927 erfolgte die Aufnahme in die KPD, in der Zielasko mehrere Jahre als Literaturobmann der Ortsgruppe Gladbeck wirkte, ferner als Orgleiter in der Zelle Möllerschächte und kurzfristig als Mitarbeiter der Bezirkslitstelle in Essen. Am 1. Januar 1930 „abgebaut", blieb er bis zu seiner Emigration in die UdSSR (1. April 1932)[8] erwerbslos. An verschiedenen Streikkämpfen in den Jahren 1930 bis 1932 nahm der Gladbecker Kommunist regen Anteil (u. a. als Instrukteur bei den Möllerschächten Anfang 1932), einen wesentlich größeren Stellenwert nahm jedoch seine Betätigung im ARBS ein.

Der kommunistische Wirtschaftsemigrant, dessen Frau Elisabeth (geb. Guske) ihm drei Monate später nachfolgte,[9] erhielt nach seiner Ankunft in Sowjetrußland sofort eine Beschäftigung, und zwar zunächst als Bergmann im Schacht 6 des Bergwerks Schtschekino in der Nähe von Tula, wo er nach wenigen Monaten zum Politleiter der deutschen Gruppe bestimmt wurde.[10] Miserable Arbeits- und Lebensbedingungen veranlaßten schon nach kurzer Zeit fast alle deutschen Kumpel zur Rückkehr in die Heimat.[11] Obwohl Zielaskos berufliche Karriere Fortschritte machte (Steiger, Fahrsteiger, Hilfsingenieur), strebte er eine andere Laufbahn an und bewies dabei einen erstaunlichen Ehrgeiz, wie etwa ein Schreiben an die Vertretung der KPD in Moskau dokumentiert: „Ich habe ein großes Interesse, die Kriegsakademie zu besuchen. Grund für mein

4 Rußländisches Staatsarchiv für soziale und politische Geschichte Moskau [künftig zitiert: RGASPI], 495/205/5900, Kaderakte [künftig zitiert: KA] Franz Zielasko, Lebenslauf, 4. 12. 1933.

5 Der in Gaue, Bezirks- und Ortsgruppen gegliederte ARBS existierte bereits vor dem Ersten Weltkrieg. Ursprünglich eine sozialdemokratisch orientierte Organisation, durchlief der ARBS 1918 einen politischen Radikalisierungsprozeß und umfaßte parteilose, der SPD, der USPD und der KPD angehörige Sportler. Dennoch wäre es verfehlt, ihn als getarnte kommunistische Vorfeldorganisation anzusehen.

6 Russisches Staatliches Militärarchiv, Moskau [künftig zitiert: RGVA], 1361/1/7666, ORA/VGH, 8 J22/44, Anklageschrift betr. Gerhard Possner u. a., 31. 3. 1944.

7 Das genaue Beitrittsdatum war nicht zu eruieren, da Zielasko in zwei Lebensläufen dazu verschiedene Angaben machte, worauf 1936 die im Zusammenhang mit seiner „Überführung" in die russische Partei agierende Prüfungskommission kritisch hinwies.

8 Während die Gestapo bzw. der VGH 1943/44 davon ausgingen, Zielaskos legale Ausreise in die UdSSR sei 1932 erfolgt, „um den Folgen eines Strafverfahrens wegen Bandenschmuggels zu entgehen" (vgl. Anm. 6), war jene Entscheidung ausschließlich durch die beabsichtigte Arbeitssuche motiviert. Vgl. RGASPI, 495/205/5900, KA Franz Zielasko, Formular zwecks Besorgung des Parteiausweises von der Zentrale der KPD für den Eintritt in die WKP(B), 23. 8. 1934.

9 Nordrhein-westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf [künftig zitiert: HStA], RW 58/48568, Staatspolizeileitstelle Münster, Außendienststelle Gladbeck, an Staatspolizeileitstelle Düsseldorf, Außendienststelle Essen, 20. 1. 1939.

10 RGASPI, 495/205/5900, KA Franz Zielasko, Lebensläufe, 27. 7. 1933 und 4. 12. 1933.

11 Frank Bajohr (Anm. 3), S. 130.

Interesse ist folgender: Das faschistische Regime wird über kurz oder lang doch abgewirtschaftet haben, und da ist es selbstverständlich, daß bei Machtergreifung durch unsere Partei geschulte Führerkader erforderlich sind. Ich fühle mich allen Anforderungen eines Kommandeurs gewachsen [...]."[12] Die deutsche Parteivertretung beim EKKI würdigte diese Peinlichkeit und einen nochmaligen Vorstoß keiner Antwort, so daß der verhinderte „Kommandeur" in Schtschekino verblieb, wo er schließlich zum Betriebsführer einer Schachtanlage avancierte. Sein Ansuchen um Aufnahme in die KPR wurde zwar 1934 von der deutschen Kommission befürwortet, blieb aber infolge des generellen Aufnahmestopps jahrelang unerledigt.[13] 1937 gerieten Franz Zielasko und seine Frau Elisabeth bei einigen in Schtschekino verbliebenen deutschen Bergleuten ins Zwielicht, weil man sie verdächtigte, Spitzeldienste für das NKWD geleistet und dadurch die Verhaftung einer deutschen Emigrantin verursacht zu haben. Aufgrund dieser Aussagen[14] des „Rußlandrückkehrers" Laurentius P. und seiner Tochter Pauline P.[15] wurde Zielasko 1939 die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt.[16]

Im Herbst 1937 erhielt Zielasko die „Kommandierung" nach Spanien und traf am 14. November 1937 in der Grenzstadt Figueras ein. Nach Zwischenstationen in Pozorubio und als Instrukteur in Madrigueras dem Bataillon „Hans Beimler" der 11. Internationalen Brigade zugeteilt, fungierte er als Politdelegierter einer Kompanie und in der Informationsabteilung des Bataillons als Beobachter. Der deutsche Spanienkämpfer nahm an der Ebroschlacht (Sommer 1938) und auch – in der letzten Phase des Krieges – am sogenannten zweiten Einsatz[17] des stark geschrumpften Kontingents der internationalen Freiwilligen teil.[18] Gustav Szinda stellte ihm ein gutes Zeugnis aus: „Er zeigte sich als ein sehr tapferer und pflichtbewußter Soldat, mit guten militärischen Fähigkeiten, [...] er war einer der besten Beobachter der Brigade. Politisch war er sehr aktiv und interessiert, besitzt kein hohes theoretisches Wissen, ist aber mit der Partei sehr stark verbunden, parteitreu und zuverläßlich, gab sich die größte Mühe,

12 RGASPI, 495/205/5900, Franz Zielasko an „Werter Parteigenosse", 4. 12. 1933, ähnlich in einem weiteren Schreiben vom 27.1. 1934.

13 Ebd., Vorschlag zur Überführung in die WKP(B), 17. 10. 1934; Fritz Weber/Birke (Deutsche Vertretung beim EKKI) an Franz Zielasko, 4. 6. 1936; Beschluß der Prüfungskommission betr. Franz Zielasko, 10. 8. 1936.

14 HStA Düsseldorf, RW 58/30257, Bericht Pauline P., Essen, 6. 12. 1938; Bericht Laurentius P., Essen, 6. 1. 1939; Außendienststelle Essen an Staatspolizeileitstelle Düsseldorf; RW 58/31129, Aussage Pauline P. betr. Hugo Grünheid, Familie Zielasko u. a., undatiert; Zusammenfassung betr. Pauline P., 17. 1. 1939.

15 Pauline P. (geb. 1919) war vom 21. Oktober 1937 bis November 1938 in Tula inhaftiert und wurde nach ihrer Haftentlassung über Polen nach Deutschland abgeschoben. Ihre Eltern hatten die UdSSR bereits im Juli 1937 verlassen. Zum Gesamtkomplex der sowjetischen Abschiebungs- und Auslieferungspraxis in jener Periode vgl. Hans Schafranek, Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland 1937–1941, Frankfurt a. M. 1990.

16 Vgl. Anm. 9.

17 Zum sogenannten zweiten Einsatz vgl. Hans Landauer, La Bisbal und der „Zweite Einsatz", in: *Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes 1986*, Wien 1986, S. 86–103.

18 RGASPI, 495/205/5900, KA Franz Zielasko, Arbeitsbericht während meiner Kommandierung in Spanien, undatiert [1939]; Lebenslauf des Kameraden Franz Zielasko, 8. 3. 1939.

die spanischen politischen Verhältnisse zu studieren und zu begreifen, war sehr eng verbunden mit den spanischen Kameraden."[19]

Zusammen mit den geschlagenen Resten der internationalen Brigaden passierte Franz Zielasko am 9. Februar 1939 die spanisch-französische Grenze und kam ins berüchtigte Internierungslager St. Cyprien, wo ihn bereits wenige Wochen später das Plazet zur Rückkehr in die Sowjetunion erreichte.[20] Diese rasche Entscheidung und die ihm gebotene Möglichkeit, seine frühere Position als Betriebsleiter in Schtschekino wieder einzunehmen, illustrieren die ihm zuerkannte Qualität eines „linientreuen" und verläßlichen „Kaders", auch und gerade unter Berücksichtigung seiner untergeordneten Bedeutung in der politischen Hierarchie.

Nach dem deutschen Angriff gegen die Sowjetunion wurde Zielasko durch die KPD-Führung in Moskau vorgeladen und gefragt, ob er bereit sei, als Kundschafter in Deutschland zu arbeiten. Dieses Ansinnen stieß auf Zustimmung, und der künftige Agent absolvierte eine etwa achtzehnmonatige Ausbildung im Rahmen verschiedener Kominternschulen. Am 19. März 1943 notierte Georgi Dimitroff in seinem Tagebuch, Franz Zielasko sei bei Grujsk, etwa 40 Kilometer südwestlich von Warschau, mittels Fallschirms gelandet.[21] Um sich ausweisen zu können, hatte der Fallschirmagent vor dem Abflug eine Kennkarte auf den Namen seines Schwagers Willi Guske erhalten, der mit ihm zusammen in die Sowjetunion ausgewandert war; gleichzeitig hatte man ihm einen Grenzübertrittsschein und einen Wehrpaß mit den erforderlichen Bescheinigungen ausgehändigt, ferner gefälschte Reise- und Urlaubermarken und einen relativ hohen Geldbetrag (500 RM und 660 US-Dollar). Außerdem trug er einen Koffer mit Wäsche und sonstigen Bedarfsgegenständen bei sich, den er sich bei dem Absprung vor die Brust geschnallt hatte. Nach einem ausgedehnten Fußmarsch und einer kurzen Bahnfahrt erreichte der Kundschafter am nächsten Morgen Warschau, fuhr von hier nach Berlin und anschließend nach Dortmund.[22]

Bei seiner Ankunft im Ruhrgebiet fand Zielasko die denkbar ungünstigsten Bedingungen für eine organisierte und organisierende Tätigkeit im kommunistischen Untergrund vor. Im Januar/Februar 1943 waren die vom ZK-Mitglied Wilhelm Knöchel und dessen Instrukteuren (Alfred Kowalke, Willi Seng, Wilhelm Beuttel, Alfons Kaps) vornehmlich im Ruhrgebiet aufgebauten Organisationsansätze[23] durch die Gestapo aufgerollt und in den folgenden Wochen „restlos zerschlagen"[24] worden. Detlev Peukert

19 Ebd., Kadercharakteristik betr. Franz Zielasko, 17.9.1939.

20 Ebd., Arbeitsbericht Zielasko.

21 Georgi Dimitroff, Tagebücher 1933–1943. Hrsg. von Bernhard Bayerlein, Berlin 2000, S. 664.

22 Vgl. Anm. 6.

23 Laut einer im Juli 1942 an die Moskauer Exilführung der KPD übermittelten Information bestanden feste Beziehungen zu Gruppen in Essen, Duisburg, Düsseldorf, Wuppertal, Solingen, Gelsenkirchen, Recklinghausen, Moers, Bottrop, Osnabrück, Bielefeld, Karlsruhe, Mannheim und Hanau. Vgl. Stiftung Archiv Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundearchiv Berlin [künftig zitiert: SAPMO-BArchB], Nachlaß Wilhelm Pieck, NY 4036/507, Bl. 27.

24 Beatrix Herlemann, Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchel-Organisation, Bonn 1986, S. 154. Hier auch eine kritische Auseinandersetzung mit Vertretern der DDR-Historiographie, die eine Kontinuität der Widerstandstätigkeit im Umfeld der Knöchel-Gruppe behaupteten.

führt für seine Behauptung, daß nach jenem Desaster „einige feste Parteigruppen intakt“[25] geblieben seien, keinerlei Belege an. Ob die Moskauer KPD-Führung und der von ihr entsandte Emissär Zielasko vor seiner Mission bereits Kenntnis von der Liquidierung der Knöchel-Gruppe hatten, ist fraglich.[26] Demnach muß auch offenbleiben, ob seine Intention darauf abzielte, in das Instrukteurnetz der sogenannten KPD-Gebietsleitung Rhein-Ruhr eingegliedert zu werden und diese zu unterstützen,[27] oder ob er in Kenntnis der gegebenen Bedingungen von Anfang an darauf bedacht war, gänzlich neue organisatorische Stützpunkte zu schaffen. Allerdings deuten verschiedene Indizien darauf hin, daß eher letzteres der Fall war. So finden sich in den umfangreichen Ermittlungs- und Strafakten zum Komplex Zielasko nicht die geringsten Hinweise auf geplante Verbindungen zur Knöchel-Organisation, obwohl die Bedeutung jener überregional verankerten Organisationsstrukturen von der Gestapo besonders hoch eingestuft wurde und die Verknüpfung mit einem sowjetischen Fallschirmagenten den Verfolgungsinstanzen ein ebenso willkommenes „Landesverrats“-Konstrukt ermöglicht hätte, wie dies etwa bei der „Roten Kapelle“ der Fall gewesen war. Auch die in der ersten Phase seiner illegalen Tätigkeit geknüpften, recht genau überlieferten Kontakte erlauben den Schluß, daß Zielasko keine Zeit damit verschwendete, dem Phantom einer faktisch nicht mehr existenten KP-Organisation nachzujagen. Gänzlich auf sich allein gestellt, mißachtete er notgedrungen elementare Regeln konspirativen Verhaltens und suchte zunächst einen in Dortmund-Kirchlinde lebenden Onkel namens Kortig auf, bei dem er drei oder vier Tage verblieb. Einen ernstlichen Versuch, Kortig für seine Pläne zu gewinnen, unterließ Zielasko, da er in Gesprächen bald politische Unvereinbarkeiten feststellte und kein unnötiges Risiko eingehen wollte. Auf dem Bahnhof in Wanne-Eickel traf er – angeblich zufällig – die Tochter des früheren ARBS-Mitglieds Kraus, der in Gladbeck lebte und ihm einige Adressen früherer Gesinnungsgenossen überließ,[28] was Zielasko vielleicht in der Absicht bestärkte, seinen langjährigen Wohnort als Ausgangspunkt und Zentrum illegaler politischer Aktivitäten zu wählen.[29] Trotz elfjähriger Abwesenheit kamen ihm hier und später auch in anderen Städten des Ruhrreviers das intensive Engagement in der Arbeitersportbewegung der 1920er Jahre zugute; ein Engagement, aus dem zahlreiche persönliche

25 Detlev Peukert, Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 1933–1945, Frankfurt a. M. 1976, S. 314.

26 Detlev Peukert, Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933 bis 1945, Wuppertal 1980, S. 408, zufolge war im März 1943 noch keine Nachricht von den Verhaftungen nach Moskau gedrungen, eine Feststellung, die allerdings unbelegt bleibt.

27 Frank Bajohr (Anm. 3), S. 132.

28 Vgl. Anm. 6.

29 Die entsprechenden Einschätzungen in den VGH-Akten sind tendenziell widersprüchlich. So ist etwa der Anklageschrift gegen Gerhard Possner und Genossen zu entnehmen, Zielaskos Auftrag habe a priori darin bestanden, „im Ruhrgebiet, vor allem in Gladbeck, seiner früheren Heimat, eine kommunistische Organisation zu schaffen“. Hingegen wird im Urteil gegen Wilhelm Schmidt und Genossen über Zielasko festgestellt: „Da er nur unzureichend mit Existenzmitteln ausgerüstet war, suchte er seine Bekannten, insbesondere die ehemaligen Mitglieder des Arbeiterradfahrbundes ‚Solidarität‘ […], auf, um ihre Stimmung zu erforschen, sich von ihnen unterstützen zu lassen und sie gegebenenfalls zur Mitarbeit zu gewinnen.“

Bekanntschaften und freundschaftliche Verbindungen erwachsen waren, die manchmal, wie noch zu zeigen sein wird, auch parteipolitische Barrieren überwanden.

Als erste Anlaufstelle in Gladbeck wählte Zielasko die Wohnung des Bergmanns Heinrich Possner, mit dem er (ebenso wie mit dessen Bruder Gerhard) bis 1934/35 aus der UdSSR eine briefliche Verbindung unterhalten hatte. Heinrich Possner gewährte dem Illegalen für zwei Wochen Unterschlupf, seine Frau Erna verköstigte ihn, kümmerte sich um die Wäsche und übernahm während eines Fliegerangriffs zur sicheren Aufbewahrung ein verschlossenes Kuvert, das Zielaskos Ausweispapiere und die aus der UdSSR mitgebrachten 660 Dollar enthielt. Auch Gerhard Possner leistete Hilfe, indem er weitere Kontakte vermittelte, Zielasko mehrmals übernachten ließ und 30 Reichsmark überließ. Zum wichtigsten Stützpunkt in Gladbeck wurde jedoch ab Mitte April die Wohnung des auf der Zeche Nordstern (Gelsenkirchen-Horst) beschäftigten Hauers Erich Porsch, der den Kundschafter mit einigen Unterbrechungen bis zum 6. Juni 1943 beherbergte und ihm später die Wohnungsschlüssel überließ.

Der biographische Hintergrund der vier genannten Quartiergeber[30] und Mitarbeiter Zielaskos weist einige bemerkenswerte Gemeinsamkeiten auf: Keiner hatte sich nach 1933 illegal betätigt, keiner hatte vor 1933 eine politische Sozialisation im Rahmen der KPD durchlaufen; alle vier jedoch waren langjährige Mitglieder des ARBS, zum Teil seit 1922 bzw. 1926. Aus dieser Periode datierte auch die Bekanntschaft mit Zielasko, dessen späterer Beitritt zur KPD demnach keine Zäsur im Sinne einer auch persönlichen Distanzierung oder gar Feindschaft begründete.

Auch anhand des biographischen Hintergrundes der weniger exponierten Gladbecker Gesinnungsgenossen, die später in die Hände der Gestapo gerieten, läßt sich zum Teil der Stellenwert ablesen, den die gemeinsame Betätigung in der Arbeitersportbewegung der 1920er Jahre als Grundlage bzw. Motiv für die nunmehrige Kontaktanbahnung einnahm. Alois Grimmbacher, ein Kohlenhauer auf der Zeche Matthias Stinnes, hatte 1929 bis 1933 dem ARBS als Fahrwart angehört. Parteipolitisch nicht organisiert, stand er durch seinen Beitritt zum Reichsbanner (1932) wohl der SPD nahe. Johann Hikisch, ein Schlosser im Hydrierwerk Scholven, der vor 1933 der SPD und dem deutschen Metallarbeiterverband angehörte, kannte Zielasko seit 1925, weil er – damals Besitzer einer Fahrradhandlung und Reparaturwerkstatt – für den ARBS Reparaturen durchführte. Auch die vor 1933 parteilose Elfriede Brunner und ihr auf der Zeche Moltke arbeitender Mann Matthias hatten sich im ARBS engagiert.[31]

30 Die meisten biographischen Informationen liegen über Gerhard Possner vor: Geboren 1899 in Niederhermsdorf (Bezirk Waldenburg). Im September 1918 zur Kriegsmarine einberufen, befand sich Possner beim Ausbruch der Novemberrevolution in Wilhelmshaven, wo er sich zusammen mit anderen Matrosen der USPD zur Verfügung stellte. 1919 Beitritt zur USPD. 1920 Teilnahme an den Kämpfen der „Roten Ruhrarmee" gegen die Regierungstruppen. Rückkehr nach Gladbeck und Beschäftigung als Bergmann. 1925 wurde Possner Mitglied der KPD, die er jedoch bereits nach wenigen Monaten wegen der heftigen Fraktionskämpfe verließ. Von 1922 bis 1933 Mitglied des ARBS und des Roten Bergarbeiterverbandes. Ab 1931 erwerbslos, fand er erst wieder 1938 Beschäftigung auf der Schachtanlage Graf Moltke, wo er bis zu seiner Verhaftung tätig war.

31 Institut für Zeitgeschichte [künftig zitiert: IfZ], München, Fa 117/132. ORA/VGH, 9 J 66/44, Anklageschrift betr. Alois Grimmbacher, 8. 5. 1944.

Vier weitere Gladbecker – Wilhelm Schmidt,[32] Adolf Pfitzner,[33] Paula Pfitzner[34] und Otto Glanert[35] –, zu denen Zielasko Kontakte unterhielt, waren ihm aus der kommunistischen Parteitätigkeit vor seiner Emigration in die UdSSR bekannt.[36]

Bei den ersten Begegnungen mit alten Genossen und neuen Adressaten präsentierte sich der sowjetische Kundschafter des öfteren zunächst als Wirtschaftsemigrant, der bereits 1937 aus der UdSSR zurückgekehrt bzw. ausgewiesen worden sei, seitdem in Ostpreußen gearbeitet habe und nunmehr seinen Urlaub im Ruhrgebiet verbringe, um Bekannte von früher aufzusuchen. Anschließend schilderte er die sozialen Verhältnisse in der UdSSR in den leuchtendsten Farben und gab andeutungsweise zu verstehen, daß er immer noch Kommunist sei. Manchmal stieß er schon bei vorsichtigen Tastversuchen dieser Art auf so schroffen Widerspruch, daß eine Beendigung des Gespräches und des jeweiligen persönlichen Kontaktes insgesamt ratsam erschien.[37] Zeigten sich seine Zuhörer hingegen interessiert, waren sie zudem durch dritte Personen legitimiert, ging Zielasko einen Schritt weiter und berichtete z. B. über seine Erlebnisse im Spanischen Bürgerkrieg oder deutete ein illegales Vorhaben an, dessen Realisierung zuverlässige und loyale Genossen erfordere. Besonders vertrauenswürdig scheinenden Sympathisanten gab er sich, zumeist beim zweiten oder dritten Treffen, als sowjetischer Fallschirmagent zu erkennen, der in einer speziellen Mission nach Deutschland gekommen sei.

Diese abgestufte Form der Selbstdarstellung, die im Laufe der Zeit einige Modifikationen durchlief und mitunter auch einer weniger vorsichtigen Kontaktanbahnung wich, war zwar ein elementares Gebot der eigenen Sicherheit, trug aber auch dazu bei, eine gänzlich „unkonspirative" Neugier zu wecken und perspektivisch schwer kontrollierbare Gerüchte oder auch Mißtrauen zu nähren. Sehr anschaulich läßt sich diese Konstellation im Falle des schon genannten Hikisch illustrieren, dem gegenüber Zielasko bei der ersten Begegnung kein Hehl aus seiner kommunistischen Einstellung

32 Wilhelm Schmidt. Geboren 1901 in Dudweiler. Bis 1930 Bergmann, dann bis 1937 arbeitslos. Zuletzt als Montagearbeiter im Kraftwerk der Zeche Scholven beschäftigt. 1931 bis 1933 KPD, u. a. Ortsteilleiter in Gladbeck-Zweckel.

33 Adolf Pfitzner. Geboren 1900 in Waldenburg. Lebte seit 1924 in Gladbeck und war als Bergmann in verschiedenen Schachtanlagen beschäftigt, zuletzt auf der Zeche Zweckel. 1925 bis 1933 KPD-Mitglied, ferner RFB, RHD, IAH, EVBD (Ortsgruppenleiter).

34 Paula Pfitzner. Geboren 1901 in Oberhermsdorf (Bezirk Waldenburg). Lebte seit 1928 in Gladbeck. 1931 bis 1933 KPD; ferner im Einheitsverband (hervorgegangen aus der RGO) Kassiererin für Gladbeck und Leiterin der Frauenabteilung des Einheitsverbandes.

35 Otto Glanert. Geboren 1897 in Minchenwalde (Bezirk Labiau). Anfangs in der elterlichen Landwirtschaft beschäftigt. 1914 ins Ruhrgebiet übersiedelt; auf verschiedenen Zechen als Bergmann beschäftigt, zuletzt bei den Möllerschächten in Gladbeck. Weltkriegsteilnehmer 1917 bis 1918, Unteroffizier. 1925/26 SPD, anschließend KPD, Gruppenführer im RFB. Wegen Inaktivität Ausschluß aus der KPD. Am 10. April 1937 durch das OLG Hamm wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu einem Jahr Gefängnis verurteilt (Haft bis 19. September 1937).

36 IfZ, Mf 539, ORA/VGH, 8 J 71/44, Anklageschrift betr. Wilhelm Schmidt u. a., 9. 5. 1944; ebd., Fa 117/132, ORA/VGH, 9 J 66/44, Anklageschrift betr. Alois Grimmbacher u. a., 8. 5. 1944.

37 Etwa am 6. Mai 1943, als Gerhard Possner anläßlich seines Geburtstages von seinem Vater, seiner Schwester und seinem Schwager besucht wurde, denen er Zielasko vorstellte. Possners Verwandte verhielten sich strikt ablehnend. Quelle wie Anm. 6.

gemacht hatte, ohne indes Näheres über seine Absichten und Pläne verlautbaren zu lassen: „Etwa eine Woche später erhielt Hikisch den Besuch des Hauers Gerhard Possner [...]. Possner kam alsbald mit der Neuigkeit heraus, daß er mit Zielasko gesprochen habe, dieser sei aus Sowjetrußland gekommen, allem Anschein nach mittels Fallschirmabsprunges, und suche nun Fühlung mit den alten Genossen, um hier eine kommunistische Organisation aufzubauen; aus diesem Grunde besuche er nun die früheren Mitglieder des Radfahrvereins und sonstige bekannte Genossen. Hikisch erzählte darauf, daß er selbst auch bereits von Zielasko aufgesucht worden sei und dabei gemerkt habe, daß er von ihm beschwindelt worden sei. Als einige Wochen später Zielasko wiederum bei Hikisch erschien, hielt dieser ihm vor, was Gerhard Possner erzählt hatte. Zielasko bestritt das nicht. Er erwiderte nur: ‚Du willst mir doch wohl nicht die Würmer aus der Nase ziehen? Daß ich mit dem Flugzeug herübergekommen bin, ist doch selbstverständlich, sonst wäre ich doch nicht hier! Wie soll ich denn sonst herkommen?!' Hikisch will sich von da an gegenüber Zielasko zurückhaltend und ablehnend verhalten haben. Er will zum Ausdruck gebracht haben, daß er für solche Sachen zu alt sei und nichts mehr damit zu tun haben wolle."[38]

In argumentative Bedrängnis gerieten der sowjetische Kundschafter bzw. seine engeren Mitstreiter bisweilen auch, wenn weniger eingeweihte Kontaktpersonen Verdacht schöpften, weil sie den angeblichen „Urlauber" nach Monaten nochmals trafen oder anderweitig von seiner Anwesenheit erfuhren.[39] Daß eine solche, auch aus anderen Städten des Ruhrreviers überlieferte Konstellation, aus der allerlei Tratschereien erwuchsen, folgenlos blieb, deutet andererseits auf ein relativ intaktes und sozial abgeschirmtes antifaschistisches Milieu hin. Zwar gaben einige der Minderbeteiligten in den späteren Gestapoverhören zu Protokoll, eine Anzeige sei lediglich deshalb unterblieben, um nicht zugleich mit dem sowjetischen Agenten auch dessen engeres personelles Umfeld dem Verderben preiszugeben,[40] doch dürfte es sich dabei um eine Schutzbehauptung gehandelt haben, die dem Zweck diente, die grundsätzliche Abneigung gegen Denunziantentum zu verschleiern und eine moralische Zwangslage zu suggerieren. In manchen Fällen erforderte die Absicht, sich der Mitarbeit an Zielaskos Projekt zu entziehen oder auch nur eine weitergehende Mitwisserschaft hintanzuhalten, eine gefährliche Gratwanderung.

Als Beispiel sei ein Detail im Zusammenhang mit dem gescheiterten Versuch angeführt, Wilhelm Schmidt und einige weitere ehemalige Gladbecker KPD-Mitglieder

38 IfZ, Fa 117/132, ORA/VGH, 9 J 66/44, Anklageschrift betr. Alois Grimmbacher u. a., 8. 5. 1944.

39 Als Beispiel sei hier ein Passus aus der Anklageschrift gegen Alois Grimmbacher u. a. zitiert: „Grimmbacher will Zweifel an der Richtigkeit der Angaben des Zielasko erst bekommen haben, als er geraume Zeit später Zielasko zufällig auf der Straße traf. Da die angebliche Urlaubszeit längst überschritten war, kam Grimmbacher auf den Gedanken, daß mit Zielasko etwas nicht stimmen könne. Er äußerte diese Vermutung gegenüber Heinrich Possner und wurde nun von diesem darüber aufgeklärt, daß Zielasko mit dem Fallschirm an der deutschen Ostgrenze abgesprungen sei und den Auftrag habe, in Deutschland kommunistische Zersetzungsarbeit zu leisten. Auf Grund dieser Mitteilungen nahm Grimmbacher an, daß Zielasko sich in Deutschland als Spion herumtreibe und illegale Arbeit leiste [...]."

40 Vgl. Anm. 31.

(Adolf Pfitzner, Paula Pfitzner u. a.) zu einer Unterstützung zu bewegen.[41] Schmidt war als Montagearbeiter auf der Baustelle des Kraftwerks Scholven in Gelsenkirchen-Buer beschäftigt und weihte im Juni 1943 den Obermonteur Heinrich Obenhaus in die Angelegenheit Zielasko ein, um sich mit dessen Hilfe aus der Affäre zu ziehen: „Schmidt bat den Obenhaus, da er mit der Sache nichts zu tun haben wolle, dafür zu sorgen, daß er an eine andere Baustelle nach auswärts verlegt würde; Obenhaus versprach, deswegen mit dem Oberingenieur Rücksprache zu nehmen, doch meinte er, daß eine Verlegung kaum möglich sein werde, da auf der dortigen Baustelle jeder Mann gebraucht würde. Im übrigen gab er dem Schmidt den Rat, die Sache bei der Geheimen Staatspolizei anzuzeigen.[42] Diesen Gedanken wies Schmidt jedoch von sich. Als einige Tage später Obenhaus dem Schmidt auf dessen Nachfrage erklärte, daß er mit dem Oberingenieur noch nicht habe sprechen können, meinte Schmidt: ‚Dann laß die Sache [unleserlich – H. S.], der Mann kommt vielleicht nicht mehr wieder.' "[43]

Die Grenzlinien zwischen physischer Existenzsicherung und den Vorbereitungen zum Aufbau einer kommunistischen Organisation verwischten sich häufig, und beide Elemente in der Untergrundtätigkeit Zielaskos blieben während seines Aufenthaltes in Gladbeck an den gleichen Personenkreis gebunden, weil er das Risiko scheute, sich zu „legalisieren", d. h. sich mittels der gefälschten Dokumente durch Meldung beim Arbeitsamt und durch polizeiliche Anmeldung in die allgemeine Lebensmittelzuteilung eingliedern zu lassen.

Wie erwähnt, fand Zielasko erst Mitte April einen längerfristig nutzbaren Stützpunkt in Gladbeck. Dennoch bemühte er sich schon wenige Tage nach seiner Ankunft um eine lokale Ausdehnung seines Wirkungskreises und suchte den in Rheine wohnhaften Heinrich Duhme auf, einen im Ersten Weltkrieg schwer verwundeten Invaliden, der vor 1933 als Bezirksleiter des ARBS[44] fungiert und mit der SPD sympathisiert hatte. Zielasko führte sich hier mit einer ähnlichen Geschichte wie zuvor in Gladbeck[45] ein und ließ sich dann in die Wohnung Gerhard Lutters begleiten. Auch hier ergab sich ein Anknüpfungspunkt, da der ehedem sozialdemokratisch orientierte Lutter (1931 bis 1933 Mitglied des Reichsbanners) seit 1919 im ARBS tätig war, u. a. als Ortsgruppen- und Bezirksfahrwart.[46] Duhme schenkte dem aus der UdSSR kommenden Besucher anfangs Glauben, wurde aber mißtrauisch, als Zielasko drei Wochen später nochmals und im Mai 1943 ein drittes Mal erschien. Einer Antwort auf die eindringliche Frage

41 Zielasko bedrängte Schmidt, Verbindungen nach Buer zu schaffen, was dieser ablehnte. Auch die Anton Pfitzner zugedachte Rolle eines Organisators in Gladbeck stieß auf Ablehnung.

42 Auch dies war wahrscheinlich eine bloße Schutzbehauptung während der späteren Gestapoverhöre. Es ist kaum anzunehmen, daß Schmidt Obenhaus ins Vertrauen gezogen hätte, wenn er nicht mit dessen Verschwiegenheit gerechnet hätte. Tatsächlich unterließ auch Obenhaus, der 1931 einige Monate der KPD angehört hatte, eine Anzeige.

43 IfZ, Mf 539, VGH/ORA, 8 J 71/44, Anklageschrift betr. Wilhelm Schmidt u. a., 9. 5. 1944.

44 Als Leiter des Bezirks 8 war Duhme für die Orte Rheine, Münster, Bocholt und Nordhorn zuständig.

45 SAPMO-BArchB, NJ 203/2, Staatspolizeileitstelle Münster, Außendienststelle Gladbeck, Vernehmungsprotokoll Heinrich Duhme, 24. 8. 1943.

46 Ebd., Vernehmungsprotokoll Gerhard Lutter, 23. 8. 1943; NJ 203/3, Erna Lutter an ORA/VGH, 20. 4. 1944.

nach dem eigentlichen Zweck seines Aufenthaltes wich der ungebetene Gast ebenso aus wie der Konfrontation mit der gänzlich unglaubwürdig gewordenen „Urlaubs"-Variante. Trotzdem händigte ihm Duhme auf Verlangen ein Adressenverzeichnis der früheren ARBS-Mitglieder aus und berichtete ihm über die Stimmung unter den Arbeitern. Zielaskos Unschlüssigkeit lag möglicherweise darin begründet, daß er sich bei der Einschätzung Duhmes und auch Lutters gänzlich auf seine eigene Urteilskraft verlassen mußte, da es sich um isolierte, aus eigener Initiative geknüpfte Kontakte handelte. Bei einer tags darauf in Lutters Wohnung stattfindenden Besprechung offenbarte er sich jedoch, berichtete von dem Fallschirmabsprung in Polen und legte, um seine nunmehrige Version zu bekräftigen, auch die auf den Namen seines Schwagers ausgestellte Kennkarte vor. Zum Aufbau der illegalen KPD im Ruhrgebiet benötige er zuverlässige, aber politisch wenig bekannte Menschen. Duhmes Entgegnung, er solle sich für dieses Vorhaben doch an die ehemaligen Mitglieder der KPD wenden, fand kein Gehör. Sowohl Lutter als auch Duhme boten eine für ihre bescheidenen Verhältnisse großzügige finanzielle Unterstützung (50 bzw. 25 Reichsmark), verhielten sich jedoch ablehnend gegenüber dem Ansinnen, am Wiederaufbau der KPD mitzuwirken[47] – eine Absage, die beide nicht vor dem Todesurteil und der Hinrichtung bewahrte.

Gleichfalls im Alleingang bemühte sich Zielasko im April 1943 um eine Verbindung nach Holzen (bei Schwerte), wo er Hermann Siek antraf, einen alten Bekannten aus dem ARBS.[48] Etwas abweichend von seiner sonstigen Einführung versuchte der unerwartete Besucher, seinem Gesprächspartner weiszumachen, er sei zu Beginn des Krieges gegen die UdSSR ausgewiesen worden und habe aufgrund einer Erbschaft seiner Frau seitdem in Ostpreußen gelebt. Weiterhin erwähnte Zielasko, er sei bei einer Firma als Reisender für landwirtschaftliche Maschinen tätig, wolle jedoch für diesen Betrieb in Ostpreußen nicht weiter arbeiten und halte sich „unberechtigt" im Rheinland auf, was Siek einen Arbeitsvertragsbruch vermuten ließ. Er bot seinem Gast ein Nachtquartier an und teilte ihm zahlreiche Namen und Adressen von früheren ARBS-Mitgliedern in Applerbeck mit; dies allerdings in der Annahme einer nicht politisch motivierten Besuchstour.[49] Wesentlich gravierendere Verdachtsmomente vermochte Siek später zu entkräften, was ihn vor einer Verurteilung durch den Volksgerichtshof bewahrte, nicht jedoch vor der Rache der Gestapo.

Ab Anfang Mai 1943 versuchte Zielasko, in Gelsenkirchen Fuß zu fassen. Hier war im Hinblick auf die individuelle bzw. gruppenspezifische Rekrutierungsbasis für potentielle Anhänger eine andere Situation vorhanden als in Gladbeck oder Rheine.

47 SAPMO-BArchB, NJ 203/1, ORA/VGH, 8 J 69/44, Anklageschrift Heinrich Duhme u. a.; VGH, 2. Senat, Urteil in der Strafsache Heinrich Duhme u. a., 19. 7. 1944; NJ 203/2, Vernehmungsprotokolle Heinrich Duhme, 24. 8. 1943 und 10. 9. 1943; Vernehmungsprotokolle Gerhard Lutter, 23. 8. 1943 und 24. 8. 1943.

48 Der 1888 geborene Fabrikarbeiter Hermann Siek war von 1910 bis 1916 SPD-Mitglied. Dem ARBS gehörte er von 1911 bis 1933 an, zeitweise in der Funktion eines Bezirkssportleiters. 1930 trat er der Roten Hilfe bei.

49 SAPMO-BArchB, NJ 203/2, Geheime Staatspolizei, Außendienststelle Gelsenkirchen, Vernehmungsprotokoll Hermann Siek, 26. 8. 1943.

Von den (mindestens) 19 aus Gelsenkirchen stammenden Personen, die im August 1943 in die Fänge der Gestapo gerieten, sind in 14 Fällen nähere biographische Informationen überliefert: acht hatten vor 1933 der KPD angehört bzw. mit ihr sympathisiert (Friedrich Rahkob, Paul Bukowski, August Brohl, Johann Eichenauer, Rudolf Litteck, Karl Delbeck, Emil Rattay, Karl Schuster); lediglich vier kamen aus der Arbeitersportbewegung: Karl Delbeck und Andreas Schillack jun. vom Roten Sport, Leo Marek und Gustav Kerutt vom ARBS.

Ein Blick auf die berufliche Situation der 14 involvierten Personen zeigt den potentiellen Stellenwert für eine angestrebte Verankerung in Großbetrieben:

Zeche Nordstern – Johann Eichenauer, Karl Delbeck, Andreas Schillack jun.; Zeche Zollverein – Paul Bukowski, August Brohl; Zeche Wilhelmine Victoria – Emil Rattay, Fritz Symanski; Zeche Consolidation – Leo Marek; Zeche Graf Bismarck – Hermann Frost; Zeche Matthias Stinnes – Karl Schuster; Mannesmann – Gustav Kerutt.

Friedrich Rahkob war 1943 bei einer Düsseldorfer Rohrleitungsgesellschaft in Gelsenkirchen beschäftigt, Rudolf Litteck als Kraftfahrer bei einer Privatfirma. Fina Rattay ging keiner Erwerbsarbeit nach.[50]

In Gelsenkirchen kannte Zielasko aus seiner Tätigkeit im ARBS lediglich Leo Marek und Gustav Kerutt, aber offensichtlich nicht gut genug, um auf eigene Faust eine Kontaktanbahnung zu wagen. Es kam ihm deshalb sehr gelegen, daß ihn Erich Porsch mit Marek, seinem Halbbruder, zusammenführte. Die verwandtschaftlichen Bande und Porschs Empfehlung ließen die bereits skizzierte Tarnung als überflüssig erscheinen, Zielasko sprach offen von seinen Zielen, die auf positive Resonanz stießen. Marek machte den sowjetischen Emissär auch auf Hermann Frost als potentiellen Mitstreiter aufmerksam,[51] der sich gleichfalls zur Mitarbeit bereiterklärte. Frost wiederum vermittelte den Kontakt mit Emil Rattay,[52] der schon bei der ersten Besprechung in die Pläne des sowjetischen Fallschirmagenten eingeweiht wurde. Als dieser ihm auseinandersetzte, es sei nötig, in jeder Stadt zwei bis drei Genossen zu gewinnen, die mit ihm,

50 Die Angaben über die 14 genannten Personen wurden anhand folgender Quellen zusammengestellt: SAPMO-BArchB, NJ 1390/1, Anklageschrift betr. Andreas Schillack u. a., 12. 4. 1944; NJ 1391/2, Anklageschrift betr. Friedrich Rahkob u. a., 22. 4. 1944; NJ 1392/1, VGH-Urteil gegen Gerhard Possner u. a., 21. 6. 1944; RGVA, 1361/1/7666, Anklageschrift betr. Gerhard Possner u. a., 31. 3. 1944.

51 Dieser Punkt ist nicht eindeutig geklärt. Der VGH stützte sich in seinem Urteil ausschließlich auf die erpreßten Aussagen bei den Polizeiverhören, deren Inhalt Marek bei der Hauptverhandlung widerrief. Dieser späteren Aussage zufolge vermittelte er den Kontakt zwischen Zielasko und Frost nicht, um jenem einen kommunistischen Mitarbeiter zuzuführen, sondern lediglich deshalb, weil Knappschaftsangelegenheiten besprochen werden sollten. Vgl. SAPMO-BarchB, NJ 1392/1, VGH, 2. Senat, Urteil in der Strafsache gegen Gerhard Possner u. a., 21. 6. 1944. In diesem Urteil wird auch behauptet, Marek habe Frost als früheres Mitglied der KPD und kommunistischen Betriebsrat gekannt, während aus der dem Urteil vorangestellten Beschreibung der persönlichen Verhältnisse der Angeklagten hervorgeht, daß Frost die SPD und später die KPD wählte, aber niemals einer Partei angehörte.

52 Emil Rattay. Geborben 1905 in Konopken (Kreis Johannisburg). Ursprünglich in der Landwirtschaft beschäftigt, später als Rottenarbeiter bei der Eisenbahn und schließlich Bergmann auf der Zeche Wilhelmine Victoria in Gelsenkirchen. Ab 1931 arbeitslos, im selben Jahr Beitritt zur KPD (Straßenkassierer). 1932 in die UdSSR emigriert, wo er als Steiger beschäftigt war. 1933 heiratete er die Russin Fina Schulena, mit der er 1937 nach Deutschland zurückkehrte. Seitdem wieder Beschäftigung auf der Zeche Wilhelmine Victoria.

Zielasko, in Verbindung blieben und ihm laufend Berichte über die Stimmung der Arbeiterschaft erstatteten, sagte Rattay seine Mitarbeit zu und brachte ihn mit seinem Arbeitskollegen Fritz Symanski[53] zusammen, den er zu diesem Zweck in den Stadtpark bestellte, nachdem er ihm zuvor von einem „hohen Besuch" erzählt hatte. Offenbar faßte Zielasko von Anfang an Vertrauen zu dem neuen Sympathisanten, da er vor ihm seinen Plan entwickelte, in Gelsenkirchen eine kommunistische Organisation ins Leben zu rufen und, so die spätere Anklage, einen aus Rattay, Frost und Symanski bestehenden Dreierkopf zu bilden.[54]

Diese Version weckt allerdings gewisse Zweifel. Der sowjetische Emissär kannte die angeblich als Leitungsmitglieder vorgesehenen Mitarbeiter erst seit sehr kurzer Zeit, und keiner von ihnen verfügte über Erfahrungen im illegalen Kampf gegen den Nationalsozialismus; Frosts Alter betrug 62 Jahre, was ihn kaum für eine derartige Funktion prädestinierte. Unter den gegebenen Bedingungen wäre die genannte personelle Zusammensetzung eines solchen Leitungsgremiums ein voluntaristischer Kraftakt gewesen, der unseren sonstigen Kenntnissen über Zielaskos Vorgangsweise eher widerspricht. Hingegen kann angenommen werden, daß er grundsätzlich beabsichtigte, das Zentrum des geplanten Organisationsaufbaus nach Gelsenkirchen zu verlagern. Als Indiz dafür ist sein – gescheitertes – Bemühen um eine längerfristige Wohnmöglichkeit in dieser Stadt anzuführen.

Vor allem durch Porschs Hilfe gelang es, den Sympathisantenkreis in Gelsenkirchen zu verbreitern. Bereits Anfang bzw. Mitte Mai 1943 konnte Zielasko die Bergleute Andreas Schillack jun.,[55] Karl Delbeck[56] und Karl Schuster[57] von seinen Vorstellungen überzeugen, während ein zur gleichen Zeit hergestellter Kontakt mit Stanislaus Sieradzki[58] keine Ergebnisse zeitigte.

53 Fritz Symanski. Geboren 1902 in Paterschowensee (Bezirk Ortelsburg). Zuerst Arbeit in der Landwirtschaft. Seit 1922 in Gelsenkirchen. Bergmann auf den Zechen Rhein-Elbe und Wilhelmine Victoria. 1930 bis 1937 arbeitslos, dann wieder auf der Zeche Wilhelmine Victoria. Parteilos, wählte zeitweise KPD.

54 RGVA, 1361/1/7666, ORA/VGH, 8 J 22/44, Anklageschrift betr. Gerhard Possner u. a., 31. 4. 1944.

55 Andreas Schillack jun. Geboren 1907 in Gelsenkirchen. Bergmann. 1929 durch Unfall erwerbsunfähig. Seit 1937 wieder im Bergbau beschäftigt, zuletzt als Maschinist auf der Zeche Nordstern in Gelsenkirchen. Zur Verbindung mit Zielasko vgl. SAPMO-BArchB, NJ 1390/2, Außendienststelle Gelsenkirchen, Vernehmungsprotokolle Andreas Schillack, 12. 8. 1943 und 7. 9. 1943.

56 Karl Delbeck. Geboren 1898 in Buer-Erle. Kriegsteilnehmer 1917 bis 1918, verwundet. Als Bergmann auf der Zeche Nordstern in Gelsenkirchen beschäftigt. Parteilos. Gewerkschaftlich im „alten" Erzarbeiterverband organisiert, später in der Union der Hand- und Kopfarbeiter. Seit 1930 Vereinsvorsitzender des Roten Sports in Horst. Am 23. April 1934 wegen Vorbereitung zum Hochverrat (Unterstützung der KPD) zu einem Jahr und vier Monaten Gefängnis verurteilt, Haftentlassung am 11. Dezember 1934. Zur Verbindung mit Zielasko vgl. SAPMO-BArchB, NJ 1390/2, Außendienststelle Gelsenkirchen, Vernehmungsprotokolle Karl Delbeck, 15. 8. 1943 und 21. 8. 1943.

57 Karl Schuster. Geboren 1890 in Groß-Dankheim (Bezirk Ortelsburg). Kriegsteilnehmer, 1915 bis 1918 russische Kriegsgefangenschaft. 1920 bis 1933 KPD, zeitweilig Zellenkassierer; ferner RHD, RFB, RGO, Proletarischer Freidenkerverband. Als RGOler gehörte er dem erweiterten Betriebsausschuß der Zeche Nordstern an. Wegen Zugehörigkeit zum RFB am 18. Oktober 1934 zu einem Jahr und zwei Monaten verurteilt. Ab 1930 erwerbslos; seit 1937 auf der Zeche Matthias Stinnes in Karnap beschäftigt.

58 Diese Annahme gründet sich auf den Umstand, daß das gegen Sieradzki eingeleitete Ermittlungsverfahren im April 1944 eingestellt wurde, weil Marek und Frost ihn hinsichtlich einer im Mai 1943

Verläßliche Informationen über die konzeptionellen organisatorischen Vorstellungen Zielaskos und über die politischen Perspektiven seiner rastlosen Untergrundtätigkeit sind lediglich spärlich und fragmentarisch vorhanden, was wahrscheinlich nicht nur auf eine mangelhafte Überlieferung der Quellen zurückzuführen ist. Mehr noch dürfte sich in diesem Defizit die Tatsache widerspiegeln, daß die Sicherung der materiellen Existenz ein überaus gewichtiger Faktor blieb, der einen Großteil der Tätigkeit des Kundschafters beanspruchte. Dementsprechend häufig und detailliert finden sich in den Vernehmungsprotokollen und anderen Dokumenten Berichte, die Fragen der Unterkunft, Verpflegung, finanziellen Unterstützung und des jeweils unterschiedlichen Wissens um diese Rahmenbedingungen betreffen. Einige Aussagen thematisieren jedoch eine weitergehende Dimension:

Ende Juli 1943 unternahm Zielasko von Essen aus einen neuerlichen Versuch, seine Basis in Gelsenkirchen zu verbreitern. Friedrich Rahkob sagte dazu u. a. aus: „Von Franz Zielasko habe ich Anweisung erhalten, in Gelsenkirchen die KPD neu aufzuziehen. Zu diesem Zwecke sollte ich mir zuverlässige Genossen suchen, diese informieren und versuchen, sie zur Mitarbeit zu gewinnen. Außerdem sollten in den Betrieben Männer eingesetzt werden, zur Bildung von Zellen. Franz Z. erklärte weiter, daß bei dieser Tätigkeit nichts geschrieben werden sollte, es sollten keine Sammlungen vorgenommen werden, weder Beiträge eingezogen noch Flugblätter verteilt werden. Von einem festen Gefüge war keine Rede, es handle sich hier nur um einen losen Zusammenhang unter ehemaligen Gesinnungsgenossen. Falls es zu einem Umsturz käme, sollte das Gerippe der Bewegung bereits stehen. Ich habe zugesagt, im Sinne des Auftraggebers zu arbeiten, soweit es mir möglich war. Obwohl ich vorher Bedenken äußerte wegen meines Alters, redete mir Zielasko doch zu mitzumachen, denn ich brauchte weiter nichts zu tun, als ihm die Leute namhaft zu machen. Alles weitere besorge er, und auch er trage die Verantwortung, ich hätte weiter nichts damit zu tun. In dieser Weise war ich dann auch für Franz tätig."[59]

Nicht zuletzt unter dem Eindruck der schweren alliierten Luftangriffe auf die Zentren des Ruhrreviers in diesen Monaten[60] rechnete Zielasko offensichtlich mit einer eher kurzen Perspektive bis zum Zusammenbruch des Regimes.[61] Dennoch unterschätzte er nicht die ungebrochene Kraft der nationalsozialistischen Repressionsmaschinerie,

stattgefundenen Zusammenkunft mit Zielasko entlasteten. Vgl. SAPMO-BArchB, NJ 1392/2, ORA/VGH, Verfügung betr. Einstellung von Ermittlungsverfahren, 6. 4. 1944.

59 SAPMO-BArchB, NJ 1391/3, Geheime Staatspolizei, Außendienststelle Gelsenkirchen, Vernehmungsprotokoll Friedrich Rahkob, 25. 8. 1943.

60 In Essen etwa wurde zwischen April und August 1943 93mal Fliegeralarm ausgelöst. Vier Großangriffe der alliierten Luftstreitkräfte auf Essen (3. 4. 1943, 1. 5. 1943, 28. 5. 1943, 25. 7. 1943) verursachten 4895 Brände, darunter 1289 Großbrände. Vgl dazu die Monatsstatistik bei Ernst Schmidt, Lichter in der Finsternis. Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, Frankfurt a. M. 1980, S. 390.

61 Bei einer Zusammenkunft mit Essener Sympathisanten (1. 8. 1943) äußerte sich Zielasko in folgendem Sinne: „Der Krieg sei für Deutschland bereits verloren; die Arbeiter müßten sich daher so einrichten, daß sie den Verhältnissen nicht unvorbereitet gegenüberstünden, wenn die Front zusammenbreche." Vgl. SAPMO-BArchB, NJ 1391/2, ORA/VGH, 9 J 65/44, Anklageschrift betr. Friedrich Rahkob u. a., 22. 4. 1944. Ähnliche Argumentationsmuster finden sich in vielen anderen Dokumenten.

worauf etwa seine strikte, wiederholt bezeugte Absage an eine illegale, öffentlichkeitswirksame Propaganda (Schmieraktionen, Flugblätter usw.) hindeutet. Ein anderslautender Bericht aus der Nachkriegszeit[62] findet keinerlei Bestätigung in den zeitgenössischen Quellen.

Mehrfach belegt sind Hinweise, denen zufolge Zielasko Berichte über die Stimmung in der Arbeiterschaft von seinen Verbindungsleuten verlangte und auch mit einer gewissen Regelmäßigkeit erhielt, etwa von Emil Rattay und Hermann Frost, vereinzelt auch von Heinrich Duhme und anderen. Der beabsichtigte Verwendungszweck dieser Berichte verweist auf einen Aspekt der Aktivitäten des sowjetischen Agenten, der intentional wohl ebensolche Bedeutung hatte wie der Aufbau eines weit ausgedehnten Kreises von politischen Gesinnungsgenossen, aber für die Forschung weitaus weniger greifbare Spuren hinterlassen hat. Da Zielasko im Gegensatz zur überwiegenden Mehrzahl der anderen Fallschirmagenten ohne die Begleitung eines Funkers abgesprungen war und auch selbst über kein Funkgerät verfügte, sollte der Nachrichtentransfer an die Moskauer KPD-Führung über einen anderen Weg erfolgen. Der Kundschafter fertigte anhand der Stimmungsberichte seiner Informanten in Gerhard Possners Wohnung chiffrierte Texte an. Zu deren Übermittlung und auch um selbst weitere Anweisungen sowie finanzielle und andere Hilfsmittel in Empfang zu nehmen, war er angewiesen worden, sich jeden Sonnabend um 16 Uhr auf dem Bahnhof Gladbeck-West einzufinden und dort mit einem aus Holland kommenden Kurier zwecks Materialaustauschs den Kontakt herzustellen.[63] Zweifellos handelte es sich dabei um einen Mittelsmann aus dem Amsterdamer Apparat des OMS-Residenten Daan Goulooze.[64] Auch schwere Mißhandlungen durch die Gestapo konnten Zielasko nicht dazu bewegen, Näheres über jene Verbindung preiszugeben – er blieb bei der Version, der holländische Kurier sei zu dem vereinbarten Treffpunkt nicht erschienen. Und damit sagte er vermutlich die Wahrheit. Möglicherweise existierte auch eine Ersatzverbindung. Zielasko hatte Erich Porsch anvertraut, er stünde mit einem „Radisten" (d. h. Funker) in Kontakt.[65] Dabei könnte es sich um Jan Proosdij handeln, einen in Moskau geschulten Sendespezialisten, den Goulooze Anfang Dezember 1942 nach Berlin entsandt hatte, um der Knöchel-Gruppe eine eigenständige Funkverbindung mit der Moskauer KPD-Führung zu ermöglichen. Allerdings stand Proosdij seit Februar 1943 unter Beobachtung der Gestapo, die ihn am 22. Mai 1943 verhaftete.[66]

Obwohl man also mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit davon ausgehen kann, daß die vorgesehenen Kommunikationsmöglichkeiten des nach Deutschland entsandten Agenten entweder gar nicht zustande kamen oder nach kurzer Zeit abrissen, ließ er

62 Ein solcher Bericht aus dem „Westdeutschen Volksecho" (12. 9. 1947) wird zitiert bei Detlev Peukert, Ruhrarbeiter gegen den Faschismus (Anm. 25), S. 315.

63 RGVA, 1361/1/7666, Anklageschrift betr. Gerhard Possner u. a.; SAPMO-BArchB, NJ 1392/1, VGH-Urteil betr. Gerhard Possner u. a.; NJ 203, Anklageschrift betr. Heinrich Duhme u. a., 4. 5. 1944; IfZ, Fa 117/132, Anklageschrift betr. Alois Grimmbacher u. a., 8. 5. 1944.

64 *Otdel Meždunarodnoj Svjazi* [Abteilung für internationale Verbindungen (der Komintern)].

65 RGVA, Anklageschrift betr. Gerhard Possner, 31. 3. 1944.

66 Vgl. Beatrix Herlemann, Auf verlorenen Posten (Anm. 24), S. 137 f., S. 144; HStA Düsseldorf, RW 58/31576, Tätigkeitsbericht, 21. 2. 1943.

in seinen energischen Bemühungen um die Schaffung zusätzlicher lokaler Stützpunkte keineswegs nach. Während Rattay bei der Suche nach einer Dauerunterkunft für Zielasko in Gelsenkirchen erfolglos blieb, konnte dieser eine Verbindung nach Herne (Erich Mumm,[67] Fritz Struckmeier,[68] Heinrich Holtgreve[69]) herstellen.

Besonderen Wert legte Zielasko auf Betätigungsmöglichkeiten in der Ruhrmetropole Essen, ein Vorhaben, das erst über verschiedene Zwischenstationen[70] ansatzweise realisiert werden konnte. Unter Berufung auf Frieda Funk (Hamborn), die Witwe eines 1933 im Polizeipräsidium von Recklinghausen ermordeten KPD-Funktionärs,[71] kontaktierte er um den 1. Juli 1943 den in Essen-Borbeck lebenden Schlosser Karl Lomberg.[72] Dieser verhielt sich anfangs eher reserviert, weil er zunächst von Funk nähere Informationen über den unbekannten Besucher einholen wollte, lud jedoch zu einer ein bis zwei Wochen später stattfindenden Besprechung in seiner Wohnung neben Zielasko auch Heinrich Hamm ein, der nach 1925 als hauptamtlicher Mitarbeiter der KP-Zeitung „Das Ruhrecho" und zeitweilig als kommunistischer Stadtverordneter in Essen tätig gewesen war. Zu dieser Aussprache erschien auch der Dreher Valentin Deinet, gleichfalls ein in der Weimarer Republik sehr aktiver Kommunist.[73]

67 Erich Mumm. Geboren 1897 in Ohra (Bezirk Danzig). Kriegsteilnehmer 1916 bis 1918, verwundet. Nach 1918 Schlosser und Maschinenarbeiter. 1919 als Angehöriger des Freikorps „Eiserne Division" Teilnahme an Kämpfen gegen Polen. Ab 1930 KPD-Mitglied in Herne, bis 1933 Zellenleiter; ferner RHD, Union der Hand- und Kopfarbeiter, RGO. Seit Mai 1943 wegen Lungentuberkulose arbeitsunfähig.

68 Fritz Struckmeier. Geboren 1900 in Herne. Bergmann. 1930/1931 KPD. 1932 Invalide. Seit 1937 als Bauarbeiter beschäftigt. Seit März 1943 infolge Krankheit arbeitsunfähig.

69 Heinrich Holtgreve. Geboren 1867 in Osnabrück. Zuerst auf dem väterlichen Bauernhof tätig. 1885 bis 1892 im Feldartillerieregiment 7, später Polizist in Hamburg; wechselte den Beruf und wurde Vorarbeiter im Tiefbau, später bei der Emschergenossenschaft in Essen Klärmeister. 1918 Betriebsunfall, mehrere Jahre Nachtwächter. Seit 1928 erwerbslos, lebte seitdem von seiner Unfallrente und von Gelegenheitsarbeiten. Gehörte seit 1895 der SPD an. 1920 bis 1933 KPD, langjähriger kommunistischer Stadtverordneter in Herne.

70 Um in Essen und Hamm einen Stützpunkt aufzubauen, nutzte Zielasko mehrere, teils unabhängig voneinander agierende Verbindungen. Vgl. dazu Hans-Josef Steinberg, Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945, Bonn 1973, S. 124 f.; SAPMO-BArchB, NJ 1390/2, Außendienststelle Gelsenkirchen, Vernehmungsprotokoll Andreas Schillack jun., 12.8.1943; Vernehmungsprotokolle Karl Delbeck, 15.8.1943 und 21.8.1943; Vernehmungsprotokoll Andreas Schillack sen., 17.8.1943.

71 Nach der Gestapoversion beging Albert Funk, ein in Dortmund tätiger kommunistischer Gewerkschaftssekretär, Selbstmord, indem er sich während einer Vernehmung aus dem Fenster stürzte. Vgl. SAPMO-BArchB, NJ 1390/2, Außendienststelle Gelsenkirchen, Vernehmungsprotokoll Frieda Funk, 26.8.1943. Ernst Schmidt (Anm. 60), S. 170, und Detlev Peukert, Die KPD im Widerstand (Anm. 26), S. 88, zufolge wurde Funk wenige Tage nach seiner Verhaftung im April 1933 ermordet.

72 Karl Lomberg. Geboren 1891 in Langenberg. Während des Ersten Weltkrieges als Schlosser bei Krupp in Essen beschäftigt. 1923 bis 1926 erwerbslos. Später Zeitschriftenvertreter und Inseratenwerber, vor allem für das „Ruhrecho". 1930 bis 1933 KPD; Kassierer im Roten Sport. März 1933 festgenommen, vier Monate Schutzhaft. Nach 1933 zeitweilig Notstandsarbeiten, 1936 wieder Inseratenwerber, 1941 bis 1943 neuerlich Schlosser bei Krupp. Zu Karl Lombergs Verbindungen mit Zielasko vgl. SAPMO-BArchB, NJ 1390/2, Vernehmungsprotokolle Karl Lomberg, 21.8.1943, und Walter Lomberg, 21.8.1943; Ernst Schmidt (Anm. 60), S. 169 ff.

73 Valentin Deinet. Geboren 1905 in Essen. Lehre als Dreher bei Krupp. 1925 bis 1933 erwerbslos. Seit 1929 im Roten Sport (1931 Landesleiter für das Ruhrgebiet), 1931 KPD-Mitglied. Am 14. September 1934 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu einem Jahr und sieben Monaten Gefängnis verurteilt

Ein weiteres Treffen zwischen Zielasko, Hamm und Deinet fand dann durch die Vermittlung Lombergs auf dem Essener Hauptbahnhof statt, als Deinet und Lomberg von der Nachtschicht kamen. Zielasko erkundigte sich nach der bisher geleisteten Tätigkeit, worauf ihm erwidert wurde, eine eigentliche Aufbauarbeit sei nicht erforderlich, da die alten Parteigenossen aus der „Kampfzeit" noch bekannt seien. Bei einer neuerlichen Besprechung in Lombergs Wohnung lernte Zielasko dann den bereits erwähnten Friedrich Rahkob kennen. Alle genannten Kontaktpersonen waren aufgrund ihrer früheren Beschäftigung beim „Ruhrecho" miteinander bekannt. Das an Lomberg gerichtete Ansinnen, in den Krupp-Werken eine illegale Zelle zu bilden, stieß auf Skepsis, sofern man dem Urteil folgen will. Anderweitig konnte der glücklose Organisator jedoch in diesem Kreis auf solide Unterstützung zählen: Lomberg ließ ihn übernachten und spendete 20 RM , Hamm steuerte 40 RM sowie Lebensmittelmarken für Fleisch, Brot und Fett bei, und Deinet zweigte 10 RM von seinem Verdienst ab.[74]

Da Zielasko in Gelsenkirchen, Essen usw. jeweils nur tageweise einen Unterschlupf zu nutzen vermochte, war seine wiederholte Rückkehr nach Gladbeck unvermeidlich, wo die anfänglich beachteten Vorsichtsmaßnahmen einer gewissen Sorglosigkeit gewichen sein dürften. So wird berichtet, er habe sich des öfteren am Eingang der Zeche Zweckel, seines langjährigen Arbeitsplatzes vor dem UdSSR-Aufenthalt, sehen lassen und dadurch einige Aufmerksamkeit erregt.[75] Zum Verhängnis wurde ihm der Kontakt mit Franz Kapp, der hinsichtlich der dargestellten Organisationsansätze eher eine Randfigur darstellte. In einer Verfügung des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof wird dazu festgestellt: „Franz Kapp ist erstmalig im Mai 1943 mit Zielasko zusammengetroffen, wobei Zielasko wie auch sonst meist zunächst erzählte, daß er seit längerer Zeit wieder in Deutschland tätig sei. Bei einem weiteren Treffen Anfang Juni merkte Kapp aus den Reden des Zielasko, daß seine bisherigen Angaben nicht stimmen könnten. Darüber erhielt Kapp bei einem weiteren Treffen Ende Juni 1943, bei dem Zielasko offen von seinen Plänen und Absichten sprach, Gewißheit. Kapp hat am 13. Juli 1943 der Außendienststelle der Geheimen Staatspolizei in Gladbeck von dem Treiben des Zielasko Kenntnis gegeben."[76]

Die nun einsetzende Fahndung,[77] bei der die Gestapoleitstelle Münster ebenso federführend war wie bei den späteren Verfolgungsmaßnahmen, führte am 7. August 1943 zum Erfolg, Zielasko wurde zusammen mit Heinrich und Erna Possner in deren Wohnung (Gladbeck, Horster Straße 115) verhaftet und ins Polizeigefängnis

(Haft bis 14. Oktober 1935). Seit 1935 wieder in seinem Beruf beschäftigt, zuletzt in den Buderus-Werken (Essen-Kray). Zu Deinets Verbindungen mit Zielasko vgl. SAPMO-BArchB, NJ 1390/2, Außendienststelle Gelsenkirchen, Vernehmungsprotokolle Valentin Deinet, 1.9.1943 und 8.9.1943.

74 Ebd., NJ 1390/1, VGH, 2. Senat, Urteil in der Strafsache gegen Andreas Schillack u. a., 18.7.1944.

75 Frank Bajohr (Anm. 3), S. 133 f.

76 SAPMO-BArchB, NJ 1392/2, ORA/VGH, Verfügung betr. Einstellung von Ermittlungsverfahren, 6.4.1944.

77 Am 22. Juli 1943 telegraphierte die Gestapoleitstelle Münster an die Gestapoleitstelle Düsseldorf: „Zielasko ist hier wieder in Erscheinung getreten und versucht eine illegale KPD-Gruppe zu gründen." Gleichzeitig wurde um die Übermittlung der von Zielasko vorhandenen Fotos ersucht. Vgl. HStA Düsseldorf, RW 58/31129.

eingeliefert,[78] ebenso Gerhard Possner und Johann Hikisch. In den beiden folgenden Tagen rollte die Gestapo bereits einen Teil der Verbindungen nach Gelsenkirchen auf (Emil Rattay, Fina Rattay, Fritz Symanski, Leo Marek, Hermann Frost), am 10. August folgten Verhaftungen der Sympathisanten in Herne. Zwischen dem 20. und 31. August 1943 gerieten die Essener Verbindungen, beginnend mit Karl Lomberg, ins Netz der Verfolger, am 23. August wurden Zielaskos Kontakte in Rheine ausgeforscht. In der letzten August- und der ersten Septemberwoche liquidierte die Polizei die restlichen Netze in Gelsenkirchen und Gladbeck. Eine Möglichkeit, sich dem Zugriff des Repressionsapparats zu entziehen, wurde wohl von den allerwenigsten erwogen und existierte auch so gut wie gar nicht, da alle Betroffenen ihre legale Existenz beibehalten hatten. Lediglich Valentin Deinet flüchtete, als er von der Festnahme Hamms erfuhr, zu seinen Verwandten, wo er sich zehn Tage verborgen halten konnte, bis ihn die Gestapo am 31. August aufspürte.[79]

Am 10. August 1943 telegrafierte die Gestapoleitstelle Münster nach Düsseldorf, daß die Vernehmungen Zielaskos sich „äußerst schwierig" gestalten würden, da er trotz pausenloser Verhöre nur das zugebe, was ihm durch Ermittlungen oder durch die Aussagen seiner Mithäftlinge vorgehalten werden könne. Gleichwohl hatten die Ermittler bis dahin einen Teil des kollektivbiographischen Hintergrundes der Verdächtigen richtig lokalisiert und entsprechende Schlußfolgerungen gezogen, indem sie (neben „Rußlandrückkehrern") vor allem die „Erfassung sämtlicher führender Personen des ehemaligen Radfahrklubs Solidarität" als vorrangiges Ziel anpeilten.[80] Als Indiz für den hinhaltenden Widerstand des inhaftierten Fallschirmagenten sei auch der Umstand angeführt, daß die Vernehmer immerhin drei Tage benötigten, um Erich Porsch zu eruieren, dessen Wohnungsschlüssel Zielasko noch bei sich trug, als er verhaftet wurde.

Wie es bei den Verhören zuging, ist u. a. durch die Aussage eines Gladbecker Verwaltungssekretärs überliefert: „So wurden alle die im Prozeß Zylasko (sic!) angeschuldigten Personen, wenn sie mißhandelt worden sind, von den fremden Gestapobeamten des Reichssicherheitshauptamtes Berlin gefoltert. Ich selbst, der Vernehmungsführer, habe an einem Tage, als der Fall Zylasko hier bei der Gestapo bearbeitet wurde, es war gerade Fliegeralarm, gesehen, wie zwei fremde Gestapobeamte vor der Haupteingangstür des hiesigen Polizeigefängnisses standen und ganz offen Folterwerkzeuge, Daumenschrauben, Handpressen, Beinpressen, Ketten mit Widerhaken usw. in den Händen hielten. Diese Wahrnehmung haben etwa noch 30–50 Beamte und Angestellte der im Polizeiamt befindlichen staatlichen Behörden gemacht [...]."[81] Auch wenn der Hinweis auf anonyme Folterknechte aus dem RSHA möglicherweise dem Zweck

78 Ebd., Fernschreiben Staatspolizeileitstelle Münster an Staatspolizeileitstelle Düsseldorf, 10. 8. 1943; Frank Bajohr (Anm. 3), S. 134.

79 SAPMO-BArchB, NJ 1390/1, VGH, 2. Senat, Urteil in der Strafsache gegen Andreas Schillack u. a., 18. 7. 1944.

80 HStA Düsseldorf, RW 58/31129, Fernschreiben Staatspolizeileitstelle Münster an Staatspolizeileitstelle Düsseldorf, 10. 8. 1943.

81 Zit. nach Frank Bajohr (Anm. 3), S. 134.

diente, Mitarbeiter der eigenen Dienststelle zu entlasten, die Verhörmethoden an sich sind unstrittig. Die Witwe Heinrich Possners gab nach dem Krieg zu Protokoll: „Zur selben Zeit war sein Freund Franz Zielasko 2 Zellen von uns [entfernt] in Haft. Dieser Mann ist von der Gestapo so geschlagen worden, daß wir sein Jammern Tag und Nacht gehört haben."

Selbst der beschönigende Duktus der Vernehmungsprotokolle läßt eine Ahnung davon aufkommen, unter welchem physischen und psychischen Druck die Opfer solcher Verhörpraktiken standen, wenn etwa eine Aussage Rahkobs wenige Tage später erweitert und folgendermaßen eingeleitet wurde: „Nachdem ich nochmals ernstlich gewarnt wurde und ich eingehend zur vollen Wahrheit ermahnt worden bin, will ich nunmehr freiwillig ein offenes Geständnis ablegen."[82] Neben körperlichen Mißhandlungen und Drohungen gehörte zum Repertoire der Gestapo auch der gelegentliche Einsatz von Zellenspitzeln, im vorliegenden Fall etwa gegenüber dem weitgehend unbelasteten Josef Duchac, der im Gelsenkirchener Polizeigefängnis von seinem Mithäftling Alfred Z. ausgehorcht wurde. Zum Komplex Zielasko vermochte Z. keine neuen Erkenntnisse beizusteuern, hingegen rapportierte er eifrig defätistische Äußerungen und beleidigende Bemerkungen über den „Führer", die er seinem ahnungslosen Zellengenossen entlockt hatte.[83]

Elf Tage nach seiner Festnahme, am 18. August 1943, wurde Zielasko zu Tode gefoltert.[84] Die offizielle Version, derzufolge er infolge einer schweren Gelbsuchterkrankung und einer hochgradigen Blutarmut bei der Einlieferung in das Gefängnislazarett starb,[85] ist vollkommen unglaubwürdig. Auch Heinrich Possner erlag den Torturen, die er zunächst in Gladbeck und später in Gelsenkirchen während der Verhöre erleiden mußte. Er starb am 24. August 1943 im Gefängnislazarett Bochum, „in das er mit kaum zu beschreibenden Verletzungen eingeliefert worden war".[86]

Bis zum 7. September 1943 hatte die Gestapo sämtliche Netze im Ruhrgebiet aufgerollt, über fünfzig Personen verhaftet und dabei festgestellt, daß in nicht weniger als fünfzehn Städten Kontakte geknüpft oder zumindest Versuche dazu unternommen worden waren: Gladbeck, Gelsenkirchen, Essen, Herne, Rheine, Hamborn, Dortmund, Hagen, Wanne-Eickel, Bottrop, Münster, Milspe(?), Hamm, Applerbeck, Holzen. Angesichts einer so weitverzweigten „Organisation", deren Fäden bei einem einzigen Mann zusammenliefen, dürften die Gestapoleute mehr als überrascht

82 SAPMO-BArchB, NJ 1391/3, Vernehmungsprotokoll Friedrich Rahkob, 25. 8. 1943.

83 Ebd., NJ 203/2, Vernehmungsprotokoll Alfred Z., 26. 1. 1944.

84 Frank Bajohr (Anm. 3), S. 136; Ernst Schmidt (Anm. 60), S. 170; Hans-Josef Steinberg (Anm. 70), S. 125; Detlef Peukert, Die KPD im Widerstand (Anm. 26), S. 408.

85 Diese Version fand gleichlautend in alle Anklageschriften und Urteile Eingang, die den Komplex Zielasko betrafen. Im Urteil gegen Heinrich Duhme u. a. wurde außerdem darauf hingewiesen, der Polizeiarzt habe bereits am 11. August 1943 bei Zielasko eine schwere Rippenfellentzündung und starke Gelbsucht festgestellt. Sofern es sich dabei nicht um eine Fälschung handelt, wurde mit diesem Hinweis zugleich bekundet, daß man einen schwerkranken Häftling bis zu seinem Tod weiterhin quälenden Verhören aussetzte.

86 Frank Bajohr (Anm. 3), S. 136; SAPMO-BArchB, NJ 1392/2, Verfügung betr. Einstellung von Ermittlungsverfahren.

darüber gewesen sein, daß sich bei den Hausdurchsuchungen keinerlei belastendes schriftliches Material fand und auch sonst keinerlei Spuren auftauchten, die auf eine illegale Propagandatätigkeit im herkömmlichen Sinn hingedeutet hätten. Mit dieser Feststellung gaben sich die Verfolger jedoch keineswegs zufrieden. Sie prügelten Fritz Symanski so lange, bis er „gestand", er habe mit Zielasko die Durchführung kommunistischer Propagandaaktionen durch Flugzettel und Beschriftung von Kohlewagen besprochen. Dieses in der Hauptverhandlung unter Hinweis auf den Druck der polizeilichen Vernehmung widerrufene „Geständnis" widersprach allen bis dahin gewonnenen Erkenntnissen in einer so eklatanten Weise, daß sich selbst der Volksgerichtshof in diesem Teil der Urteilsfindung genötigt sah, von der Version des Anklagevertreters etwas abzurücken, und zwar mit folgender Begründung: „Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß der Angeklagte zu einer falschen Aussage gepreßt worden ist, so kann die Möglichkeit, daß er sich vor der Polizei zu Unrecht belastet hat, doch nicht gänzlich verneint werden, zumal feststeht, daß Zielasko grundsätzlich jede Propaganda für seine Organisation ablehnte und daher kaum angenommen werden kann, daß er gerade dem zurückhaltenden Symanski gegenüber eine abweichende Auffassung vertreten haben sollte. Es bestehen zumindest insoweit gegen die Richtigkeit des polizeilichen Geständnisses Bedenken. Der Senat hat daher von der Verwertung dieses Protokolls Abstand genommen und lediglich die Einlassung des Angeklagten in der Hauptverhandlung den tatsächlichen Feststellungen zu Grunde gelegt."[87] Der Frage, welches Motiv – außer den angewandten Foltermethoden – Symanski dazu bewogen haben könnte, sich fälschlich zu bezichtigen, obwohl ihn dies den Kopf kosten konnte, ging der 2. Senat des Volksgerichtshofs aus verständlichen Gründen nicht nach.

Nach kürzerer oder längerer Polizeihaft wurden mindestens 36 Männer ins Zuchthaus Amberg überstellt, die fünf (eruierten) Frauen (Frieda Funk, Paula Pfitzner, Elfriede Brunner, Erna Possner, Fina Rattay) warteten im Landgerichtsgefängnis Ansbach ihren Prozeß ab. Am 20. Juni 1944 stand die erste Gruppe, bestehend aus Friedrich Rahkob und Genossen, in Nürnberg vor den Schranken des 2. Senats des Volksgerichtshofs, bis August 1944 folgten drei größere und eine Reihe kleinerer Prozesse.

Die Bilanz des Unternehmens Zielasko sah düster aus: Mindestens zwei, möglicherweise vier Beschuldigte waren in der Haft ermordet worden.[88] Der VGH verhängte in 17 Fällen[89] das Todesurteil (Heinrich Duhme, Gerhard Lutter, Gerhard Possner, Erich Porsch, Leo Marek, Hermann Frost, Emil Rattay, Fritz Struckmeier, Andreas Schillack sen., Andreas Schillack jun., Karl Lomberg, Karl Schuster, Friedrich Rahkob, Paul Bukowski, Heinrich Hamm, Valentin Deinet, Karl Delbeck), zweimal lebenslänglich

87 SAPMO-BArchB, NJ 1392/1, VGH-Urteil in der Strafsache gegen Gerhard Possner u. a., 21. 6. 1944.

88 Neben Zielasko und Heinrich Possner kamen vermutlich auch das frühere ARBS-Mitglied Kraus und der Invalide Gottlieb Kleiberg (Gelsenkirchen) in der Polizeihaft ums Leben. Sämtliche Verweise auf Possner, Kraus und Kleiberg in den Ermittlungsakten begannen mit der stereotypen Formulierung: „Der inzwischen verstorbene […]".

89 Klaus Mammach, Widerstand 1939–1945, Berlin 1987, S. 144, behauptet, ohne allerdings irgendwelche Namen oder Quellen anzuführen, es seien 21 Personen aus dem Kreis um Zielasko hingerichtet worden.

(Fritz Symanski, Erich Mumm), viermal zehn Jahre Zuchthaus (Wilhelm Schmidt, Adolf Pfitzner, Paula Pfitzner, August Brohl), zweimal acht Jahre (Frieda Funk, Josef Bayer). Erna Possner und Gustav Kerutt erhielten sechs Jahre Zuchthaus bzw. drei Jahre Gefängnis. Mangels Beweisen wurden freigesprochen: Josef Duchac, Hermann Siek, Johann Eichenauer, Rudolf Litteck, Heinrich Holtgreve, Heinrich Obenhaus und Fina Rattay. In weiteren acht Fällen, bei denen es teils um eine unterlassene Denunziation ging,[90] die im Regelfall acht bis zehn Jahre Zuchthaus eintrug, teils um eine kleine finanzielle Sammlung für Zielasko,[91] konnte das verhängte Urteil nicht ermittelt werden. Etwa fünfzehn Ermittlungsverfahren wurden vor der Anklageerhebung eingestellt, darunter gegen sechs Inhaftierte (Walter Lomberg, Anna Deinet, Albert Brückner, Otto Brendel, Stanislaus Sieradzki, Hugo Brückner).

Dem Gros der Urteile lagen Anklagen wegen Vorbereitung zum Hochverrat zugrunde, zumeist auch in Verbindung mit „Feindbegünstigung". Die vom Volksgerichtshof ausgesprochenen Urteile waren insgesamt nicht nur drakonisch, sondern ließen bei der unterschiedlichen Bewertung einzelner Handlungen oder Unterlassungen mitunter auch eine erhebliche Willkür erkennen, was an zwei Beispielen illustriert werden soll:

Dem Gelsenkirchener Bergmann Paul Bukowski, der Zielasko persönlich nie kennengelernt hatte, wurde die bloße, bei der Hauptverhandlung widerrufene Absichtserklärung zu einer nicht näher definierten „Mitarbeit" am Aufbau der KPD zum tödlichen Verhängnis. Von Rahkob ins Vertrauen gezogen und gebeten, sich nach „zuverlässigen Genossen" umzusehen, trat er an Brohl heran, der sich nach einigem Sträuben bereiterklärte, an einer Besprechung gemeinsam mit einem „Russen" (gemeint war Zielasko) teilzunehmen. Am 8. August 1943 warteten die drei vergebens am vereinbarten Treffpunkt (Zeppelinallee), weil sich ihr Gesprächspartner zu diesem Zeitpunkt bereits im Gewahrsam der Gestapo befand.

Vergleichsweise glimpflich kam hingegen Erna Possner mit sechs Jahren Zuchthaus davon. Sie war in die Pläne des Fallschirmagenten eingeweiht und kümmerte sich, wie schon erwähnt, während der zwei Wochen seines Aufenthaltes in der Possnerschen Wohnung um sein materielles Wohl, deponierte einen Koffer und nahm einen ansehnlichen Geldbetrag in Verwahrung. Gleichwohl verneinte der Senat bei ihr einen „Täterwillen", indem er ihr zugute hielt, sie habe lediglich mit Rücksicht auf ihren Ehemann den „Gast" betreut.

In zumindest einem Fall (Hermann Siek) zog der Freispruch die Überstellung ins Konzentrationslager nach sich,[92] das Rachebedürfnis der Gestapo war hier ganz

90 Alois Grimmbacher, Johann Hikisch, Otto Glanert und Elfriede Brunner wurden in der Anklageschrift eines „besonders schweren Falles der Nichtanzeige eines Vorhabens des Hoch- und Landesverrats" bezichtigt.

91 Symanski hatte im Stadtgarten von Gelsenkirchen eine Spendensammlung durchgeführt, an der sich Gottlieb Kleiberg, der Bergmann Walter Sawitzki, die Schlosser Lüneberger und Oskar Fister sowie der Schuhmacher Wilhelm Badziong mit Beträgen zwischen 5 und 10 RM beteiligten. Diese Sammlung wurde als Hilfe für einen Spanienkämpfer deklariert.

92 SAPMO-BArchB, NJ 203/3, Staatspolizeileitstelle Münster an ORA/VGH, 12. 1. 1945.

offensichtlich. Die zahlreich überlieferten Gnadengesuche der zum Tode Verurteilten, ihrer Angehörigen oder Anwälte blieben zur Gänze wirkungslos.[93] Die ersten Todesurteile (Rahkob, Bukowski) wurden am 24. August 1944, zwei Monate nach dem Schuldspruch, in München-Stadelheim vollstreckt, tags zuvor hatte sich Karl Schuster in seiner Zelle erhängt.[94]

Am 20. Oktober 1944 wurden neun weitere Todeskandidaten (Frost, Struckmeier, Schillack sen. und jun., Lomberg, Possner, Porsch, Marek, Rattay) dem Henker übergeben. „Der Hinrichtungsvorgang dauerte vom Verlassen der Zelle an gerechnet 51 Sekunden bis 1 Minute 4 Sekunden, von der Übergabe an den Scharfrichter bis zum Fallen des Beiles 7–10 Sekunden. Zwischenfälle oder sonstige Vorkommnisse von Bedeutung sind nicht zu berichten", meldete der Münchener Oberstaatsanwalt Höger in bürokratischer Pedanterie nach Berlin.[95] Fünf Tage später starben Heinrich Duhme und Gerhard Lutter unter dem Fallbeil.[96]

Ein engagierter Münchener Rechtsanwalt, Dr. Franz Pfister, beantragte für drei zum Tode verurteilte Unterstützer Zielaskos (Valentin Deinet, Heinrich Hamm, Karl Delbeck) im September 1944 eine Wiederaufnahme des Verfahrens. Obwohl der ausführlich begründete Antrag und eine Reihe ähnlicher Schriftsätze vom Volksgerichtshof zurückgewiesen wurden (die entsprechenden Vorgänge sind bis zum 27. März 1945 dokumentiert),[97] konnte die Vollstreckung bis Kriegsende hinausgezögert werden.[98]

93 Diese erschütternden Dokumente, auf die hier aus Platzgründen nicht näher eingegangen werden kann, befinden sich, ebenso wie andere Eingaben der Betroffenen, in folgenden Aktenbänden: ebd., NJ 203/4 (Lutter); NJ 203/5 (Duhme); NJ 1390/5 (Schillack sen.); NJ 1390/7 (Schuster); NJ 1390/14 (Schillack jun.); NJ 1390/15 (Delbeck); NJ 1390/16 (Schillack sen.); NJ 1390/17 (Lomberg); NJ 1390/19 (Deinet); NJ 1391/1 (Rahkob); NJ 1392/5 (Porsch); NJ 1392/6 (Marek); NJ 1392/7 (Frost); NJ 1392/8 (Rattay); NJ 1392/9 (Struckmeier).

94 Ebd., NJ 1391/5, Hedwig Rahkob an die Direktion der Untersuchungshaftanstalt Stuttgart, 2. 10.1944; ebd., NJ 1390/1, ORA/VGH an RMJ, 13. 1. 1945.

95 Ebd., NJ 1392/10, Der Oberstaatsanwalt München I an den Reichsminister der Justiz, 27. 10. 1944.

96 Ebd., NJ 203/6, Der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Karlsruhe an den Reichsminister der Justiz, 26. 10. 1944. Die Hinrichtung Lutters und Duhmes fand in der Richtstätte des Strafgefängnisses Seilersbahn in Bruchsal statt.

97 Ebd., NJ 1390/1, ORA/VGH an RJM, z. Hd. Ministerialrat Altmeyer, 13. 1. 1945 und 7. 2. 1945; NJ 1390/2, Franz J. Pfister an VGH, 15. 9. 1944 und 20. 11. 1944; ORA/VGH an den Vorsitzenden des 2. VGH-Senats, 28. 11. 1944 und 21. 2. 1945; Anna Deinet an den Vorsitzenden des 2. VGH-Senats, 30. 11. 1944; Protokoll des Urkundenbeamten für den Gefängnisdienst bei den Gerichten Münchens, Erklärung Hamm, 29. 1. 1945; Erklärung Deinet, 19. 12. 1944; Erklärung Delbeck, 19. 12. 1944; Beschluß VGH, 2. Senat, 1. 3. 1945; NJ 1390/3, Hans Hien an VGH, 2. Senat, 27. 3. 1945.

98 Hans-Josef Steinberg (Anm. 70), S. 126; mündliche Mitteilung Ernst Schmidts (Essen).

Hans Seigewasser (1905–1979)

Kommunist und Gewerkschafter

Von Kolja Lindner

Hans Seigewasser, der während der Zeit des Nationalsozialismus insgesamt elf Jahre ununterbrochen in Zuchthäusern und Konzentrationslagern verbrachte und in Sachsenhausen der illegalen Lagerleitung sowie dem Internationalen Lagerkomitee angehörte, wurde bisher vor allem als kommunistischer Parteifunktionär wahrgenommen. Dabei war Seigewasser auch Gewerkschafter. In einem Lebenslauf aus dem Jahre 1949 gibt er an, seit dem Beginn seiner Berufstätigkeit 1921 „freigewerkschaftlich organisiert" gewesen zu sein.[1]

Der Fokus dieser biographischen Skizze liegt auf den wenigen Hinweisen zu eben dieser Tätigkeit und der Darstellung von Seigewassers Haftstationen. Der Parteifunktionär und Politiker Seigewasser tritt weitgehend in den Hintergrund. Dies betrifft vor allem sein politisches Engagement in der DDR – soweit dieses nicht mit seiner Haftzeit in Verbindung steht.[2]

Hans Seigewasser wurde am 12. August 1905 in Berlin-Oberschöneweide geboren. Als uneheliches Kind auf die Welt gekommen, lernte er seinen leiblichen Vater, der als Graveur tätig war, nie kennen. Seine Mutter Frieda, geboren 1885, arbeitete als Verkäuferin in einem Lebensmittelgeschäft, später war sie Hausfrau. Bis zum sechsten Lebensjahr lebte Seigewasser bei seiner Großmutter in der Oberschöneweider Klarastraße, danach bei seiner Mutter, die inzwischen Emil Seigewasser (1876–1946) geheiratet hatte. Dieser adoptierte den Jungen, der von da an bis 1929 mit seinen Eltern in der Charlottenburger Suarezstraße lebte.

Sein Adoptivvater, Emil Seigewasser, war zunächst Arbeiter, später Krankenkassenangestellter und wurde bereits in frühen Jahren Mitglied der SPD. Aus dieser Partei schied er 1904 anläßlich der Diskussion um Zentral- oder Lokalgewerkschaften aus und schloß sich syndikalistischen Kreisen um die Freie Vereinigung deutscher Gewerkschaften an. 1926 wurde er wieder Mitglied der SPD. Frieda Seigewasser war demgegenüber zunächst unpolitisch.

Hans Seigewasser besuchte in Berlin-Charlottenburg drei Jahre die Volksschule, vier Jahre die Mittelschule und seit seinem 16. Lebensjahr die Fontane-Realschule, an der er wegen guter Leistungen ein Stipendium erhielt. Gegen den Willen der Schulleitung mußte er 1921 die Schule aufgrund der ökonomischen Situation seiner Eltern verlassen

1 Stiftung Archiv der Partei- und Massenorganisationen im Bundesarchiv [künftig zitiert: SAPMO-BArch], DY 30 IV2/11/v/2581, Bl. 4.

2 Vgl. folgende Aktenbestände: Ebd., DY 57/124/S26; DY IV2/2-036/44; NY 4182/1.098; SgY 30 IV2/11/V2581; Landesarchiv Berlin, C Rep. 118-01, Nr. 8088; ebd., Nr. 10456.

und eine Lehre beginnen. Nach eigenen Angaben wollte Seigewasser eigentlich Lehrer werden, „um später pädagogisch und wissenschaftlich arbeiten zu können".[3]

Bereits 1918 wurde Seigewasser durch die Vermittlung eines Lehrers Mitglied einer illegal arbeitenden Gemeinschaft, die sich nach der Revolution als Sozialistischer Schülerbund konstituierte, der Teil der Freien Sozialistischen Jugend (FSJ) war. 1921 trat Seigewasser der USPD bei, verließ diese jedoch, als sich seine Position gegen die Vereinigung mit der Mehrheitssozialdemokratie nicht durchsetzte. Bis 1923 war Seigewasser als Funktionär in verschiedenen Jugendorganisationen im linkssozialistischen Spektrum tätig.

Seine im Oktober 1921 bei der Berliner Privatbank Viktor Mushak & Co. in Berlin-Mitte begonnene Lehre schloß Seigewasser 1923 ab und wurde bei der gleichen Bank angestellt. Über seine gewerkschaftliche Tätigkeit als Jugendfunktionär in dieser Zeit – 1921 war Seigewasser Gewerkschaftsmitglied geworden – schrieb er dreißig Jahre später: „Ich habe in meinem damaligen Berufsleben im Allgemeinen Verband der [Deutschen] Bankangestellten eine revolutionäre Angestelltenpolitik vertreten, war im großen Streik der Bankangestellten 1923 Streikjugendobmann und wurde wegen meiner Politik vom gelben Verband auf die schwarze Liste gesetzt, so daß ich 1924 nach der Liquidation meiner Firma und in Anbetracht der Massenentlassungen in allen Großbanken keine neue Arbeitsstelle im Bankgewerbe mehr fand."[4] Welche Forderungen der Streik hatte, konnte nicht ermittelt werden, es ist jedoch wahrscheinlich, daß er in die Reihe der damaligen Auseinandersetzungen um den Achtstundentag gehörte. In diesem Zeitraum tobten in den Gewerkschaften Kämpfe zwischen Trägern sogenannter wilder Streiks und legalistischer Strömungen, die im Ergebnis zugunsten letzterer entschieden wurden. Der Umstand, daß zahlreiche zeitgenössische gewerkschaftliche Publikationen nicht über den von Seigewasser aufgeführten Streik berichten,[5] läßt darauf schließen, daß dieser zu den „wilden Streiks" gehörte.

Ab Mitte der 1920er Jahre war Seigewasser zum Teil in führenden Positionen tätig, bei den Berliner Jungsozialisten (JS), zunächst in der Berliner Leitung, dann im Vorstand und schließlich in der Reichsleitung. Dabei kam es immer wieder zu Konflikten vor allem wegen seiner Zusammenarbeit mit der KPD. 1931 beteiligte sich Seigewasser an der Gründung der Sozialistischen Arbeiter-Partei Deutschlands (SAPD), aus der er wegen seiner Nähe zur kommunistischen Partei im Herbst 1932 wieder ausgeschlossen wurde. Er trat nunmehr der KPD bei.

Beruflich schlug sich Seigewasser nach seiner Entlassung 1924 zwei Jahre mit Gelegenheitsarbeiten durch. 1926 bekam er auf Vermittlung des Zentralverbandes der Angestellten (ZdA), dessen Mitglied er in der Zwischenzeit geworden war, eine Anstellung im Arbeitsamt Berlin-Weißensee, die er ein Jahr später wegen „zu enger,

3 SAPMO-BArch, DY 30 IV2/11/v/2581, Bl. 13.

4 Ebd., Bl. 14.

5 Zum Beispiel: *Der Deutsche Bankangestellte. Organ des Allgemeinen Verbandes der Deutschen Bankangestellten*, Jg. 1923; *Der Freie Angestellte. Zeitschrift des Zentralverbandes der Angestellten*, Jg. 1923; *Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes*, Jg. 1923, Reprint Berlin 1985.

unstatthafter Zusammenarbeit mit dem behördlich nicht anerkannten Erwerbslosenausschuss" verlor.[6] Wiederum auf Vermittlung des ZdA erhielt er 1927 eine Anstellung bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse in Berlin-Wilmersdorf, wo er Gerichtsunterlagen zufolge im September wegen „politischer Unzuverlässigkeit" entlassen wurde. Gewerkschaftlich engagierte sich Seigewasser in dieser Zeit in der revolutionären Angestelltenopposition innerhalb des ZdA.

Wann Hans Seigewasser seine Frau Hilde, eine am 14. September 1906 geborene Pöhlmann, kennenlernte und heiratete, ist nicht bekannt. Aus der Ehe ging ein Sohn, Günther Seigewasser (1934–1994), hervor.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme leistete Seigewasser zunächst illegale Parteiarbeit. Von 1933 bis 1934 war er Mitglied der Bezirksleitung der KPD in den Berliner Bezirken Charlottenburg und Steglitz, wo er auch seit 1929, in der Buggestraße, wohnte. Außerdem wirkte er in der Roten Hilfe, deren organisatorischer Leiter er in Berlin-Brandenburg schließlich wurde. In einem Lebenslauf schreibt Hans Seigewasser, daß er den Auftrag gehabt habe, die Rote Hilfe „zu einer eigenen Organisation zu entwickeln".[7] Dabei soll sich er sich nach Rainer Sandvoß' Angaben vor allem durch seine Kontakte und kommunikativen Fähigkeiten bewährt haben: „Vermutlich waren es nicht nur seine politische Begabung, sondern die guten Personenkenntnisse im sozialdemokratischen und sozialistischen ‚Milieu', die Seigewasser befähigten, an leitender Stelle für die Rote Hilfe ein breites Umfeld von Helfern und Unterstützern aufzubauen."[8] Zudem war er mit der Herausgabe von illegalen Wochenzeitungen betraut. Dabei lernte er Willi Barth (1899–1988) kennen, mit dem er nach dem Ende des Nationalsozialismus wieder zusammenarbeitete (von 1954 bis 1977 war Barth Leiter der Arbeitsgruppe für Kirchenfragen beim Zentralkomitee der SED).

Am 22. September 1934 wurde Seigewasser bei einem konspirativen Treffen an der Berliner Siegessäule vermutlich aufgrund von Aussagen von Informanten im illegalen Apparat der Roten Hilfe verhaftet und ins Hausgefängnis des Geheimen Staatspolizeiamtes in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße geworfen. Später wurde er in die Untersuchungshaftanstalt Berlin-Moabit verbracht. Nach Angaben Wilhelm Weides, eines späteren Mitgefangenen, soll er auch im Columbia-Haus inhaftiert gewesen sein. Als Hauptangeklagter im Prozeß gegen den Instrukteur des Berliner Bezirksverbandes der Roten Hilfe, Max Lenk, dessen Unvorsichtigkeit nach Seigewassers Ansicht seine Verhaftung verursacht hatte, wurde er am 16. Februar 1935 vom Berliner Kammergericht wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" zu einer in dieser Zeit ungewöhnlich hohen Strafe von fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Er selbst testiert sich in einem Lebenslauf, vor Gericht niemanden belastet zu haben und „einwandfrei aufgetreten" zu sein.[9]

Die Hälfte seiner Haftzeit verbrachte Hans Seigewasser in der Strafanstalt Luckau. Dort lag er auf der Station 6 a, wo die Häftlinge zu Arbeiten wie Tischlern, Färben und

6 SAPMO-BArch, DY 30 IV2/11/v/2581, Bl. 15.
7 Ebd., Bl. 17.
8 Hans-Rainer Sandvoß, Widerstand in Prenzlauer Berg und Weißensee, Berlin 2000, S. 120.
9 SAPMO-BArch, DY 30 IV2/11/v/2581, Bl. 17.

Flechten angehalten wurden. Oft unterband die Anstaltsleitung jedoch die Häftlingsarbeiten, da einzelne Arbeitsabläufe die Kommunikationsmöglichkeiten unter den Inhaftierten verbesserten. Auf der Station 6 a nahm Seigewasser Kalfaktorfunktionen wahr, d. h., er mußte den Gefängniswärtern Hilfsdienste leisten. Die Zuchthausleitung besetzte solche Posten oftmals mit politischen Gefangenen, da diese häufig über ausgeprägte organisatorische Kompetenzen aus der Zeit ihrer politischen Arbeit verfügten. Dies nutzten die Häftlinge, die oftmals mit etwa neunzig Mitgefangenen in Tagessälen untergebracht waren, für illegale Parteiarbeit.

Zunächst über Kassiber, später über einen Detektorapparat, der in Einzelteilen ins Zuchthaus gebracht worden war, waren die Häftlinge in der Lage, Nachrichten auszutauschen. Seigewasser soll dabei nach Angaben eines nicht namentlich bekannten Leidensgenossen „lange Zeit die Informationsquelle des Zuchthauses" gewesen sein,[10] da er als Kalfaktor die Möglichkeit hatte, Nachrichten an seine Mitgefangenen weiterzugeben. In den illegalen kommunistischen Strukturen in Luckau hatte Seigewasser unter anderem Kontakt zu Rudolf Reutter und Robert Uhrig, die er später in Sachsenhausen wiedertreffen sollte. Uhrig, im Juni 1934 wegen der Organisation betrieblichen Widerstandes inhaftiert und ab November 1934 in Luckau, wurde im März 1936 entlassen und nach Seigewassers Angaben von den kommunistischen Mithäftlingen beauftragt, „sich mit einer Gruppe von Kommunisten zu treffen, die sich um meine damalige Frau Hilde sammelten und von denen ich wußte, daß sie über die Lage gut informiert waren. Über ein landwirtschaftliches Außenkommando des Zuchthauses in Grünswalde stellte Robert Uhrig seinerseits wieder die Verbindung zu uns her. Es gelang ihm und den Genossen des Außenkommandos, wertvolles Parteimaterial – so die Grundsatzreferate des VII. Weltkongresses der Komintern und die Beschlüsse der Brüsseler Konferenz – in das Zuchthaus zu schleusen."[11]

Uhrig selbst baute nach seiner Haft in Luckau „eine der größten oppositionellen Organisationen der Reichshauptstadt" auf,[12] die zum Schluß über 200 Mitglieder umfaßte und überregionale Kontakte hatte. Diese leisteten in über zwanzig Berliner Betrieben Widerstand durch politische Arbeit, Sabotage und später durch Kontaktaufnahme zu ausländischen Zwangsarbeitern und gaben eine illegale Zeitung heraus. Im Februar 1942 durch Gestapoagenten aufgedeckt, wurden zahlreiche Mitglieder in mehreren Verfahren 1944 zum Tode verurteilt. Uhrig wurde nach seinem Prozeß in das Konzentrationslager Sachsenhausen verschleppt und 1944 ermordet.

Seigewassers damalige Frau Hilde engagierte sich in der Widerstandsgruppe Europäische Union. Sie „stellte das leitende Zentrum einer starken Organisation ausländischer Arbeiter dar, knüpfte die Verbindungen zwischen ihnen und den deutschen Widerstandskämpfern, diente für tausende ausländische Arbeiter als Vermittlungsstelle für Informationen, Unterstützung und für die Beförderung von Briefen ins Ausland.

10 SAPMO-BArch, DY 57/124/S26, Bl. 121.

11 Zit. nach: Hans-Joachim Nicke, In Ketten durch die Klosterstraße. Leben und Kampf eingekerkerter Antifaschisten im Zuchthaus Luckau, Berlin 1986, S. 90.

12 Hans-Rainer Sandvoß, Widerstand in Friedrichshain und Lichtenberg, Berlin 1998, S. 148.

Jüdischen Bürgern half sie mit gefälschten Ausweisen, Lebensmitteln und Lebensmittelkarten", berichtet Seigewasser in seinen Erinnerungen.[13] „Zu der zukunftsweisenden europäischen Position war die Gruppe in erster Linie aufgrund der Kontakte zu ausländischen Fremdarbeitern gelangt, mit denen auch über ein demokratisches Nachkriegseuropa diskutiert wurde."[14] Mit der Aufdeckung der Gruppe wurde Hilde Seigewasser im September 1943 festgenommen. Unter dem Vorwurf, ein Netzwerk zur Unterstützung inhaftierter Gesinnungsgenossen aufgebaut zu haben, wurde ihr wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" der Prozeß gemacht. Im Februar 1944 wurde Hilde Seigewasser zu zweieinhalb Jahren Haft verurteilt und in das Zuchthaus Cottbus verbracht. Dort kam sie bei einem Luftangriff am 15. Februar 1945 ums Leben, als sie die Zellentüren von Mitgefangenen aufschloß, um diese vor dem Tode zu bewahren.

Im April 1937 wurde Hans Seigewasser in das Konzentrationslager Esterwegen, eines der sogenannten Moorlager, an der holländischen Grenze verlegt. Auch hier war er in Parteistrukturen integriert und organisierte politische Schulungsarbeit. Er hatte Kontakt zu Willi Sägebrecht und August Baumgarte, die er später in Sachsenhausen wiedertraf. Wilhelm Weide berichtete: „Unser Hans Seigewasser wurde gleich bei dem Einmarsch in diese Hölle Esterwegen zu u. A. befohlen. U. A. heißt unter Aufsicht arbeiten, von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends werden sämtlichen Arbeiten im Laufschritt ausgeführt. Ob Steine karren, Zentnersäcke tragen, Soden schleppen usw. [–] es gab in diesen Kommandos nur körperlich schwerste Arbeiten. Die meisten, die in diesen Kommandos arbeiten mußten, waren Todeskandidaten, d. h. nur sehr wenige davon überlebten oder machten ihrem Leben selbst ein Ende oder wurden ‚auf der Flucht' erschossen. Aber unseren Hans haben wir durch organisierte Hilfe gerettet, indem wir ihn, wenn er zu Tode erschöpft in die Baracke wankte, besonders kräftigendes Essen (illegal organisiert) auf der Pritsche liegend löffelweise einflößten."[15]

Nach Ablauf seiner Haftstrafe wurde Seigewasser von der Gestapo am 6. Dezember 1939 mit der Häftlingsnummer 14819 in den Block 8 des Konzentrationslagers Sachsenhausen eingeliefert. Nach R. Doering war er später auch in Block 2 inhaftiert und dem Arbeitskommando in der Effektenkammer zugeteilt. In Sachsenhausen traf Seigewasser verschiedene Gesinnungsgenossen, die er bereits von anderen Haftstationen kannte, zum Beispiel August Baumgarte, Rudolf Reutter, Willi Sägebrecht. Hinzu kamen andere Häftlinge, die in der Geschichte des Lagers eine bedeutende Rolle spielten, wie etwa Albert Buchmann, Bruno Leuschner und Fritz Selbmann – allesamt kommunistische oder gewerkschaftliche Funktionäre. Darüber hinaus sind von Seigewasser zwei Aussagen zu weiteren Kontakten überliefert. Er schrieb am 29. Juli 1974 an Werner Staake, den Direktor der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen: „Ich habe im Lager besonders eng mit Heinz Bartsch, Erich Boltze, Rudolf Mokry, Hans Rothbarth, Gustl Sandtner, Ernst Schneller, Siegmund Sredzki und

13 Nachlaß Hans Seigewasser, in: BArch, N 2509/72, Bl. 27.
14 Heinrich-Wilhelm Wörmann, Widerstand in Charlottenburg, Berlin 1998, S. 139.
15 Erinnerungsbericht Wilhelm Weides, in: Archiv der VVN, Ordner 287, Bl. 3.

Mathias Thesen zusammengearbeitet."[16] In einem Lebenslauf heißt es zudem: „In Sachsenhausen war ich zusammen mit Max Reimann und Max Opitz in der Parteileitung und außerdem Mitglied des internationalen Lagerkomitees, dem die politische Führung des gesamten Lagers oblag."[17]

Statt von einer „Parteileitung" sollte von einer „illegalen Lagerleitung" gesprochen werden, denn in den Erinnerungen von Harry Naujoks, „Lagerältester" in Sachsenhausen von Mai 1939 bis September 1942, heißt es: „Unter den Bedingungen des KZ waren den Maßnahmen der illegalen Leitung natürlich Grenzen gesetzt. Sie waren überhaupt nur zu verwirklichen durch die Mitarbeit und Solidarität zahlreicher Gefangener aus allen politischen und religiösen Richtungen, von Häftlingen aller Kategorien."[18] Die illegale Lagerleitung versuchte vor allem, Funktionen im Lager zu besetzen, um die aus diesen Tätigkeiten erwachsenden Vorteile und Freiheiten zur Organisation von Widerstand zu benutzen. Zur – per klandestine Umfrage vollzogenen – Auswahl der Häftlinge, die Teil der illegalen Lagerleitung wurden, erinnert sich Max Opitz: „Die Parteivergangenheit, die ehemalige Funktion in der Partei oder in den Gewerkschaften, die vergangene öffentliche gesellschaftlichen Tätigkeit sowie das Verhalten während der verbüßten Haft wurden bei der Auswahl dieser Aktiven mit gewogen und – soweit mein Tun und auch meine Verbindungen reichen – auch selten als zu leicht befunden."[19] In dem gleichen Bericht heißt es über die Besetzung von Funktionen in der „Häftlingsselbstverwaltung": „Bis zum Herbst 1942 bevorzugte die SS aus fachlichen und aus Gründen der Sauberkeit in ihrem eigenen Laden für die Besetzung Kommunisten und Sozialdemokraten, denn die politischen Häftlinge waren zum größten Teil qualifizierte Handwerker, erfahrene Parteifunktionäre sowie organisatorisch und auch verwaltungstechnisch nicht untalentiert. Diese von der SS ungewollte, aber in ihrem eigenen Interesse notwendige Bevorzugung der politischen Häftlinge erleichterte natürlich den Hochverrätern und den politischen Häftlingen aller Nationen ihren Widerstand gegen Hunger und Terror, steigerte ihren Einfluß unter den Häftlingen, nicht zuletzt auch unter den Bewachern."[20]

1942 ging von den KPD-Häftlingen der illegalen Lagerleitung die Initiative zur Gründung eines illegalen Internationalen Lagerkomitees (ILK) aus. Dieses sollte die bereits existierenden nationalen Widerstandsgruppen zusammenfassen und eine Kommunikation untereinander gewährleisten. Oftmals kamen dabei internationale Bekanntschaften der Partei- oder Gewerkschaftsfunktionäre von Konferenzen und Kongressen vor der Haft der Organisation des ILK zugute, wobei nicht alle Häftlinge im ILK Kommunisten oder Sozialisten waren. Hans Seigewasser gehörte dem ILK an und war nach eigenen Angaben „für Jugendarbeit verantwortlich".[21] Dabei

16 Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen [künftig zitiert: AS], P 3: Hans Seigewasser.
17 SAPMO-BArch, DY 30 IV2/11/v/2581, Bl. 18.
18 Harry Naujoks, Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936–1942. Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten, Berlin 1989, S. 104.
19 Erinnerungsbericht Max Opitz', in: AS, LAG II/1, Bl. 61.
20 Ebd., Bl. 68.
21 Ebd., P 3: Hans Seigewasser.

konnte Seigewasser an zuvor gesammelte Erfahrungen in der Betreuung tschechischer Studenten anknüpfen. 1200 von ihnen waren mit der am 17. November 1939 von den Nationalsozialisten – zum Zwecke der Verhinderung der Herausbildung einer tschechischen Hochschulintelligenz – verkündeten Schließung ihrer Universitäten nach Sachsenhausen deportiert worden. Sie bildeten die erste so große geschlossene Gruppe von Ausländern in Sachsenhausen. Ihre Festnahme erfolgte unabhängig von ihrer politischen Zugehörigkeit oder Tätigkeit – Naujoks hatte den Eindruck, „daß der größte Teil von ihnen unpolitisch war“[22] – aus ihren Studentenwohnheimen in Prag und Brno heraus. Einerseits versuchte Seigewasser, einen Teil dieser tschechischen Studenten vor dem Zugriff der SS und der Wachmannschaften zu schützen, anderseits veranstaltete er mit ihnen politische Schulungen. Bei der gesamten Betreuung soll Seigewasser sich durch besonderes für diese Aufgabe erforderliches Einfühlungsvermögen ausgezeichnet haben. 25 Jahre später brachte ihm dies die Ehrenmedaille der Prager Karls-Universität ein.

Neben dem ILK gehörte Seigewasser auch einem zeitweilig in Sachsenhausen bestehenden Komitee der deutschen antifaschistischen Parteien an, das Vertreter von KPD, SPD und Mitglieder der Zentrumspartei umfaßte. Hans Biereigel schreibt zur Arbeit dieses Komitees: „Es beriet nicht nur gemeinsame Lagerprobleme, sondern diskutierte auch über das kommende Deutschland. Es entwarf Pläne für die Zukunft, wobei der Reichstagsabgeordnete der SPD Fritz Henßler an den Diskussionen teilnahm, die mit Max Reimann und Hans Seigewasser von der KPD, Franz Ballhorn, Dr. Reinhold Heinen und Georg Wieber von der Katholischen Aktion stattfanden. Einig war man sich z. B. darin, daß es keine parteipolitischen Gewerkschaften, sondern nur eine Einheitsgewerkschaft geben dürfe.“[23] Wahrscheinlich knüpfte Seigewasser bei diesen Gesprächen bereits Kontakte zu Kirchenvertretern, die ihm bei seiner späteren Arbeit als DDR-Staatssekretär für Kirchenfragen oftmals einen Vertrauensvorschuß gewährten.

Die Diskussionen über die Organisation von Parteien und Gewerkschaften nach dem Ende des Nationalsozialismus prägten auch maßgeblich die Auseinandersetzungen zwischen den Häftlingen und führten ebenso wie der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, die Kriegsausweitung und die damit einhergehenden Konstellationen (zum Beispiel das Bündnis der westlichen Alliierten) sowie der Sturz Mussolinis zu zum Teil heftigen Auseinandersetzungen, die sich in der Bildung verschiedener Gruppen niederschlugen. Rudolf Reutter vermerkte darüber: „Ich selbst war seit dem 21. Mai 1937 bis zu[m] Ende, 23. April 1945, im Lager Sachsenhausen und kenne also unter anderem auch alle politischen Diskussionen, Kämpfe und politischen Gruppierungen, die im Lager um die politische Ausrichtung der Genossen geführt wurden. Ferner war ich selbst bis 1944 in dem sogenannten Dreierkopf der stärksten Gruppe

22 Harry Naujoks (Anm. 18), S. 153.

23 Hans Biereigel, Oranienburg und KZ Sachsenhausen. Stätten des Kampfes und des Grauens, in: Helle Sterne in dunkler Nacht. Studien über den antifaschistischen Widerstandskampf im Regierungsbezirk Potsdam, Potsdam 1988, S. 171–204, hier S. 194.

(Opitz, Reutter, Seigewasser) und von 1944 ab im erweiterten Fünferkopf (Reimann, Reutter, Seigewasser, Kurt Müller, Hans Pointner), der nach Zusammenschluß verschiedener Gruppen und Kreise neu gebildet worden war. (Max Opitz war inzwischen in die unversöhnlichste und linkeste Gruppe des Genossen Schneller übergewechselt)."[24] Neben dem sogenannten Fünferkopf gab es nach Reutters Angaben „noch zwei weitere zentrale deutsche Gruppen, die Anspruch auf die Parteiführung im Lager erhoben. Es war die Gruppe Ernst Schneller, Max Opitz (letzterer war zu seinem ‚Lehrer' wie er sagte, übergewechselt) u. a. Genossen, wie z. B. Mathias Thesen. Die dritte Gruppe setzte sich aus den Genossen Fritz Selbmann, Kurt Müller und Karl Schirdewan zusammen."[25] Entgegen der in der DDR-Literatur vertretenen These von der Einheit des Widerstandes kam es im Rahmen dieser Fraktionierungen oftmals zur Isolation politisch mißliebiger Häftlinge durch Mitgefangene. Dies bedeutete für die Betroffenen eine große Gefahr, da sie so die Unterstützung durch illegale Strukturen verloren. Oftmals gaben sie daher dem Zwang zur „Selbstkritik" nach, d. h., sie verpflichteten sich entgegen ihren ursprünglichen Ansichten auf die jeweilige politisch-hegemoniale Gruppenposition.

Neben diesen explizit politischen Auseinandersetzungen kam es zwischen den aktiven Häftlingen auch zu Streitereien über organisatorische Fragen. So kritisierte Seigewasser in einem nach seiner Haft mit ehemaligen Mithäftlingen verfaßten Bericht den Lageräl testen Harry Naujoks. Dieser habe bei der Besetzung der Funktionen der „Häftlingsselbstverwaltung" länger einsitzende Gefangene oft den Parteifunktionären vorgezogen. Zudem sei die „Erziehungsarbeit" mit äußerster Brutalität vollzogen worden, und es habe rassistische Diskriminierung gegenüber polnischen Häftlingen gegeben.

Diese Auseinandersetzungen finden ihr Abbild in der Struktur des Widerstandes im Lager. Diese war nach einem Zellenprinzip aufgebaut: jeder der jeweils fünf „zusammengeschlossenen" Häftlinge suchte sich ebenfalls fünf zuverlässige oder sympathisierende Mitgefangene und bildete mit ihnen eine Zelle. An der Spitze standen die fünf Häftlinge des Lagerkomitees. Für Harry Naujoks gehorchte diese Organisationsform praktischen Erfordernissen: „Eine Zusammenkunft mit mehr als fünf, sechs Leuten konnte nicht, ohne aufzufallen, stattfinden."[26] Nach Reutters Angaben bildeten Max Opitz, Hans Pointner, Hans Seigewasser, Hans Stöcker und er selbst das Lagerkomitee. Im Laufe der Zeit wurde Stöcker durch Albert Buchmann ersetzt. Max Reimann nahm wegen politischer Auseinandersetzungen den Platz von Opitz ein. Nach Angaben von letzterem bestand diese Struktur bis zur Verlegung einiger Spitzenfunktionäre nach Flossenbürg. Danach wurde der Apparat insofern umgebaut, als mehrere Kreise organisiert wurden, die die illegale Arbeit gemeinsam lenken sollten. Max Opitz erinnert sich an drei dieser Zusammenschlüsse: „[...] der Kreis um Kurt Müller, Max Reimann,

24 Erklärungen Rudolf Reutters zu politischen Auseinandersetzungen unter den KZ-Häftlingen, in: AS, R 66/35.

25 Erinnerungsbericht Rudolf Reutters, in: AS, R 41/20.

26 Harry Naujoks (Anm. 18), S. 103.

Hans Seigewasser und den ausländischen Genossen (Tschechoslowakei, Norwegen); mein Kreis mit Ernst Schneller, Willi Berg [...] und einer Summe von Genossen in den verschiedenen Kommandos; der Kreis der Genossen Baumgarte, Döring, mit einer Summe von Funktionären in den verschiedenen Blocks und Kommandos; und diese 3 Kreise waren wieder in der Spitze verbunden mit Baumgarte, meiner Wenigkeit und Kurt Müller, später Ottomar Geschke, als er 1944 ins Lager kam."[27]

In einem Manuskript für das Buch „Damals in Sachsenhausen" schreibt Seigewasser über die illegale Arbeit: „Sie beruhte auf dem Dreier-Gruppen-System, die in konspirativen Verbindungen zu Nachbargruppen bzw. auch zum jeweiligen Führungskreis standen. Neben einer systematischen Aussprache über politische Tages- wie Grundsatzfragen traten im Laufe der Kriegsmonate auch Fragen des aktiven Widerstandes immer mehr in den Mittelpunkt der Arbeit. Die Isolierung der Lagerarbeit mußte durchbrochen werden. Auf zahlreichen Außenkommandos waren kleine und große Kolonnen von Häftlingen tätig, zum Teil in enger Verbindung mit Zivilarbeitern."[28] Die Widerstandstätigkeit konzentrierte sich in diesen Außenkommandos auf langsames, materialintensives und sabotierendes Arbeiten. Außerdem versuchte das ILK, die Meinung der Arbeiter in den Betrieben zu erkunden.

Der Kontakt zu wohlgesonnenen Zivilarbeitern vor allem im Heinkel-Werk in Oranienburg ermöglichte manchmal den Zugang zu Medikamenten, Lebensmitteln, warmer Kleidung, Flugblättern und Informationen über den Kriegsverlauf sowie die Kommunikation mit Widerstandsgruppen außerhalb des Lagers. Hans Biereigel bemerkt über diese Kontakte: „Mit Beginn des Krieges verlagerte die illegale Parteiorganisation [der KPD] von Berlin ihre Arbeit in die Rüstungsbetriebe so auch in die Heinkel-Werke Oranienburg und Auer-Gesellschaft Oranienburg. Beide Rüstungsbetriebe erlangten noch mehr Bedeutung für die illegale Arbeit, als neben KZ-Häftlingen aus Sachsenhausen auch Kriegsgefangene und Zwangsdeportierte in diesen Betrieben zum Einsatz kamen."[29] Zwischen der Widerstandsgruppe von Seigewassers Frau, der Europäischen Union, und „der illegalen Widerstandsgruppe sowjetischer Patrioten in den Auer-Werken in Oranienburg bestand ebenfalls enge Verbindung".[30] Auch die Uhrig-Gruppe hielt hier gute Kontakte.

Neben der politisch-praktischen gab es auch eine moralische Dimension der Widerstandsarbeit. So hebt Seigewasser in einer Rede anläßlich einer Gedenkfeier am 13. Oktober 1974 für die dreißig Jahre zuvor, am 11. Oktober 1944, in Sachsenhausen ermordeten 27 Mitglieder der illegalen Lagerleitung und des ILK hervor, daß es bei der Widerstandstätigkeit auch wesentlich darauf angekommen sei, „über Depressionsstimmungen hinaus den Optimismus zu wecken, bei allen Nationen im Lager".[31] Darüber hinaus war Solidarität für Seigewasser „elementare Voraussetzung für jegliche Form

27 Erinnerungsbericht Max Opitz' (Anm. 19).
28 Nachlaß Hans Seigewasser (Anm. 13), Bl. 20; Damals in Sachsenhausen, Berlin 1967, S. 88 f.
29 Hans Biereigel (Anm. 23), S. 197.
30 Ebd., S. 198.
31 Nachlaß Hans Seigewasser, in: BArch, N 2509/261, Bl. 44.

der Widerstandsaktion".[32] Die illegale Lagerleitung erwies sich auch für die Organisation einer Flucht, die gelegentlich Häftlingen empfohlen wurde, um in Verbindung mit dem Widerstand außerhalb des Lagers zu bleiben, als vorteilhaft. Häftlinge, die ohne die Hilfe der Lagerleitung flüchteten, wurden oft ergriffen und ermordet.

Neben den bereits erwähnten Entsolidarisierungsprozessen zwischen den Häftlingen im Rahmen politischer Auseinandersetzungen erschwerte die Politik der Spaltung der Lagerinsassen aufgrund nationaler Zugehörigkeiten durch die SS einen solidarischen Umgang zwischen den Häftlingen. Zunächst versuchte ein illegaler „Nationalitäten-Ausschuß" diesem Mißstand entgegenzutreten. Das von Seigewasser so bezeichnete „Nationalitätenproblem"[33] verschärfte sich im Laufe des Krieges immer mehr, da die Zahl der ausländischen Häftlinge stetig zunahm: „Im weiteren Verlauf des Krieges trafen neben polnischen und tschechoslowakischen Häftlingen im stärkeren Maße französische, belgische, holländische, norwegische, dann vor allem sowjetische Gefangene ein. Jeder Transport veränderte die Qualität des Lagers."[34] Daher kam es zur Gründung des ILK.

Doch nicht nur die Differenzierungen der Häftlinge nach Nationalitäten, politischen Einstellungen und Graden der Verfolgung erschwerte einen Zusammenhalt der Sachsenhausen-Insassen. Die SS versuchte vor allem, unter Zuhilfenahme sogenannter Asozialer und Berufsverbrecher den Widerstand im Lager zu überwachen und zu brechen. Diesbezüglich notierte Seigewasser: „Die Besetzung der Lagerfunktionen, besonders die der Lagerältesten, der Schreibstube, der Blockältesten, des Arbeitsdienstes und der Vorarbeiter in den wichtigen Kommandos war für das Leben von Tausenden von Gefangenen, besonders von Juden, Polen, Sowjetbürgern und zugleich für die Abschirmung der illegalen Tätigkeit von entscheidender Bedeutung. Sowohl die Parteileitung als auch das Internationale Lagerkomitee berieten deshalb immer mit größter Sorgfalt alle Maßnahmen, die eine Veränderung in der Lagerführung zu Gunsten der antifaschistischen Gemeinschaft herbeiführen konnten. Meist mussten diese Veränderungen in einem harten Kampf gegen die böswilligsten Kreaturen aus den Reihen der Kriminellen und Asozialen durchgesetzt werden. Oftmals halfen wir dabei anderen, die selbst den grünen oder schwarzen Winkel trugen, weil sie gleichfalls unter dem Terror dieser Banditen zu leiden hatten."[35] Nach einem Bericht von Max Opitz nahmen die Auseinandersetzungen zwischen den organisierten Häftlingen und der SS-Lagerleitung im Oktober 1942 im Zuge der verstärkten Repression gegen die illegalen Strukturen zu: „Seit diesem ersten Schlag gegen die KPD im Lager Sachsenhausen gab es einen unaufhörlichen Kampf um die Besetzung der wichtigsten Positionen in der sogenannten Häftlingsselbstverwaltung und besonders in den Arbeitskommandos. Denn dieser Kampf konnte nicht losgelöst, sondern nur in Verbindung mit dem

32 Die Toten mahnen die Lebenden. Gedenkschrift zur Gedächtniskundgebung für die Opfer des antifaschistischen Kampfes in Berlin-Neukölln am 9. September 1945, o. O. u. J., S. 23.

33 Nachlaß Hans Seigewasser, in: BArch, N 2509/72, Bl. 274.

34 Ebd., N 2509/261, Bl. 18.

35 Ebd., Bl. 24.

Widerstand gegen Not und Verderben im Lager geführt werden."[36] Die SS-Lagerleitung versuchte, vor allem „Berufsverbrecher" anstelle der Kommunisten als Funktionshäftlinge einzusetzen. Die politischen Häftlinge, die bis dahin diese Posten bekleidet hatten, wurden in andere Lager verlegt. So kamen etwa am 1. Oktober 1942 eine Reihe Häftlingsfunktionäre in den Zellenbau von Sachsenhausen und wurden danach mit einem Transport in das Konzentrationslager Flossenbürg deportiert. Unter ihnen befanden sich unter anderem Harry Naujoks, Albert Buchmann, Rudi Grosse und Fritz Selbmann, mit dem Seigewasser in Sachsenhausen in regem Kontakt stand.

Im Zuge der verstärkten Repression der Wachmannschaften gegen den Widerstand in Sachsenhausen gab es häufige Durchsuchungen der Blöcke und Arbeitsstätten der Häftlinge. In dem von Seigewasser mitverfaßtem Buch „Damals in Sachsenhausen" heißt es: „Bei einer Inspektion im Lager war einem SS-Offizier durch Zufall an Ort und Stelle bekannt geworden, daß sich eine kleine Gruppe von Häftlingen mit dem Abhören von Radionachrichten befaßte."[37] Über längere Zeit hatte dieser Empfänger zum Abhören von ausländischen Nachrichten gedient. Im Mai 1944 wurde er entdeckt, woraufhin eine Kommission des Reichssicherheitshauptamtes Ermittlungen im Lager aufnahm. Nach Opitz' Angaben begann damit „für die Aktiven die furchtbarste Zeit".[38] Seigewasser erinnert sich: „Viele Monate lang hindurch hatte eine Sonderkommission des Reichssicherheits-Hauptamtes mit Hilfe eines organisierten Spitzel-Apparates, dem Angehörige mehrerer Nationen angehörten, versucht, in die konspirative Arbeit der Kommunisten und Antifaschisten einzudringen. Besonders die internationalen Verbindungen im Lager und die Kontakte über die Außenlager wie Heinkel, sollten dabei unterbrochen werden."[39] Das ILK war von der nunmehr einsetzenden Verhaftungs- und Folterwelle besonders betroffen, vor allem durch die Hinrichtung von 27 seiner Mitglieder durch die SS. Seigewasser wurde nach eigenen Angaben am 8. September 1944 „im Rahmen der von der Sonderkommission des damaligen Reichssicherheitshauptamtes angeordneten Verhaftungsaktion im Block 58 mit ca. 130 politischen Gefangenen isoliert"[40] und am 16. Oktober 1944 zusammen mit 102 anderen politischen Gefangenen nach Mauthausen verlegt.

Am 20. Oktober 1944 trafen die Häftlinge aus Sachsenhausen in Mauthausen ein. Das nahe der Stadt Linz gelegene Konzentrationslager war unmittelbar nach dem „Anschluß" Österreichs im März 1938 in der Nähe eines verlassenen Steinbruchs errichtet worden. 1944 befanden sich hier über 110 000 Häftlinge. Die Sterberate war dabei so hoch, daß die Verlegung fast einem Todesurteil gleichkam. Seigewasser wurde mit dem Vermerk „RU" („Rückkehr unerwünscht") auf den Transport nach Mauthausen geschickt.

Die 103 Häftlinge aus Sachsenhausen wurden zunächst für mehrere Wochen vom Rest des Lagers isoliert. Trotzdem versuchten deutsche Kommunisten, Kontakt zu

36 Erinnerungsbericht Max Opitz' (Anm. 19), Bl. 74.
37 Damals in Sachsenhausen (Anm. 28), S. 97.
38 Erinnerungsbericht Max Opitz' (Anm. 19), Bl. 105.
39 Nachlaß Hans Seigewasser, in: BArch, N 2509/72, Bl. 289.
40 Ebd., Bl. 166.

ihnen aufzunehmen. Dieser ging jedoch nicht über einen ersten Bericht der Umstände des Transportes hinaus. Nach sechs Wochen wurde die Isolation der Gruppe aus Sachsenhausen aufgehoben. Seigewasser schreibt dies in dem von ihm verfaßten Nachwort zu dem Buch „Aufstand in Mauthausen" dem organisierten Widerstand im Lager zu: „Daß wir Sachsenhausener schon nach wenigen Wochen unsere blauen Punkte – das Kennzeichen für ‚Sonderbehandlung' – ablegen konnten und nicht mehr als ‚Isolierte' auf ein Arbeitskommando konzentriert, sondern auf viele verteilt wurden, verdanken wir dem Kameraden aus der Schreibstube und vom ‚Arbeitseinsatz' und dem Blockältesten, die als Genossen den Auftrag des Internationalen Lagerkomitees [in Mauthausen] erfüllten. Wir standen unter seinem Schutz. Zahlreiche Kameraden der verschiedensten Nationen nahmen Verbindungen zu uns auf, halfen uns mit einem Stück Brot oder einer Schüssel Suppe."[41] Über die weiteren Geschehnisse gibt Seigewasser zu Protokoll: „Seit dieser Zeit bestand eine enge Verbindung mit den illegalen Gruppen des Lagers. Aus konspirativen Gründen, weil immer noch mit der Möglichkeit gerechnet wurde, daß wir besonders beobachtet werden, wurde unsere Gruppe nicht sofort in das System der deutschen Genossen im Lager eingegliedert. Ich hatte als verantwortlicher Leiter der Sachsenhausen-Gruppe eine direkte Verbindung mit der deutschen Parteileitung."[42] Zur Zeit der Einlieferung Seigewassers bestand bereits ein Internationales Lagerkomitee, dessen Leitung Franz Dahlem oblag. Durch die Kontaktaufnahme der schon in Mauthausen inhaftierten deutschen Kommunisten mit den Neuankömmlingen machte Seigewasser die Bekanntschaft Dahlems.

In einem Lebenslauf schreibt Seigewasser: „Auch in Mauthausen war ich auf Grund eines Beschlusses, an dem Franz Dahlem beteiligt war, Mitglied der Parteileitung."[43] In Mauthausen bestand die illegale Arbeit im wesentlichen in der Verbreitung von Informationen über den Kriegsverlauf sowie in der Organisation von Waffen, Sprengstoff und Sanitätsmaterial, das bei einem Aufstand mit Herannahen der Front zum Einsatz kommen sollte.

Im Februar 1945 wurde Seigewasser in das sogenannte Russenrevier, ein Krankenlager für sowjetische Kriegsgefangene in Mauthausen, verlegt. Seigewasser nutzte die Situation, um zu Partisanengruppen, die in der Nähe des Konzentrationslagers operierten, Kontakt aufzunehmen. In seinen Erinnerungen heißt es: „Zur illegalen Arbeit gehörte auch die Bewaffnung der zuverlässigsten Genossen im ‚Russen-Revier', um sich gegen evtl. Vernichtungsaktionen der SS zur Wehr setzen zu können. [...] Von großer Bedeutung für die illegale Arbeit im Lager war, daß die Leitung dieser Widerstandsgruppe gefährdete Gefangene, die einem Zugriff der SS entzogen werden mußten, um ihr Leben zu retten, unter fremden Namen im ‚Russen-Revier' verbarg. Meist wurde derartigen Kameraden der Name eines Verstorbenen gegeben. Da die SS wegen der Seuchen- und Infektionsgefahr im Abschnitt des Reviers aus persönlichen

41 Hans Seigewasser, Nachwort, in Valentin Sacharow, Aufstand in Mauthausen, Berlin 1961, S. 231 bis 241, hier S. 235 f.

42 Nachlaß Hans Seigewasser, in: BArch, N 2509/72, Bl. 281.

43 SAPMO-BArch, DY 30 IV2/11/v/2581, Bl. 18.

Sicherheitsgründen Kontrollmaßnahmen nicht so gründlich durchführte wie im großen Lager, bedeutete die getroffene Entscheidung das Leben für die Betreffenden."[44]

Am 3. Mai 1945 übergab die SS die Wache des Lagers Mauthausen einer Wiener Polizeieinheit und setzte sich ab. Zwei Tage später erreichten amerikanische Panzer das Lager, woraufhin sich die Häftlinge, unter ihnen auch Seigewasser, selbst aus den Händen der Polizei befreiten.

Nach der Selbstbefreiung des Lagers kehrte Seigewasser nach Deutschland zurück und nahm bereits im August 1945 die Mitarbeit im ZK der KPD auf. Von 1945 bis 1946 war er Betriebsratsvorsitzender des ZK-Apparats der KPD, von 1946 bis 1948 Betriebsratsvorsitzender des Parteivorstandes der SED. Außerdem war er im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) organisiert. Ob und inwiefern er an dessen Aufbau beteiligt war, konnte nicht eruiert werden.

Am 7. Juni 1947 heiratete Seigewasser Gertrud (Gerda) Zimke, geboren am 17. Juli 1914, eine Sachbearbeiterin im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten. Aus der Ehe ging der Sohn Peter Seigewasser, geboren am 13. April 1951, hervor.

Nach der Gründung der SED 1946 wurde Seigewasser bis April 1950 persönlicher Mitarbeiter von Franz Dahlem. Innerhalb des SED-Apparates bekleidete Seigewasser eine Vielzahl von Posten. Er dozierte an verschiedenen Landesparteischulen, Gewerkschaftsschulen und der zentralen Schule der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), zu deren Gründungsmitgliedern er gehörte. In der VVN übernahm er als Mitglied des Zentralvorstandes wichtige Leitungsfunktionen.

Die VVN war 1946 als eine von öffentlichen Verwaltungsstellen unabhängige und politische Häftlingsorganisation gegründet worden. Vorausgegangen war diesem Schritt der Widerstand der Alliierten Kommandantur gegen die Politisierung des ersten organisatorischen Sammelpunktes der ehemaligen KZ-Häftlinge, des Hauptausschusses für die Opfer des Faschismus (OdF), dessen Aufgabe als Verwaltungsabteilung des Berliner Magistrats in der sozialen Betreuung der Opfer bestand. Der überparteiliche Anspruch der VVN wurde vor allem von Mitgliedern der SED in Frage gestellt, so daß es zu einer Spaltung zwischen den west- und ostdeutschen Verbänden kam. Diese begleitete Seigewasser auf den zunächst noch gemeinsam abgehaltenen Ratstagungen aktiv. Die ostdeutschen Verbänden fixierten sich auf die kommunistische Widerstandsgeschichte; es kam es zu Säuberungen und zur Verpflichtung auf den Antizionismus. Die 1953 in der DDR erfolgte Auflösung der VVN, die offiziell „Selbstauflösung" genannt wurde und faktisch einem Verbot gleichkam, hatte mehrere Gründe: „Stalinisierung des gesellschaftlichen Lebens der DDR",[45] Alleinvertretungsanspruch der SED sowie Machtkämpfe innerhalb der Partei.

Anstelle der VVN wurde ein stark an die SED gebundenes Antifaschistisches Komitee der Widerstandskämpfer gegründet. „Spätestens zu diesem Zeitpunkt", schreibt

44 Nachlaß Hans Seigewasser: BArch, N 2509/289, Bl. 2.

45 Annette Leo, Das kurze Leben der VVN, in: Von der Erinnerung zum Monument. Die Entstehungsgeschichte der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen. Hrsg. von Günter Morsch, Oranienburg 1996, S. 93–100, hier S. 98.

Annette Leo, „trat an die Stelle der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit die Verwaltung eines antifaschistischen Erbes, das ganz im Sinne der jeweils aktuellen politischen Bedürfnisse ausgelegt wurde. Die Mitglieder des Komitees übten vor allem Repräsentationsfunktionen aus. Sie saßen auf der Tribüne am 1. Mai, standen bei den Kranzniederlegungen ganz vorn, sie hielten Reden anläßlich der Gedenktage, bei der Einweihung der Gedenkstätten, sie widmeten sich der Pflege einer zunehmend starren und festschreibenden Tradition."[46] Diese Beschreibung trifft auch auf die Erinnerungsarbeit von Seigewasser zu, der von 1953 bis 1959 Vorsitzender des Büros des Präsidenten des Komitees der Antifaschistischen Widerstandskämpfer war. Er entwickelte sich in der DDR zum professionellen „Gedenkpolitiker". Bis zu seinem Tode nahm er regelmäßig an Gedenkveranstaltungen in verschiedenen ehemaligen Konzentrationslagern und Haftanstalten sowie Eröffnungen von Gedenkstätten und Einweihungen von Denkmälern teil. Diese Orte standen dabei überwiegend in keinerlei Zusammenhang mit Seigewassers eigener Verfolgung bzw. seinem Widerstand. Auch bei Beerdigungen ehemaliger Mitstreiter aus dem antifaschistischen Widerstand wurde Seigewasser häufig als Trauerredner geladen. Die zu diesen Anlässen zahlreichen überlieferten Gedenkreden beschäftigten sich mit aktuellen politischen Themen. So agitierte er gegen die westdeutsche Innen- und Außenpolitik, das Chile Pinochets, den Vietnamkrieg, für Frieden usw. usf.

Da die „wichtigste Repräsentationsfunktion [...] dem Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer gegenüber der Bundesrepublik und dem Ausland zugewiesen" wurde,[47] reiste Seigewasser als Delegierter des Komitees zu internationalen Tagungen und Kongressen, zum Beispiel der Fédération Internationale de la Résistance (FIR). Im November 1954 wurde er in den FIR-Generalrat gewählt. Seine auch in diesem Rahmen entstandenen, zahlreich überlieferten Referate und Zeitungsartikel kritisierten regelmäßig die westdeutsche Politik der Wiedereingliederung von NS-Funktionären und die Verjährung ihrer Verbrechen. Zudem polemisierte er gegen das Aufkommen und Erstarken der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands (NPD). Immer wieder warnte Seigewasser auch vor einer Infragestellung der Oder-Neiße-Linie als der deutschen Ostgrenze. Schließlich finden sich in seinen Texten und Reden eine Glorifizierung des kommunistischen Widerstandes und eine tendenzielle Vernachlässigung der NS-Opfer, die keinen aktiven Widerstand geleistet haben.

Im März 1962 löste Seigewasser mit seiner Reisetätigkeit in der Bundesrepublik einen kleinen Skandal aus: Er reiste unter falscher Berufsbezeichnung in seinem Personalausweis und durch westdeutsche Grenzbeamte unerkannt zu einer geschlossenen VVN-Funktionärsversammlung in Frankfurt am Main und hielt eine Rede, in der er die Dreistaatentheorie des Sowjetregimes vertrat und sich zu Chruschtschows Plänen in der Deutschland- und Berlinpolitik bekannte. Der hessische Innenminister erwog nach diesem Vorfall, die VVN in seinem Bundesland zu verbieten. Die Konferenz selbst nutzte Seigewasser auch zu einem Gespräch mit Hessens Kirchenpräsidenten

46 Ebd., S. 99 f.
47 Ebd., S. 100.

und ehemals führendem Vertreter der gegen den Nationalsozialismus gerichteten Bekennenden Kirche, Martin Niemöller. Dieser wurde ab März 1938 als „persönlicher Gefangener" Hitlers überwiegend in Einzelhaft in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Dachau festgehalten.

Neben seinem internationalen Engagement in der Vergangenheitspolitik war Seigewasser Vorsitzender des Arbeitsausschusses des Kuratoriums für den Aufbau Nationaler Mahn- und Gedenkstätten in Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen. Außerdem wirkte er beratend bei der Einrichtung einer Gedenkstätte im ehemaligen Konzentrationslager Sachsenhausen durch das DDR-Ministerium für Kultur mit. Seine Stimme hatte dabei wegen seiner hohen Ämter ein großes Gewicht. Auch gehörte Seigewasser der Leitung der Lagergemeinschaft ehemaliger politischer Gefangener des Konzentrationslagers Sachsenhausen an.

Als ehemaliger Sachsenhausen-Häftling wurde Seigewasser am 24. Januar 1964 als Zeuge in einem Prozeß gegen den ehemaligen politischen Leiter des Konzentrationslagers, Kurt Erdmann, der des Mordes an den 27 am 11. Oktober 1944 ermordeten Häftlingen beschuldigt wurde, vernommen.

Neben seinen zahlreichen Staats- und Parteifunktionen etwa in der Nationalen Front des Demokratischen Deutschland konzentrierte sich Seigewasser die letzten zwanzig Jahre seines Lebens auf die Kirchenpolitik. Seit dem 15. November 1960 war er Staatssekretär für Kirchenfragen.

Da die Beziehungen von Staat und Kirche in der DDR nicht verfassungsrechtlich kodifizierten waren, fuhr das SED-Regime im Umgang mit den Kirchen eine Strategie, die sowohl von kooperativen als auch von konfrontativen Elemente gekennzeichnet war. Unter die verschiedenen Instanzen, die in dieses Verhältnis staatlicherseits eingebunden waren, fällt auch das bis 1957 auf Regierungsebene angesiedelte Amt für Kirchenfragen, das eine Eigenständigkeit durch die Gründung eines Staatssekretariats für Kirchenfragen erfuhr. Der Staatssekretär für Kirchenfragen stand für die kooperative Seite des DDR-Staates im Umgang mit den Kirchen. Der Kirchenjurist Otto Luchterhandt bemerkt über diese Funktion: „Er hatte nicht die Stellung einer Behörde staatlicher Kirchenaufsicht, denn der Staatssekretär besaß gegenüber den Religionsgemeinschaften kein Entscheidungs- und gegenüber anderen Staatsbehörden kein striktes Weisungsrecht. Seine Dienststelle, deren Statut nie veröffentlicht wurde, hatte die Funktion, einerseits die Regierung in Kirchenfragen sachkundig zu beraten, Entscheidungsvorlagen zu erarbeiten, anderen Behörden Auskünfte zu erteilen, andererseits die Standpunkte und Forderungen des Staates an die Kirchen heranzutragen und zu erläutern, umgekehrt Anfragen, Bitten und Beschwerden von kirchlicher Seite entgegenzunehmen sowie Vermittlungsdienste im Interesse eines möglichst reibungslosen Zusammenwirkens zwischen staatlichen und kirchlichen Organisationen zu leisten. Der Staatssekretär erfüllte daher die Funktion eines Informations-, Konsultations-, Kooperations- und Vermittlungsorgans. Da er selbst keine Entscheidungen traf und folglich für die den Gläubigen und Religionsgemeinschaften im Alltag widerfahrenden politischen und administrativen Schwierigkeiten nicht direkt verantwortlich zu machen war, war er ein ‚diplomatischer Puffer' zwischen der eigentlich

verantwortlichen, atheistisch-antireligiös eingestellten Partei- und Staatsführung und den Kirchenleitungen. Die Initiative zu den Arbeitsgesprächen ging teils von ihm, teils von den Leitungsorganen der Religionsgemeinschaften aus. Auf dieser Ebene konnte sich daher im Laufe der Jahre [...] trotz aller Schwierigkeiten ein gewisses Vertrauensverhältnis zwischen den Beteiligten entwickeln."[48] Dabei konnte Seigewasser vor allem auf seine umfangreichen Kontakte zu christlichen Widerstandskämpfern unter anderem aus seiner Haft in Sachsenhausen zurückgreifen.

Seigewassers Amtszeit fällt in zwei verschiedenen Phasen der DDR-Kirchenpolitik: die Festschreibung einer eigenständigen ostdeutschen Kirche, die durch den Druck des SED-Regimes in der Bildung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR im Juni 1969 kulminierte, und die Aufnahme von förmlichen Beziehungen zwischen Regierung und Kirchenbund 1971, die das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in den 1970er Jahren maßgeblich entspannten.

Während seiner gesamten Staatssekretärstätigkeit führte Seigewasser zum Teil heftige Auseinandersetzungen mit Kirchenvertretern über politische Einzelfragen, etwa über die Militärpolitik (die Kirchen setzten sich für die Möglichkeit eines waffenlosen Wehrdienstes ein und sprachen sich gegen das 1978 in den Schulen eingeführte Fach „Sozialistische Wehrerziehung" aus) oder Angelegenheiten der internationalen Politik, wie beispielsweise den israelischen Sechstagekrieg 1967.

Hans Seigewasser, Träger hoher staatlicher und gesellschaftlicher Auszeichnungen, starb am 18. Oktober 1979 während des Welttreffens für Abrüstung in Rom im Alter von 75 Jahren an einem Herzinfarkt. Er wurde auf dem Friedhof der Gedenkstätte der Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde beigesetzt.

48 Otto Luchterhandt, Verfassungsgrundlagen kirchlicher Eigenständigkeit, ihre Bedrohung und Verteidigung, in: Die Rolle der Kirchen in der DDR. Eine erste Bilanz. Hrsg. von Horst Dähn, München 1993, S. 21–35, hier S. 31.

Alexander Schwab (1887–1943)

Architekturtheoretiker, politischer Pädagoge, Rätekommunist, Schriftsteller und Widerstandskämpfer

Von Diethart Kerbs

Es gibt einen Typus des Intellektuellen in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, der auf doppelte Weise verschwunden ist. Zum einen dadurch, daß sein Leben – oft unbemerkt – zu einer Zeit im Zuchthaus, im KZ oder im Exil endete, als gleichzeitig Tausende, ja Millionen von Menschen im Krieg umkamen. Zum anderen dadurch, daß auch später kaum jemand seiner zu erinnern sich bemühte, wahrscheinlich weil sich niemand für diese Erinnerungsarbeit zuständig fühlte. Peter Weiss hat in seinem dreibändigen Romanwerk „Die Ästhetik des Widerstands" für eine Teilgruppe dieses Typus die Arbeit der literarischen Vergegenwärtigung geleistet: für die Widerstandsgruppe um Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen. Andere Gruppen, Kreise oder Einzelne blitzen gelegentlich wie Sternschnuppen in der Erinnerungsliteratur zum zwanzigsten Jahrhundert auf, dessen Horizont um so dunkler zu werden scheint, je mehr von den heute Lebenden sich aus ihm entfernen – und je mehr sich diejenigen von uns verabschieden, deren Erfahrungen noch bis ins erste Drittel dieses Jahrhunderts zurückreichen.

Einer von denen, die es wohl wert wären, daß man sich ihrer nachhaltig erinnerte, ist Alexander Schwab, promovierter Volkswirt, selbstberufenener Pädagoge, Rätekommunist, Wirtschaftsjournalist, Architekturtheoretiker und Schriftsteller. Ein Mensch, der sein Leben nicht nach den Regeln der bürgerlichen Arbeitsteilung organisiert hatte und für den deshalb auch keine der Disziplinen des akademischen Wissenschaftsbetriebs so richtig zuständig ist. Ein Linkskommunist aus der nahen Umgebung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg (und deshalb den Torhütern der sozialdemokratischen Traditionspflege suspekt), der es gewagt hatte, dem großen Lenin zu widersprechen (und deshalb für alle linientreuen Parteikommunisten noch heute ein Skandalfall und eine Unperson ist), – so jemand gehört in Deutschland dem doppelt gefährdeten Personenkreis an, der nicht nur physisch ausgelöscht wurde, sondern auch stets in Gefahr ist, daß die Erinnerung an ihn getilgt wird. Nur in vereinzelten Untersuchungen von Außenseiterhistorikern und in den Erinnerungen einiger weniger unabhängiger Geister scheint ein Gedenken an diese Menschen auf.[1]

1 Pars pro toto stehen: Olaf Ihlau, Die roten Kämpfer. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Meisenheim am Glan 1969; Franz Jung, Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit, Neuwied a. Rh. und Berlin-Spandau 1961, S. 420–428; Neuaufl. unter dem Titel: Der Torpedokäfer, Neuwied a. Rh. und Berlin 1972; Diethart Kerbs, Alexander Schwab, 1887–1943. Lebensweg und politische Entwicklung, in: *Werkbund-Archiv*, Erstes Jahrbuch. Hrsg. von Janos Frecot und Diethart Kerbs, Berlin 1972, S. 158–166; Annedore Leber, Das Gewissen entscheidet. Bereiche des deutschen Widerstandes von 1933–1945 in Lebensbildern,

Alexander Schwab, um 1920 (links) und um 1935 (Quellen: Agentur für Bilder zur Zeitgeschichte, Berlin bzw. Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin)

Alexander und Franziska Schwab, um 1935 (Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin)

In seinen Erinnerungen „Ein Deutscher auf Widerruf" schreibt der Literaturwissenschaftler Hans Mayer: „Gern denke ich zurück an Alexander Schwab. Als er, zu den Zeiten der SAP, als politischer Ratgeber nach Köln kam, hat er bei uns gewohnt. Der Dr. Schwab, mit vorzüglichen Manieren, machte sogar meiner Mutter starken Eindruck, die meinen Umgang meistens mißbilligte. Hier war beste deutsche Tradition eines freien und aufgeklärten Denkens und Handelns: der Sohn eines deutschen Kapellmeisters, in Stuttgart geboren im Jahre 1887, mithin ein Jahrgangsgenosse der Expressionisten. Ein fast exemplarischer Lebenslauf: Lehrer bei Gustav Wyneken an der Freien Schulgemeinde Wickersdorf, führender Theoretiker der Freideutschen Jugend und Teilnehmer am Treffen auf dem ‚Hohen Meißner' im Oktober 1913; ein Kriegsfreiwilliger des Jahres 1914, den man aus Gesundheitsgründen abweist; Freund von Karl und Rosa und Mitglied des Spartakus; dann der Weg von der KPD zur KAP, zur Konfrontation mit Lenin; später Pressechef der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, hinausgeworfen im April 1933; Illegalität und Haft und Folter und Tod im Zuchthaus mit 56 Jahren. Spuren des Prinzips Hoffnung im deutschen zwanzigsten Jahrhundert."[2]

Es lohnt sich, diese Biographie und inhaltlichen Bezugspunkte noch einmal im einzelnen nachzuzeichnen. Alexander Schwab wurde am 5. Juli 1887 als Sohn des Komponisten und Opernkapellmeisters Karl Julius Schwab in Stuttgart geboren. Er verbrachte seine Jugend in Danzig und besuchte dort das Gymnasium. Nach dem Abitur studierte er in Rostock, Berlin, Jena und Heidelberg, und zwar Philosophie, Germanistik, alte Sprachen, Nationalökonomie, Soziologie und Staatsrecht. 1913 wurde er an der Universität Heidelberg promoviert, 1915 erschien die Dissertation „Möbelkonsumtion und Möbelproduktion in Deutschland" im Verlag von Franz Siemenroth in Berlin. Die Arbeit ging von einem marxistischen Ansatz aus und reflektierte unter anderem die Bedürfnisse und Konsummöglichkeiten der untersten Volksschichten unter dem Gesichtspunkt des Kapitalverwertungsinteresses. Schon als Student hatte Schwab sich um die Herstellung von Kontakten zwischen Studenten und Industriearbeitern bemüht. Als Mitglied des Wandervogels und der freideutschen Jugend, der Deutschen Freien Studentenschaft,[3] hatte er an allen vier Universitäten Ärger mit den rückwärtsgerichteten alten Korporationen und den Hochschulbehörden.

Im Wintersemester 1907/08 wurde Schwab zum Vorsitzenden der Berliner Freien Studentenschaft gewählt und entfaltete sofort eine rege kulturelle Aktivität. Unter seiner Leitung beschäftigten sich die Berliner Freien Studenten mit dem Deutschen Werkbund und mit den Konflikten, die zu seiner Gründung geführt hatten, Sie luden

Berlin und Frankfurt a. M. 1957, S. 130 ff.; Hans Mayer, Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen, Frankfurt a. M. 1982, S. 138 f.; Hans-Harald Müller, Intellektueller Linksradikalismus in der Weimarer Republik. Seine Entstehung, Geschichte und Literatur, dargestellt am Beispiel der Berliner Gründergruppe der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Kronberg/Ts. 1977; Detlef Siegfried, Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917–1922, Wiesbaden 2004.

2 Hans Mayer (Anm. 1), S. 138 f.

3 Dazu Hans-Ulrich Wipf, Studentische Politik und Kulturreform. Geschichte der Freistudenten-Bewegung 1896–1918, Schwalbach/Ts. 2004.

unter anderen Hermann Muthesius, Peter Behrens, Henry van de Velde und Wolf Dohrn zu Vorträgen ein. Auch Politiker wie Helmuth von Gerlach und Rudolf Breitscheid wurden eingeladen. Ausflüge in Künstlerateliers, z. B. zu Lovis Corinth und Walter Leistikow, ergänzten das Programm. Als die Freie Studentenschaft auch sexualwissenschaftliche Vorträge ankündigte, griff das Rektorat der Universität ein. Es folgten Auseinandersetzungen um die Rede- und Lehrfreiheit, die auch die akademische Öffentlichkeit beschäftigten.

1909 studierte Alexander Schwab in Jena. Dort lernte er unter anderem Karl Korsch, Wilhelm Flitner und Hans Freyer kennen. Sie alle bewegten sich im Umkreis des Verlegers Eugen Diederichs und wurden Mitglieder des von ihm gegründeten „Sera-Kreises". 1913 nahm Alexander Schwab an dem Freideutschen Jugendtag auf dem „Hohen Meißner" teil. Das mit klarer Distanzierungsabsicht in die freie Natur (nämlich ins hessische Bergland) verlegte Fest der deutschen Jugendbewegung war als Gegenveranstaltung zur Hundertjahrfeier der Völkerschlacht zu Leipzig (also des Sieges über Napoleon) konzipiert worden, wo aus diesem Anlaß von Kaiser Wilhelm II. ein gewaltiges Denkmal eingeweiht wurde. Das Fest auf dem „Hohen Meißner" mit den dort gefaßten Beschlüssen wird heute allgemein als die Unabhängigkeitserklärung der deutschen Jugendbewegung gegen ihre bourgeoisen und chauvinistischen Elternhäuser gewertet. Alexander Schwab war einer der führenden Köpfe dieser Bewegung. Etwa ein Jahre lang arbeitete er von Jena aus als Lehrer an der von dem Reformpädagogen Gustav Wyneken gegründeten Freien Schulgemeinde Wickersdorf, die bereits in der wilhelminischen Ära ein radikaldemokratisches Erziehungsmodell zur realisieren suchte.

In Jena hatten Alexander Schwab und sein engerer Freundeskreis ein Haus gemietet, in dem jede Studentin und jeder Student ein eigenes Zimmer hatte – ein für damalige Verhältnisse absolut außergewöhnliches Experiment gleichberechtigten studentischen Zusammenlebens von vier Frauen und vier Männern.

Am 25. Mai 1914 heiratete der „weibliche Kopf" der Jenaer Wohngemeinschaft, Dr. Hildegard Felisch, den „männlichen Kopf", Dr. Alexander Schwab. Es war der 25. Geburtstag der Braut, der Bräutigam hatte inzwischen eine Stellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Berliner Hypothekenbank. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: Franziska (1916–1996), die später durch Heirat den Nachnamen Violet trug und Mitarbeiterin am Münchener Institut für Zeitgeschichte war, und Hans Schwab-Felisch (1918–1989), der in den fünfziger Jahren einer der führenden westdeutschen Intellektuellen wurde, zeitweise Feuilletonredakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" und Herausgeber der Zeitschrift „Merkur".

Ob Schwab sich 1914 wirklich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hat, ist nicht verbürgt. Fest steht, daß er für Verbindungen der Freien Studentenschaft zur Internationalen Friedensgesellschaft eingetreten ist. In Berliner freistudentischen Kreisen (zu denen auch Walter Benjamin gehörte) gab es 1914 Selbstmorde und selbst herbeigeführte Erkrankungen als Formen der Kriegsdienstverweigerung.

Schwab wurde offenbar erst im Frühjahr 1916 zum Militärdienst eingezogen, aber wegen einer Lungenerkrankung zurückgestellt und zur Schreibstubenarbeit ins Kriegsrohstoffamt abkommandiert. Später war er in Dresden für die Zigarettenfabrik

„Jasmatzi" tätig. In Dresden schloß er Freundschaft mit dem radikalen Sozialisten Otto Rühle, der am 20. März 1915 im Reichstag neben Karl Liebknecht als einziger Abgeordneter gegen die Kriegskredite gestimmt hatte, und mit dem expressionistischen Maler und Graphiker Conrad Felixmüller. Aus dem Jahre 1918 gibt es von Conrad Felixmüller ein Doppelbildnis von Hildegard Schwab-Felisch und Alexander Schwab als großformatige Lithographie.

Unmittelbar nach der Novemberrevolution verfaßte Alexander Schwab gemeinsam mit Frida Winckelmann und anderen die Denkschrift „Zur geistigen Übergangswirtschaft", in der der Plan einer freien Hochschule für Proletarier entwickelt wurde, die qualifizierte Arbeiter für die Führung des Rätesystems und der sozialisierten Betriebe schulen sollte. Frida Winckelmann war Lehrerin und damals für kurze Zeit Referentin im preußischen Unterrichtsministerium, außerdem Vertraute von Rosa Luxemburg und Karl Radek.[4] Alexander Schwab trug den Plan im März 1919 der Vollversammlung der Arbeiter-und Soldatenräte vor.[5] Die Schule nahm ihre Arbeit im Vertrauen auf die revolutionäre Entwicklung ohne finanzielle Mittel auf. Sie unterrichtete einige hundert Arbeiter und nannte sich ab Oktober 1919 „Räteschule der Großberliner Arbeiterschaft". Nachdem er seine persönlichen Ersparnisse und die Mitgift seiner Frau in das Projekt investiert hatte, gab Alexander Schwab im Frühjahr 1920 die Leitung der Räteschule auf. Gemeinsam mit dem Schriftsteller Dr. Karl Schröder (1884–1950) führte er die linke Opposition in der KPD. Am 4. April 1920 war er Gründungsmitglied der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD) und führender Kopf der Berliner KAPD. Eine Zeitlang leitete er die Redaktion der „Kommunistischen Arbeiterzeitung" und organisierte Kurse für die KAPD. 1921 führte er die KAPD-Delegation auf dem dritten Weltkongreß der Kommunistischen Internationale in Moskau, dort übte er scharfe Kritik an Lenins Politik.

„Die vier Delegierten der KAPD [...] bildeten während des ganzen 3. Kongresses vom 22. 6. bis zum 12. 7. 1921 die geschlossenste Reihe des prinzipiellen Widerspruchs gegen die Taktik des Exekutiv-Komitees und der russischen Staatspartei."[6] Die Diskussionsbeiträge von Alexander Schwab sind unter dem Pseudonym „Sachs" im Protokoll des Kongresses verzeichnet, das 1921 als Band XXIII der Bibliothek der Kommunistischen Internationale in Hamburg erschienen ist.[7] Darin warnte Schwab die kommunistischen Parteien der industriell entwickelten Länder vor dem „jetzigen Wege, der [...]

4 Vgl. Heike Stange, Zwischen Eigensinn und solidarischer Zusammenarbeit. Frida Winkelmann (1873 bis 1943), in: Gelebte Ideen. Sozialisten in Thüringen. Biographische Skizzen. Hrsg. von Mario Hesselbarth, Eberhart Schulz und Manfred Weißbecker, Jena 2006, S. 458–464.

5 Vgl. Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte in der Revolution 1918/19. Dokumente der Vollversammlungen und des Vollzugsrates. Vom Generalstreikbeschluß am 3. März 1919 bis zur Spaltung der Räteorgane im Juli 1919. Hrsg. und bearb. von Gerhard Engel, Gaby Huch und Ingo Materna, Berlin 2002, S. 325–328.

6 Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918–1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Meisenheim am Glan 1969, S. 260.

7 Vgl. Protokoll des III. Kongresses der Kommunistischen Internationale. (Moskau, 22. Juni bis 12. Juli 1921), Hamburg 1921, S. 97–102, 412 f., 616–622, 766–769, 944 f., 1056.

zu scharf bestimmt ist von den Interessen der russischen Staatspolitik" und forderte sie auf, in der internationalen Arbeiterbewegung „ein Gegengewicht" gegen die Machtinteressen der sowjetischen Staatsführung zu bilden.[8] Sehr weitsichtige Warnungen und Forderungen, wie wir heute wissen.

Nach dem Ausschluß der Schröder-Gruppe verließ Schwab im April 1922 die KAPD und zog sich aus der Parteipolitik zurück. Seine Existenz sicherte er durch einen Redakteursposten bei der Berliner Pressekorrespondenz „Continent" (1923–1928) und durch freiberufliche Tätigkeit als Schriftsteller und Wirtschaftsjournalist. Etwa 1922 bis 1928 wohnte er mit seiner Familie in der Bergallee 1 in Birkenwerder bei Oranienburg, in einem Haus, das Frida Winckelmann gehörte, die in diesen Jahren als Lehrerin und Landtagsabgeordnete in Gotha tätig war. Schwab schrieb unter anderem für das „Berliner Tageblatt", die „Berliner Börsenzeitung", „Das neue Berlin" und ab 1927 auch für die Zeitschrift des Deutschen Werkbundes „Die Form".[9] Seine Beiträge weisen ihn als einen der klarsichtigsten Architekturschriftsteller jener Zeit aus. Seine soliden politisch-ökonomischen Grundlagenkenntnisse, seine Freundschaft und Bekanntschaft mit führenden Architekten der Zeit – wie z. B. Hugo Häring, Ludwig Hilberseimer, Ludwig Mies van der Rohe und Martin Mächler – und seine Verbundenheit mit der Arbeiterbewegung mochten ihn wohl dazu geführt haben, in diesen Jahren seine Gedanken zum Städtebau in einem Buch zusammenzufassen.

1930 veröffentlichte Schwab in der sozialdemokratischen Arbeiterbuchgemeinschaft „Der Bücherkreis" unter dem Pseudonym „Albert Sigrist", das er schon vorher für andere Publikationen benutzt hatte, „Das Buch vom Bauen. Wohnungsnot, neue Technik, neue Baukunst, Städtebau". Es ist die inhaltlich radikalste und sprachlich verständlichste Analyse der Grundprobleme des Bauens und Wohnens, die in der Weimarer Republik erschienen ist. Das Buch war bald vergriffen und verboten; ich habe es 1973 als Band 42 der „Bauweltfundamente" neu herausgegeben.[10]

Der Schriftsteller Franz Jung, der in den zwanziger Jahren immer wieder mit Alexander Schwab zusammenarbeitete, schrieb in seinen Erinnerungen: „Schwab stand in diesen Jahren dem Bauhaus nahe. Er war mit einer Reihe jüngerer Architekten befreundet, die unter dem Einfluß der Bauhausschule standen. Er erzog diese Schüler für das Verständnis von Architektur als soziale Funktion. Vieles was in diesen Jahren in den Bauhauspublikationen und in Zeitschriften darüber geschrieben worden ist, ging direkt oder indirekt auf Schwab zurück."[11]

Von 1928 bis 1933 war er Pressechef der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, eine Tätigkeit, die ihm die Auseinandersetzung mit

8 Ebd., S. 769.

9 Siehe: Die Form. Stimme des Deutschen Werkbundes 1925–1934. Hrsg. von Felix Schwarz und Frank Gloor (= Bauweltfundamente, Bd. 24), Gütersloh 1969.

10 Albert Sigrist [Alexander Schwab], Das Buch vom Bauen. Wohnungsnot, neue Technik, neue Baukunst, Städtebau, Berlin 1930; Nachdruck Düsseldorf 1973 als Bd. 42 in der Reihe der „Bauweltfundamente" mit einem attributiv ergänztem Untertitel: „Wohnungsnot, neue Technik, neue Baukunst, Städtebau aus sozialistischer Sicht".

11 Franz Jung, Der Weg nach unten (Anm. 1), S. 422.

politischen, ökonomischen und sozialen Fragen zur täglichen Pflicht machte. Im Frühjahr 1933 wurde Schwab vom nationalsozialistischen Staat entlassen und kurz darauf von der Gestapo „wegen des Verdachts staatsfeindlicher Umtriebe" in „Schutzhaft" genommen. Nach acht Wochen Haft führte eine Intervention seines Schwiegervaters, des ehemaligen Admiralitätsrates Dr. Paul Felisch, beim Berliner Polizeipräsidenten von Lewetzow zur Freilassung.

Alexander Schwab hatte sich mit Auswanderungsplänen nach Mexiko getragen, blieb nun aber doch in Berlin und begann mit dem planmäßigen Aufbau von Widerstandsgruppen. Nach dem Tod seiner Frau 1934 widmete er sich ganz der illegalen politischen Arbeit, vor allem der Organisation der sozialistischen Gruppe Rote Kämpfer, deren Zentrale er schließlich leitete.[12] Als Tarnung für diese Organisation und wohl auch, um sich finanziell abzusichern, übernahm Schwab zusammen mit seinem Freund Franz Jung das Büro einer Pressekorrespondenz. Von diesem Büro aus wurden etwa 50 Zeitungen, darunter der „Völkische Beobachter", mit Wirtschaftsnachrichten beliefert.

Anfang 1936 bot sich anläßlich einer Reise nach Prag noch einmal die Möglichkeit der Emigration. Schwab kehrte, obwohl gewarnt, nach Berlin zurück. Am 17. November 1936 wurde er in seinem Büro verhaftet, nachdem die Gestapo schon vorher Mitglieder der Rote-Kämpfer-Organisation im Ruhrgebiet verhaftet, gefoltert und verhört hatte. Anschließend wurde die ganze Organisation zerschlagen. Bei den Vernehmungen nahm Schwab die volle Verantwortung für die Leitung der Organisation auf sich und bemühte sich, Franz Jung, Karl Schröder und andere Genossen zu entlasten. Es gelang ihm, vor allem jüngere Mitglieder der Gruppen als von ihm Verführte hinzustellen. Tatsächlich wurden manche von ihnen dann zu relativ milden Strafen verurteilt. Es konnten ihnen ja auch keine effektiven Widerstandshandlungen, Sabotageakte oder ähnliches nachgewiesen werden. Schwabs „Verbrechen" – und das war schon genug – bestand im wesentlichen darin, junge Leute für die Zeit nach dem Nationalsozialismus zu sammeln und zu schulen. Deutschland befand sich 1936 noch nicht im Krieg und das Gericht bestand noch überwiegend aus bürgerlichen Juristen, die es immerhin über sich brachten, den Hauptangeklagten mit „Herr Dr. Schwab" anzureden. Wir wissen, wie Roland Freisler später mit seinen Opfern umsprang. Franz Jung wurde im übrigen freigelassen und konnte nach Prag fliehen – in seinem Erinnerungsbuch „Der Weg nach unten" hat er über die Zusammenarbeit mit Schwab berichtet.[13]

Das Hauptverfahren gegen Alexander Schwab, Karl Schröder und vier weitere führende Köpfe der Roten Kämpfer fand vom 28. bis 30. Oktober 1937 vor dem 2. Senat des Volksgerichtshofes in Berlin statt. Schwab erhielt von allen Angeklagten die schwerste Strafe, nämlich acht Jahre Zuchthaus, die er – teilweise unter körperlichen Mißhandlungen – im KZ Börgermoor und in den Zuchthäusern Sonneburg, Brandenburg und Zwickau verbüßte. Im Zuchthaus Sonneburg arbeitete er an einer „Musikfibel", deren Manuskript herausgeschmuggelt werden konnte und bis heute im Nachlaß seiner Tochter erhalten ist. Am 12. November 1943 starb Alexander Schwab

12 Dazu im einzelnen Olaf Ihlau (Anm. 1).

13 Siehe Franz Jung, Der Weg nach unten (Anm. 1).

im Zuchthaus Zwickau. Laut Mitteilung der Zuchthausleitung soll er an Lungenentzündung verstorben sein, wahrscheinlich jedoch an den Folgen der Mißhandlungen und an Entkräftung durch die Bedingungen der Haft.

Das vielleicht spannendste und – abgesehen von den Revolutionsjahren 1918 bis 1922 – hoffnungshaltigste Kapitel im Leben von Alexander Schwab, seiner Freunde und Kampfgefährten fällt in die Jahre 1930 bis 1933. Im Januar 1931 erschien in Paris die erste Nummer der Zeitschrift „Plans. Revue Mensuelle", herausgegeben von Philippe Lamour, unter Mitarbeit von Le Corbusier und Walter Gropius, Frans Masereel und Fernand Leger. Bis 1932 erschienen 13 Hefte. Ab Sommer 1931 erschien in Berlin eine deutsche Schwesterzeitschrift: „Der Gegner. Zeitschrift für neue Einheit", herausgegeben von Franz Jung, der schon 1919 bis 1922 maßgeblich an einer Zeitschrift gleichen Namens mitgearbeitet hatte. Franz Jung übergab die Herausgeberschaft im Sommer 1932 an Harro Schulze-Boysen, der damals dem Nationalbolschewismus nahestand.[14]

In den Jahren 1931/32 muß ein lebhafter geistiger Austausch zwischen den Redaktionen und Mitarbeitern der beiden Zeitschriften bestanden haben. Man tauschte Artikel aus und beschäftigte sich im wesentlichen mit den gleichen Themen. Hinter diesem intellektuellen Austausch standen jedoch auch sehr handfeste Bauprojekte ziemlich großen Ausmaßes.

Franz Jung berichtet in seinen Erinnerungen von Bauvorhaben in Marseille, wo die Stadtverwaltung eine Partnerschaft mit deutschen und französischen Gewerkschaftsverbänden, unter anderem mit dem Genossenschaftsverband der deutschen Bauhütten, plante.[15] Auch für Paris waren riesige Bauvorhaben erdacht worden. Diese Pläne wurden jedoch von deutschen Baukonzernen hintertrieben, die eigene Interessen in Frankreich hatten und das Feld der lukrativen Großaufträge nicht einer Arbeitsgemeinschaft französischer und deutscher Baugewerkschaften überlassen wollten. Im Mai 1932 wurden daraufhin einige der deutschen Manager in Berlin verhaftet. Franz Jung, der das Ganze mit eingefädelt hatte, konnte untertauchen. Ein halbes Jahr später war Hitler an der Macht.

14 Vgl. Hans Coppi, Harro Schulze-Boysen – Wege in den Widerstand. Eine biographische Studie. Vorwort von Robert Jungk, Koblenz 1993, S. 60–130; Der „Gegner"-Kreis in den Jahren 1932/33. Ein Kapitel aus der Vorgeschichte des Widerstandes. Tagung vom 4.–6. Mai 1990 (= Dokumentation der Evangelischen Akademie Berlin [West], Nr. 79/91), Berlin 1990.
Von März 1932 bis Februar 1933 erschien in Berlin noch eine deutsche Zeitschrift, die ihren Titel exakt aus dem Französischen übersetzt hatte: „Pläne". Herausgeber war Eberhard Koebel, ein unter dem Fahrtennamen „tusk" bekannt gewordener Graphiker und Schriftsteller, Führer der „dj.1.11", eines kleinen, elitären Jungenbundes, dessen stilistisches Vorbild auch nach dem Krieg noch viele Jugendgruppen beeinflußte. Koebel hatte zum Mitarbeiterkreis des „Gegners" gehört und muß dort auch die Zeitschrift „Plans" kennengelernt haben. Er trat an Hitlers Geburtstag 1932 in die KPD ein, wurde nach dem Reichstagsbrand verhaftet und konnte später nach England emigrieren, wo er an der Gründung der Freien Deutschen Jugend (FDJ) beteiligt war. Seine Zeitschrift „Pläne" hat in den sechziger Jahren in der Bundesrepublik eine Nachfolgezeitschrift gleichen Namens gefunden, aus der später ein Schallplattenverlag hervorging, der heute noch besteht. – Siehe Fritz Schmidt, Um tusk und dj.1.11. 75 Jahre Deutsche Jungenschaft vom 1. November 1929, Edemünde 2006; Tusk. Versuche über Eberhard Koebel. Hrsg. von Fritz Schmidt, Stuttgart 1994.

15 Franz Jung, Der Weg nach unten (Anm. 1), S. 371–380.

Die Idee allerdings, Wohnungsbau und Stadtplanung im großen Stil durch eine Zusammenarbeit von sozialistischen oder sozialdemokratischen Stadtverwaltungen mit Bauarbeitergewerkschaften unter Einbeziehung fortschrittlicher Architekten und linker Intellektueller zu realisieren, entsprach ziemlich genau den Wunsch- und Hoffnungsvorstellungen, die Alexander Schwab in seinem „Buch vom Bauen" artikuliert hatte.

In der französischen Zeitschrift „Plans" war als Beilage ein Aufruf erschienen, in dem es hieß: « Pour sauver l'Allemagne, la France et l'Europe il faut creer les etats confederes de la France et d'Allemagne. L'Union Douaniere – L'Unite Monetaire – Le Desarmement [...]. »[16] Wir haben es erlebt, daß wenigstens die beiden ersten dieser damals utopischen Wünsche Wirklichkeit wurden – wenn auch die Welt sich sonst nicht in die Richtung entwickelt hat, die Alexander Schwab und seine Freunde sich vorstellten.

Diese Biographie steht für einen Typus des Linksradikalen bürgerlicher Herkunft, der aller Aufmerksamkeit wert ist, zumal in einem Lande, dessen politische Bühne gegenwärtig von eher geistlosen Akteuren bevölkert ist.

Wenn heute, z. B. in der Wochenzeitung „Die Zeit", eine erneute Diskussion über bürgerliche Lebensformen und Werte begonnen wird,[17] so wird dabei die Möglichkeit einer Entwicklungsperspektive des bürgerlichen Intellektuellen, für die Alexander Schwab steht, gern unterschlagen. Aus einem gebildeten bürgerlichen Elternhaus führte ihn sein Weg über den Wandervogel und die freistudentische Bewegung in den Linkskommunismus und schließlich in den antifaschistischen Widerstand. Sein Lebensweg und seine politischen Aktivitäten stehen für eine Seite des deutschen Bildungsbürgertums, die in der heutigen Selbstreflexion bürgerlicher Kreise konsequent unterbelichtet bleibt, die aber auch von den sauber gezogenen Traditionslinien der Mehrheitssozialdemokratie und der KPD-SED-DKP-PDS regelmäßig ausgegrenzt und totgeschwiegen wird. Alexander Schwab und seine Freunde Karl Schröder, Franz Jung, Bernhard Reichenbach und andere wären es wert, sowohl für den bürgerlichen als auch für den sozialistischen Diskurs wiederentdeckt und gewürdigt zu werden.

Die gegenwärtige politische Lage im Deutschland der großen Koalition kann unsereinen eher melancholisch stimmen. Wenn wir aber lesen und hören, was sich in Frankreich und Italien tut, welch eine rasante Entwicklung in Südamerika vonstatten geht und daß die „Ästhetik des Widerstands" gerade eben ins Türkische übersetzt worden ist, dann zeigen sich doch Gründe für Hoffnung. Wir sollten den Zuspruch und die Unterstützung für die dort sich entwickelnden Bewegungen mit der Erinnerung an diejenigen Seiten unserer Geschichte verbinden, deren wir uns nicht zu schämen brauchen. Es gibt Spuren des Prinzips Hoffnung im Deutschland des 20. Jahrhunderts.

16 „Um Deutschland, Frankreich und Europa zu retten, müssen die Vereinigten Staaten von Frankreich und Deutschland geschaffen werden. Die Zollunion, die Währungsunion, die Abrüstung [...]." – *Plans*, 1931, H. 7.

17 Sehnsucht nach dem Bürger, in: *Die Zeit*, 9. 3. 2006, S. 49–51.

Heinrich Cunow oder der Narren Mühsal

Von Bernd Florath

„Weise erdenken die neuen Gedanken,
und Narren verbreiten sie."[1]

Dem Marxismus der II. Internationale, insonderheit dem, wie er sich in Deutschland unter Wortführerschaft seines Kirchenvaters Karl Kautsky ausgeprägt hat, haftet der Ruch des Epigonentums an. Georgij Plehanovs Drohung, „aus dem ‚Kapital' ein Prokrustesbett zu machen für alle Mitarbeiter des ‚Vestnik Narodnoj voli'",[2] illustriert diesen Ruf zwar eher, als sie ihn wirklich erklärt, doch weist sie drastisch auf die Weigerung hin, das Marxsche Erbe als methodisches Beispiel theoretischer Entwicklung anstatt als gegebene und nur noch zu interpretierende und zu popularisierende „wissenschaftliche Weltanschauung" zu sehen. Diese „wissenschaftliche Weltanschauung" – ich kann diese *contradictio in adiecto* beim besten Willen nicht aus den zitierenden Anführungszeichen entlassen – lag gleichsam wie eine konservierende Folie über dem ebenso chaotischen wie beunruhigenden Erbe, das Marx seinen Schülern hinterlassen hatte. Man konnte es sehen, doch nicht berühren. Die Unordnung des Schreibtisches wurde zum Museum, statt als normaler Zustand eines Labors angenommen zu werden, der nach permanenter ordnender Wiederherstellung eines anderen chaotischen Zustandes schreit.

Diese Situation ist oft genug beklagt worden.[3] Kaum gefragt wurde indes nach dem Sinn dieser Marx-istischen Selbstbeschränkung. Die bloß interpretierende und popularisierende Arbeit der Epigonen gewann eine derart dominierende Faktizität, daß Erklärungsversuche ihr nicht beikommen, wenn sie sie nur als defizitäre Rezeption begreifen. Es soll hier also nicht gefragt werden, was an der intellektuellen Arbeit der Sozialisten der II. Internationale gleichermaßen Zeichen theoretischer Basisinnovation war bzw. ob und inwiefern sie sich von ihren theoretischen Urvätern entfernt hatten. Vielmehr soll der Frage nachgegangen werden, was sich an Unabgegoltenem in der Arbeit eines Historikers der Sozialdemokratie findet, dem sicher eines nicht nachgesagt werden kann: funkelnder Esprit, brillante Argumentation, ja nicht einmal glanzvoller Stil.

Heinrich Cunow, von dem hier die Rede sein soll, ist zweifelsohne einer der produktivsten Historiker in der deutschen Sozialdemokratie. Er ist ebenso zweifelsfrei

1 Heinrich Heine, Aphorismen und Fragmente, in: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann, Berlin und Weimar 1972, Bd. 7, S. 379.

2 Литературное наследие Г. В. Плеханова. Сборник VIII, ч. 1, Москва 1940, S. 213.

3 Vgl. Hans-Josef Steinberg, Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem 1. Weltkrieg, Berlin und Bonn-Bad Godesberg 1979 (= Internationale Bibliothek, Bd. 99); Andreas von Weiss, Die Diskussion über den Historischen Materialismus in der deutschen Sozialdemokratie 1891–1918, Wiesbaden 1965 (= Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München, Bd. 27); László Sziklai, Zur Geschichte des Marxismus und der Kunst, Budapest 1978; Richard Weikart, Socialist Darwinism. Evolution in German Socialist Thought from Marx to Bernstein, Bethesda und San Francisco 1998.

Kind jenes Epigonentums, das gleichermaßen bemüht wie engagiert auf den Spuren dessen wandelte, was sie für das Erbe seiner Gründungsväter hielten. Und so wäre man fast geneigt zu glauben, daß die Beschäftigung mit Cunows Texten wenig Erhellendes hergibt: zu unnahbar dröge sein Werk, dessen Lektüre den unabweisbaren Eindruck trockenster Buchstabengelehrtheit hinterläßt.

Aus nur grober Kenntnis seiner Biographie wäre immerhin eine These denkbar, zu der er indes weniger als Subjekt, als Autor, denn als Objekt späterer Betrachtung taugt: die These nämlich, daß sich die Änderung der Stellung des Wissenschaftlers in den politischen Schlachtordnungen seiner Zeit mehr oder minder unmittelbar auf Resultate seiner Forschungen ausgewirkt habe. Mit welchem Gestus hat Heinrich Cunow die Französische Revolution vor 1914 untersucht[4] und mit welchem nach dem Ersten Weltkrieg.[5] Es ließe sich vermuten, daß in dem Maße, in dem sich Cunow vom linken auf den rechten Flügel der Sozialdemokratie bewegte, sich seine Sympathien von den Radikalen um Robespierre zu den Moderaten um Danton verlagert hätten, die Gewichtungen von Demokratie und Diktatur, Freiheit und Gleichheit in der Sicht eines mehrheitssozialdemokratischen Historikers sich gewandelt hätten. Doch Cunow läßt sich zum Beleg derart wohlfeiler Hypothesen nicht vorführen. Eine erneute Lektüre seiner Texte über die französische Revolution, die sich hartnäckig vorgefertigten Hypothesen verweigert, rief mir indes einige seiner Überlegungen in Erinnerung,[6] die wie seine Texte, ja wie Cunow selbst, vollkommen zu Unrecht in Vergessenheit geraten sind.

Heinrich Cunow stammt aus einfachen Verhältnissen.[7] Sein Vater war Arbeiter in Schwerin – die mecklenburgische Hauptstadt war am Ende des 19. Jahrhunderts als hartnäckigste Lordsiegelbewahrerin feudaler Verfassungsordnung in Deutschland bekannt –,[8] sein Onkel gräflicher Kammerdiener. Als ältestem von sieben Kindern ermöglichte der vaterbrüderlich bediente Graf Cunow den Besuch einer Bürgerschule. Das Schulgeld allerdings mußte sich der strebsame Schüler mit täglichem Brötchenaustragen selbst verdienen. Mit fünfzehn ging er in die Kaufmannslehre nach Hannover. 1880, nach Abschluß der Lehre, wurde er Commis in einer Tapetenfirma und siedelte nach Hamburg über.

4 Heinrich Cunow, Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789 bis 1794, Berlin 1907; 2., erw. Ausg. u. d. T.: Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse, Berlin 1912.

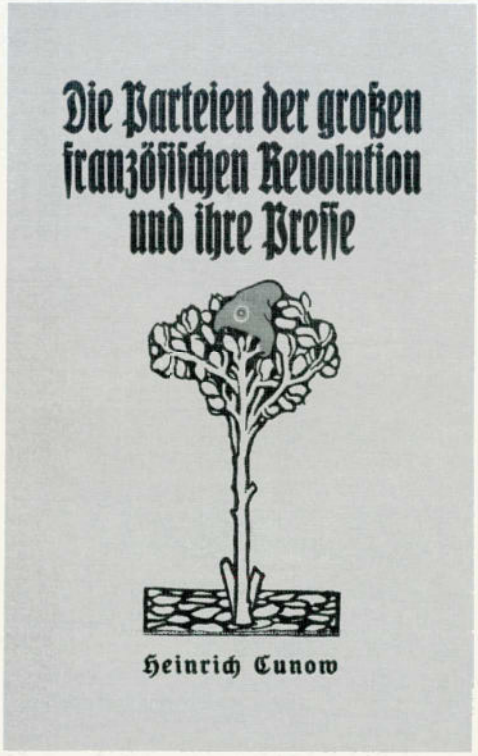
5 Ders., Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie. Grundzüge der Marxschen Soziologie. 2 Bde., Berlin 1920–1921 [künftig zitiert: Soziologie]; ders., Politische Kaffeehäuser. Pariser Silhouetten aus der Großen Französischen Revolution, Berlin 1925.

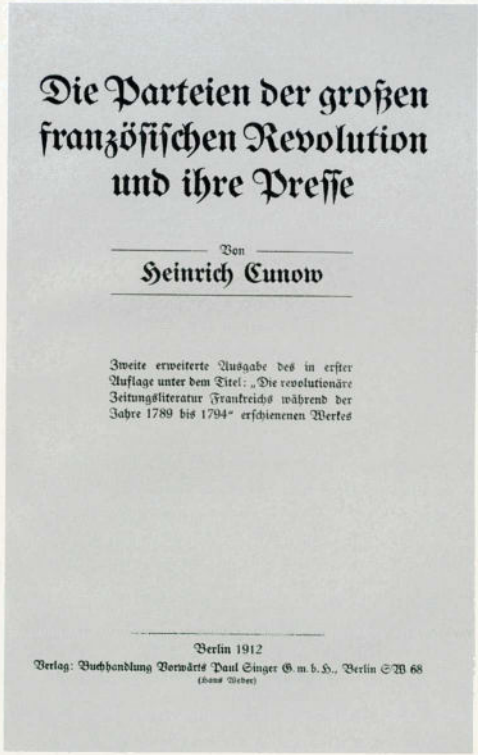
6 Vgl. Bernd Florath, Die Klassenkämpfe der Französischen Revolution in Heinrich Cunows Geschichte der Revolutionspresse, in: Große Französische Revolution und revolutionäre Arbeiterbewegung. Geschichtsbewußtsein, Gesellschaftstheorie und revolutionärer Kampf. Hrsg. von Walter Schmidt, Wolfgang Küttler und Gustav Seeber, Berlin 1989, S. 187–206.

7 Vgl. zur Biographie Heinrich Cunows: Bernd Florath, Heinrich Cunow. Eine biographisch-historiographische Skizze, in: *Jahrbuch für Geschichte*, Bd. 34, Berlin 1987, S. 85–145.

8 Cunow widmete der Geschichte seiner Heimatstadt einen grimmigen Aufsatz: Mecklenburgische „Verfassungsreform", in: *Die Neue Zeit*, Jg. 26.2 (1907/08), S. 284–293.

Lehrer an der Parteischule der SPD, u. a. Franz Mehring (am Katheder) und Heinrich Cunow (2. von rechts)





Einband und Titelblatt der zweiten, erweiterten Auflage von 1912

In Hamburg schloß sich Cunow der verbotenen Sozialdemokratie an. Für das „Hamburger Echo" schrieb er seit 1887 erste wirtschaftspolitische Korrespondenzen. Doch was ihn von anderen ganz ähnlichen Biographien auszeichnete, war sein unbändiger Wissensdurst: Wirtschaft, Politik, Geschichte, besonders Vor- und Frühgeschichte, Ethnologie und Geschichte des Denkens nahmen ihn gefangen. Erste Studien über die Gesellschaft der Inka erschienen 1889/90.[9] 1894 veröffentlichte er eine akribische Studie über das klassifikatorische Verwandtschaftssystem der australischen Aborigines[10] – ein Thema, mit dem sich zur selben Zeit auch Friedrich Engels beschäftigte. Vorab erschienene Artikel zu diesem Problemkreis sind diesem zur Kenntnis gekommen.[11] Er zeigte sich beeindruckt. „Der Mann ochst viel in seinem Fach und hat offene Augen",[12] schrieb er an Karl Kautsky.

Dezidiert kritisierte Cunow am Ende der 1890er Jahre Eduard Bernsteins Auffassungen auf ökonomischem Gebiet. Er wurde ständiger Autor der „Neuen Zeit" und seit Anfang 1899 neben Kautsky auch Redakteur dieser Zeitschrift. Von dieser Zeit an war er hauptamtlicher Parteijournalist der Sozialdemokratie. 1902 wechselte er von der „Neuen Zeit" zum „Vorwärts". Er stand im Konflikt der „Vorwärts"-Redakteure um Kurt Eisner mit dem Parteivorstand und der Berliner Preßkommission auf der Seite Bebels.

Heinrich Cunow war ein Radikaler, ein Marxist, ein Gegner des Revisionismus. Der historische Materialismus war ihm nicht revisionsbedürftig, sondern ein in jedem Falle gültiges Instrument des Verständnisses und der Erklärung gesellschaftlicher Vorgänge. Doch vielleicht ist es treffender seine Stellung zu beschreiben, wenn man ihn als einen Mann Kautskys beschreibt. Dies soll einige, keineswegs belanglose Differenzen nicht verharmlosen, aber es ist dies die Stellung Cunows in der Sozialdemokratie: ein wohl respektierter Theoretiker: wie Kautsky, nur dicker. Und wenn Kautsky keine brillierende Persönlichkeit war, sondern ein Mann des Schreibtisches, so übertraf ihn Cunow zumindest in dieser Beziehung bei weitem. So nahm es nicht wunder, daß Cunow in der Partei kaum als enervierende Gestalt wahrgenommen wurde, sondern als einer ihrer Gelehrten – als Lehrer auch. Lehrer wurde er an der Parteischule (mit Rosa Luxemburg sprang er 1907 für die aus Preußen als lästige Ausländer ausgewiesenen Rudolf Hilferding und Anton Pannekoek ein), wo er Soziologie, Geschichte der gesellschaftlichen Entwicklung, Geschichte des Sozialismus und materialistische Geschichtsauffassung lehrte.[13]

9 Heinrich Cunow, Die sozialen Institutionen des alten Peru, ebd., Jg. 7 (1889), S. 19; ders., Die altperuanische Mark- und Dorfgenossenschaft, in: *Das Ausland*, Jg. 63 (1890), Nr. 42–44.

10 Ders., Die Verwandtschafts-Organisation der Australneger. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Familie, Stuttgart 1894.

11 Vgl. Karl Kautsky an Friedrich Engels, 19. 2. 1892, in: Friedrich Engels' Briefwechsel mit Karl Kautsky. Hrsg. von Benedikt Kautsky, Wien 1955 (= Quellen und Materialien zur Geschichte der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung, Bd. 1), S. 398.

12 Friedrich Engels an Karl Kautsky, 9. 1. 1894, in: MEW, Bd. 39, S. 195.

13 Vgl. Dieter Fricke, Die sozialdemokratische Parteischule (1906–1914), in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 5 (1957), H. 2, S. 229–248; Josef Schleifstein, Bemerkungen zur sozialdemokratischen Parteischule (1906–1914), ebd., H. 6, S. 1291–1293.

Er blieb auch in Kautsky Schatten, als dieser sich über den Wahlrechtskonflikt 1910 politisch vom linken Flügel trennte. Kautsky nannte ihn neben August Bebel, Gustav Eckstein, Rudolf Hilferding und sich selbst ausdrücklich als Bewohner der zwischen revisionistischem Baden und radikalem/-r Luxemburg gelegenen parteitopographisch zentralen Region um Trier.[14] Als solcher wurde Cunow von Adolf Braun auch als einer der designierten Redakteure einer vor Ausbruch des Weltkrieges konzipierten Marx-Gesamtausgabe genannt.[15]

Am 4. August 1914 verfaßte Cunow für die Mehrheit der „Vorwärts"-Redaktion eine Erklärung, die sich scharf gegen die Bewilligung der Kriegskredite durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion wendet. Doch schon wenige Wochen später schloß er sich den „Umlernern" an, jenen Sozialdemokraten, die sich sehr rasch von ihrer internationalistischen Kinderstube verabschiedeten und sich mit ihrem Kaiser zu Deutschen amalgamierten, die keine Parteien mehr kennen wollten. Cunow wurde einer der Hauptautoren des äußersten rechten Flügels der Kriegssozialdemokratie um die ehemaligen Linken Paul Lensch, Konrad Haenisch, den im Balkankrieg zu Reichtum gekommenen Abenteurer Parvus, den nationalistischen Philosophen Hermann Plenge u. a.[16] Cunows Mitarbeit am vorerst von Kriegsgegnern und -skeptikern geführten „Vorwärts" und der Kautskyschen „Neuen Zeit", die ebenfalls auf offene Distanz zum Parteivorstand gegangen war, erstarb. Er schrieb für das „Hamburger Echo" und die Parvussche „Glocke". Ende September entließ der SPD-Parteivorstand Karl Kautsky als Redakteur der „Neuen Zeit" und setzte Cunow als deren neuen Chef ein. Er ist einer der Autoren des Görlitzer Programms der SPD, das in seiner Abkehr von Erfurt weiter geht als das spätere des Heidelberger (Vereinigungs-)Parteitages, in dem sich der Einfluß der Unabhängigen Sozialdemokraten noch einmal gegen den Cunows durchsetzen konnte. Nennenswerte Aktivitäten Cunows in der SPD sind seither nicht mehr überliefert. 1919 wurde er außerordentlicher Professor an der Berliner Universität und etablierte hier die Soziologie als wissenschaftliches Fach. 1927 emeritiert, wurden ihm vom NS-Regime alle Bezüge gestrichen, er starb, halb erblindet, im Sommer 1936 in Berlin.

Cunow selbst bezeichnete sich als „Norddeutsche[n] von der Waterkant", der „das deutsche Gemüt nicht loszuwerden" vermag,[17] sein Kollege Heinrich Ströbel in der Redaktion des „Vorwärts" meinte, er sei „ein Stück hanseatischen Kaufmanns".[18] Rosa

14 Karl Kautsky an Victor Adler, 26. 6. 1913, in: Victor Adler, Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky sowie Briefe von und an Ignaz Auer, Eduard Bernstein, Adolf Braun, Heinrich Dietz, Friedrich Ebert, Wilhelm Liebknecht, Hermann Müller und Paul Singer. Ges. und erl. von Friedrich Adler, Wien 1954, S. 573.

15 Vgl. Götz Langkau, Marx-Gesamtausgabe – Dringendes Parteiinteresse oder dekorativer Zweck? Ein Wiener Editionsplan zum 30. Todestag. Briefe und Briefauszüge, in: *International Review of Social History*, 1983, S. 105 f., 109, 127 f.

16 Vgl. hierzu Robert Sigel, Die Lensch-Cunow-Haenisch-Gruppe. Eie Studie zum rechten Flügel der SPD im Ersten Weltkrieg, Berlin 1976 (= Beiträge zu einer historischen Strukturanalyse Bayerns im Industriezeitalter, Bd. 14).

17 Heinrich Cunow an Konrad Haenisch, 20. 3. 1915, in: Bundesarchiv, Berlin, Nachlaß Haenisch, Nr. 57, Bl. 2.

18 Heinrich Ströbel, Die Kriegsschuld der Rechtssozialisten, Berlin 1919, S. 24.

Luxemburg, die ihn 1900 als zu schwerfällig für die Redaktion einer politischen Tageszeitung beurteilte,[19] weiß aber auch zu berichten, daß der dicke Cunow durchaus auch aus der Haut fahren konnte: „Vor Jena, auf der letzten Sitzung der Preßkommission mit der Redaktion [des ‚Vorwärts'], kam es zwischen C[unow] und E[isner] zu einem Handgemenge. C. stürzte sich auf E., packte ihn am Hals, drückte ihn [??]ch an die Wand und wollte ihm schon die Faust ins Gesicht schlage, als die anderen ihn wegzogen."[20]

Jenseits offenbar vorhandener cholerischer Anfälle schilderte ihn Rosa Luxemburg indes als weniger aufsehenerregend. So schreibt sie 1910 an Kostja Zetkin: „Ich glaube, er ist der einzige wirklich gebildete Mensch in unserer Partei, nur fehlt ihm Geist und Individualität, um daraus etwas Lebendiges zu gestalten. Es ist tüchtiges Ochsenleder."[21]

Sich durch Cunows literarische Hinterlassenschaft zu arbeiten ist zumeist tatsächlich eine Ochsentour. Eine seiner umfangreichen Studien widmet sich der Französischen Revolution. Er folgte mit der Wahl seines Sujets vollkommen den sozialdemokratischen Vorlieben: urgeschichtliche Themen gehören ebenso dazu wie die Geschichte des emanzipatorischen und des utopischen Denkens der modernen Arbeiterbewegung selbst oder eben die Revolutionsgeschichte. Die große Revolution der Franzosen war noch immer das Maß jeglichen Revolutionsverständnisses – es ist dies ebenfalls ein Erbe Marxens.[22] Nicht nur als historisches Forschungsfeld, sondern auch als Gegenstand politikwissenschaftlicher Studien und Auseinandersetzungen hat sie ihren Stellenwert bis heute nicht verloren: "The French Revolution was, above all else, a laboratory of modern politics. It offers an exceptional wealth and complexity of political materials, as well as many intelligent actors and penetrating commentators."[23]

Dennoch ist Cunows Studie über die Französische Revolution eine Schrift, auf die heute nur noch in wenigen Spezialbibliographien verwiesen wird. Und das, obwohl die Pressegeschichte der französischen Revolution kein Thema ist, das sich bis dato überbordender wissenschaftlicher Aufmerksamkeit erfreuen würde.[24] Was Cunows Buch

19 Vgl. Rosa Luxemburg an Adolph Hoffmann, 29.11.1899, in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe. 6 Bde. Hrsg. von Annelies Laschitza, Berlin 1982–1993, Bd. 1, S. 413.

20 Rosa Luxemburg an Leo Jogiches, 6.10.1905, ebd., Bd. 2, S. 184 f.

21 Rosa Luxemburg an Kostja Zetkin, 5.8.1910, ebd., Bd. 3, S. 211.

22 Vgl. u. a. Hans-Peter Jaeck, Die französische bürgerliche Revolution von 1789 im Frühwerk von Karl Marx (1843–1846). Geschichtsmethodologische Studien, Berlin 1979; Beatrix W. Bouvier, Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung. Die Rezeption des revolutionären Frankreich in der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung von den 1830er Jahren bis 1905, Bonn 1982; Große Französische Revolution und revolutionäre Arbeiterbewegung (Anm. 6); Bernd Florath, Historiographie der Arbeiterbewegung. Eine europäische Subkultur und ihre Geschichtswissenschaft, in: Das lange 19. Jahrhundert. Personen, Ereignisse, Ideen, Umwälzungen. Ernst Engelberg zum 90. Geburtstag. Hrsg. von Wolfgang Küttler, Berlin 1999, S. 213–262.

23 François Furet, Transformations in the Historiography of the Revolution, in: Ferenc Fehér, The French Revolution and the Birth of Modernity, Berkeley 1990, S. 272.

24 Vgl. Léonard-Charles-André-Gustave Gallois, Histoire des journaux et des journalistes de la révolution française (1789–1796). Précédée d'une introduction générale, Paris 1845–1846; 2. Aufl., 1854; Histoire générale de la presse française. Hrsg. von Claude Bellanger, Jacques Godechot, Pierre Guiral und Fernand Terrou, t. 1: Des origines à 1814, Paris 1969.

in den Augen seiner akademischen Zeitgenossen zum Standardwerk der Geschichte der Revolutionspresse fehlte, ist nicht der narrative Schwung, nicht die der Wirklichkeit abgelauschte Lebendigkeit, sondern eine Fragestellung, der letztlich das historische Material zugrunde liegt, ohne sich in dessen Ordnung und bloßer Reproduktion zu erschöpfen. Es scheint, als könne Cunows Studie zur Illustration der Feststellung Furets dienen. Die von ihm bearbeitete Fragestellung mutet an wie eine politikwissenschaftliche Modellstudie. Was, wessen Interessen, so fragt Cunow nämlich, verbergen sich hinter den medialen Debatten der Revolutionszeitungen?

Doch Cunow leistet bei weitem mehr, als der zu seiner Zeit bereits wissenschaftlich revolutionären Frage nach der sozialen, ökonomischen, politischen Verwurzelung von Pressedebatten nachzugehen. Er hat mit seiner Geschichte der französischen Revolutionspresse die historische Zunft, wie sie sich in den Universitäten eingerichtet hatte, herausgefordert. Er tut dies keineswegs vordergründig. Es war nicht einmal seine Absicht. Ja, er hat es nicht einmal bemerkt. Mehr als in anderen historiographischen Texten der Arbeiterbewegung erschütterte die Wirklichkeit gerade dieser Cunowschen Arbeit das Selbstverständnis der professionellen Historiographie in Deutschland. Es ist diese Herausforderung, die über Jahre und Jahrzehnte hinweg das Gesicht der Geistes- und Sozialwissenschaften ändern wird.

Cunow entwirft eine Skizze der französischen Parteienkämpfe. Er folgt methodisch in seiner Analyse eher dem Modell von Marx im „18. Brumaire", denn dem von Engels im „deutschen Bauernkrieg", dem sich Karl Kautsky mit seiner knappen Revolutionsgeschichte aus dem Jubiläumsjahr 1889[25] angeschlossen hatte. Das heißt, Cunow entwickelt aus der Mannigfaltigkeit der Parteienkämpfe und ihrer Äußerung in der Presse eine Rekonstruktion der Klassen und ihrer widerstreitenden Interessen in der Revolution. Die Geschichte der Revolution ist ihm nicht bloße Illustration einer abstrakten Theorie wie in Kautskys Broschüre, sondern Cunow ist in der Lage, die verschiedenen Ebenen der Auseinandersetzungen als historische Realität im überlieferten Material zu verdeutlichen. Der analytische Schritt des Schulmarxismus der II. Internationale, der sich im Falle der Pressegeschichte zur Aufgabe stellte, hinter den Kämpfen der verschiedenen Parteien das zu entdecken, was „für die Parteiunterschiede und das Parteitreiben, für die Klassengegensätze charakteristisch" ist,[26] wird von ihm als primäre Aufgabe seiner Studie fundiert gegangen. Er sieht in der Zeitungsliteratur „eine historische Materialsammlung zur Theorie des Klassenkampfes".[27] Damit leistete er bereits mehr als die vorhandene akademische Literatur, die in den Pressepolemiken nicht mehr zu entdecken sucht „als Ausflüsse persönlicher Rivalitäten und Eifersüchteleien", oder „den philosophischen Ideegehalt der damaligen Zeitungsliteratur und

25 Vgl. Karl Kautsky, Die Klassengegensätze von 1789. Zum Hundertjährigen Gedenktag der großen Revolution. Separat-Abdruck aus der „Neuen Zeit" (ab der 2. Aufl. u. d. T.: Die Klassengegensätze im Zeitalter der Französischen Revolution), Stuttgart 1889.

26 Heinrich Cunow, Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse (Anm. 4), S. 5.

27 Ebd.

zweitens die Begabung und den Stil, also den literarischen Charakter der hervorragendsten Journalisten zu schildern".[28]

Dieser spezifische Beitrag der Arbeiterbewegungshistoriographie zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft im 19. und 20. Jahrhundert, nämlich eine sozial hinterfragende politische Geschichte zu schreiben, war für die deutsche akademische Geschichtsschreibung seiner Zeit außerordentlich neu. Allerdings scheint dies eher ein spezifisches Manko der deutschen Historiographie darzustellen. Englische und französische Forscher waren solche Fragestellungen keineswegs so fremd wie ihren politisch wie methodisch überaus konservativen deutschen Kollegen, deren Denkweise Cunow nahezu mit denselben Vokabeln bedachte wie Marx die ihres Abgotts Ranke: „Das was das Wurzelmännchen Ranke für Geist hielt – die spielende Anekdotenkrämerei und die Rückführung aller großen Ereignisse auf Kleinigkeiten und Lausereien".[29]

Cunow gelang es in seiner Studie nicht allein, die die Parteien bewegenden wirtschaftlichen Interessen zu beschreiben, somit die in den verschiedenen Parteien sich organisierenden Klassen und deren Bewegungslogik zu entfalten, sondern er entwikkelte zugleich ein feines Gespür für die Eigenlogik dieser Parteien, denen ein eigenes, originär politisches Interesse zugrunde lag, das sich nicht auf die Klasseninteressen der Beteiligten reduzieren ließ.

Etwa zur gleichen Zeit, in der Robert Michels seine Parteiensoziologie[30] entwikkelt, verwies Cunow auf die Eigengesetzlichkeit der Ebene des Politischen gegenüber dem Ökonomischen einerseits und dem Geistigen andrerseits. „Verschleiert wird der Klassencharakter dadurch, daß ‚*jeder Klassenkampf ein politischer Kampf* ist', d. h. die Klasse ihren Kampf in der politischen Arena als Partei führt."[31] Doch kaum hatte er diesen aufklärerischen Satz geschrieben, schritt er weiter und verfiel nicht der Versuchung, Verschleierung als bloße Camouflage zu mißdeuten: „Partei und Klasse haben verschiedene Entwicklungs- und Wirksamkeitsbedingungen. Im Charakter der Klasse liegt es, ihre spezifischen Eigenheiten immer schärfer herauszuarbeiten und sich gegen andere Klassen als selbständige Gruppe abzuschließen. Die Partei ist dagegen darauf angewiesen, sich politisch zur Geltung zu bringen und zu diesem Zwecke ihre Gefolgschaft möglichst auszudehnen, stets auf neue Werbungen bedacht zu sein, um an den Stellen, wo die politischen Fragen entschieden werden, eine möglichst starke Vertretung zu haben. Dieses Streben führt aber ganz von selbst jede die bestehende Staatsordnung bekämpfende Partei dazu, möglichst alle mit dieser Ordnung unzufriedenen Elemente um sich zu scharen und für diese, ohne Rücksicht auf ihre Klassenzugehörigkeit, einen gemeinsamen Kampfboden zu suchen. Die Folge ist stets, daß von einer solchen Partei die gemeinsamen politischen Forderungen ihrer Gefolgschaft in den Vordergrund gerückt und daß die sozialen Forderungen, die in den einzelnen

28 Ebd., S. 3, 5.

29 Karl Marx an Friedrich Engels, 7. September 1864, MEW, Bd. 30, S. 432.

30 Vgl. Robert Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens, 4. Aufl., Stuttgart 1989.

31 Heinrich Cunow, Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse (Anm. 4), S. 393.

Teilen der Anhängerschaft innere Zwistigkeiten auslösen könnten, zurückgeschoben werden."[32]

Cunows These ist für die Entwicklung der sozialdemokratischen Theorie ein bedeutsamer Ansatz, der indes keineswegs so aufgenommen wurde, daß er fürderhin als Gemeingut gelten konnte. Dies galt um so mehr für jenen Teil der Cunowschen Analyse, der den ökonomistischen Reduktionismus der materialistischen Geschichtsauffassung gerade dort ad absurdum führte, wo dieser sich auf die Deduktion aus bloßen Abstrakta zurückzog.

„Mit der Einpaukung der Erkenntnis, daß die Wirtschaftslage und die Klassenschichtung von entscheidender Bedeutung für die politischen Institutionen eines Staates sind, ist jedoch der Einfluß der Revolution auf die Geschichtsauffassung keineswegs erschöpft."[33]

Der Neffe eines gräflichen Dieners hatte ein spitzzüngiges Gespür für die Distanz von Klassenlage im ökonomischen abstrakten Sinne und der politischen Abhängigkeit konkreter Schichten, die sie mehr an ihre Herren, denn an ihre distinktiven Klassengenossen band. Ein ganzes Kapitel widmete er den Domestiken, den Arbeitern der Luxusindustrie (die er meist doppelsinnig auch als „ouvrier de luxe" bezeichnet).[34] Deren Bindung an die Sonderinteressen ihrer Herren machte sie zu treuen Vasallen. Die Entmachtung der alten Aristokratie war ihnen ebenso ein Greuel wie es der Pazifismus den Arbeitern der Rüstungsindustrie war.

Aber mit besonderer Aufmerksamkeit kommt Cunow immer wider auf das Wirken einer Gruppe zurück, auf „die Pariser halbproletarische Intelligenz": „Advokaten und Ärzte, die in den kleinen Provinzstädten nicht vorwärts zu kommen vermochten, bürgerliche Literaten, Beamte, Studierende, Künstler usw. Eine bunte Schar, die in den Bureaus der Advokaten, Notare oder der städtischen Verwaltungen, als Mitarbeiter neuentstehender Zeitungen, als Statisten und Billeteure der Theater, als Kolporteure revolutionärer Schriften oder in irgendwelchen ähnlichen Stellungen Unterschlupf suchte. [...] Da sie keine eigenen Wohnungen hatten, sondern in Kleinbürgern und Arbeitern abgemieteten Zimmer und Dachkammern wohnten, auch keine feste Anstellung oder einen eigenen Gewerbebetrieb nachweisen konnten, galten sie nach dem damaligen Heimatsrecht als Nichteingesessene, die an den Gemeinderechten der Einheimischen kein Recht hatten."[35]

„Auf die Entwickelung der Revolution hat das Pariser Intelligenzproletariat den größten Einfluß geübt. Es bildete gewissermaßen den Vermittler zwischen den niederen Volksschichten und der revolutionären Literatur. Ein großer Teil der Handwerker, Gesellen und Arbeiter konnte selbst in Paris, der Zentrale der damaligen französischen Bildung, nicht lesen oder doch nicht so viel, um eine Zeitung oder politische Schrift zu verstehen. [...] In diesen Verhältnissen bewährten sich viele der

32 Ebd.

33 Soziologie, 1. Bd., S. 157.

34 Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse (Anm. 4), S. 35, 394; Soziologie, 1. Bd., S. 146.

35 Ders., Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse (Anm. 4), S. 33.

eingewanderten vermögenslosen Intellektuellen als nützliche Agitatoren. Sie lasen den Bürgern, bei denen sie wohnten, die revolutionären Schriften vor und erklärten ihnen den Inhalt."[36]

Cunow fügte seiner *politischen Soziologie der Presse* wesentliche Gedanken für eine *Sozialgeschichte der revolutionären Ideologie* hinzu: Er fragte – und das hatte, soweit ich es übersehen kann, vor ihm niemand systematisch getan – danach, wie die klugen Gedanken der Weisen in die Köpfe der Menschen kommen. Sein Beitrag zur Geistesgeschichte der Revolution erschöpfte sich nicht darin, die Entwicklung des Denkens oder – dies war einer der erwähnten wichtigsten Topoi der Arbeiterhistoriographie seiner Zeit – die Geschichte des Sozialismus, der sozialistischen Idee von Platon bis Karl Marx (resp. bis auf Karl Kautsky) nachzuzeichnen: Er suchte den Weg, *wie* diese Gedanken zur materiellen Gewalt werden, den Weg, *wie* sie die Massen ergreifen. Und er fand ihn nicht in der Entwicklung immer weiter ausgefeilter theoretischer Ansätze, immer präziserer Zugänge zum Verständnis der Wirklichkeit, sondern dort, wo diese Erkenntnis in tagtäglicher pädagogischer Arbeit verbreitet wurde.

Das Wort pädagogisch ist nun meine Formulierung. Doch es soll andeuten, was sich hier selbst beschreibt: Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, wie sie zumindest bis 1933 bestand, war der wirkliche Motor politischer Volksbildung. Erst ihre Transmissionsarbeit politischen Wissens sorgte dafür, daß die durch die preußische Volksschule eher geknebelten und deformierten Geister der Arbeiter in Deutschland Teil der politischen Öffentlichkeit wurden und sich an dieser auch ihren Anteil nahmen. Die moderne Demokratie ist kein Werk der Verfassungsgebung politischer Häupter, von „Vätern und Müttern" grundlegender Gesetze, sie ist Resultat der alltäglichen Sisyphosarbeit sozialdemokratischer Agitatoren, Redakteure, Wanderprediger, Versammlungsredner. Politische Bildung wie die in der alten SPD war ein in höchstem Maße dialogischer Prozeß, der von Rede und Gegenrede, von wechselseitigem Lernen der intellektuellen Kolporteure sozialdemokratischer Ideologie und ihrer Kundschaft lebte.

Die Betrachtungen über die mediale Ebene der Ideologiegeschichte erweiterte Cunow durch Überlegungen darüber, wie sich im Verlauf der medialen Vermittlung, ja Mediatisierung, die theoretische Konzepte inhaltlich veränderten. Wenn der die MEGA betreuende Verlag sich den Satz Heinrich Heines „Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie"[37] als Werbetext zu eigen macht, zeugt dies von mehr als in dieser Branche eher unüblicher Selbstironie. Was Cunow in seinen geistesgeschichtlichen Studien beschreibt, ist der unebene Weg, auf dem alle politische Philosophie politische Praxis wird. Die Welt wird nicht von den Gedanken der Weisen selbst, sondern durch jene Adaption ihrer Gedanken geformt, wie sie von den Kolporteuren, den Agitatoren, den Lehrern, kurz: den Narren in die Welt getragen werden.

In diesem von den Narren realisierten Prozeß der Übersetzung der großen Ideen vollzog sich, was Cunow an einer andere Stelle als eine Dekonstruktion ideologischer

36 Ebd., S. 33 f.; vgl. auch ders., Politische Kaffeehäuser (Anm. 5).
37 Heinrich Heine, Aphorismen und Fragmente (Anm. 1), S. 379.

Postulate im Verlauf des politischen Prozesses beschreibt. Sein ideologiegeschichtliches Hauptwerk[38] geht nicht allein den klassischen Fragestellungen jeglicher Theoriegeschichte nach, die untersucht, wie welche Gedanken auf welchen zuvor geäußerten Überlegungen aufbauen und wie sich in ihnen eine sich verändernde Wirklichkeit niederschlägt.

Cunow zeichnet hier auch den Weg der Theorie in der politischen Praxis am Exempel der Umsetzung des Rousseauschen Demokratiekonzeptes in den Verfassungen der französischen Revolution nach. Die *volonté générale* läßt sich nach Rousseau nur herstellen aus dem Schnitt aller Einzelwillen, deren vorhergehende Strukturierung durch Vereine, Gruppen, Klassen keinesfalls stattfinden darf, da eine solche die *volonté générale* verfälschen würde. Diese Überlegung mußte, wie Cunow schreibt, an der Wirkungsmacht der wirklichen Interessen von Parteien, Klassen, Verbänden scheitern.

Der Gemeinwille erfuhr „da er überall mit den Individual- Partei- und Klasseninteressen in Konflikt geriet, manche Umdeutungen, bis er schließlich von vielen als bloße fiktive Konstruktion betrachtet und in die Rumpelkammer verwiesen wurde".[39] Die praktische Kritik der Interessen deutet Rousseaus Konzept schließlich in einer Weise, daß sich das Bürgertum selbst zum einzigen denkbaren wahrhaftigen Interpreten des Sinnes der Rousseauschen Gedanken und der wirklichen *volonté générale* erklärt. Das regierende Bürgertum ersetzt zugleich die Manifestation der konkreten Einzelwillen aus dem Volke durch die Stellvertretung jener, die allein in seinem Sinne und nach seiner Auffassung das öffentliche Interesse zu verkörpern in der Lage seien. Der Rekurs von Montagnards auf das Volk wird zurückgewiesen mit dem Verweis auf dessen mangelnde politische Einsicht. So erklärte Jacques Pierre Brissot, späteres Haupt der Gironde, im November 1791: „Die ganze Methode dieser gefährlichen Menschen [d. h. der Demokraten – B. F.] reduziert sich auf den Grundsatz: wiegele unaufhörlich die Massen gegen die Behörden auf und stelle dich stets auf die Seite der Menge. Das Volk, so sagen sie, hat niemals unrecht. Ich bin auch der Ansicht. Aber diese Masse, die durchaus nicht das wirkliche Volk ist, hat recht oft unrecht und zeigt sich nur zu häufig verwirrt. Das Wort ‚Volk' bedeutet dasselbe wie das Wort ‚Nation'. Das französische Volk besteht aus der ganzen französischen Bevölkerung, aus allen 25 Millionen. Es ist also nichts als eine Absurdität des Wörterbuchs unserer Demagogen, wenn sie die Masse als Volk bezeichnen. Wer lacht nicht, wenn er von der Souveränität der Menge oder von den Bürgern der Tribünen hört?"[40]

Was Cunow in seinen Studien vorlegte, ist eine Dekonstruktion des doktrinären Gehaltes dort, wo die Wirklichkeit dünner Abstrakta nicht leben kann. Er beschreibt damit die gleichermaßen kulturelle bzw. politische Übersetzung einer politischen Theorie in die Sprache konkreter Interessen der an ihrer Umsetzung Beteiligten. Diese Dekonstruktion als bloßen Verfall zu beschreiben, geht an der Wirklichkeit vorbei.

38 Soziologie.
39 Ebd., 1. Bd., S. 135.
40 Jacques Pierre Brissot, in: *Le Patriote français*, No. 1249, Novembre 1791, zit. nach Soziologie, 1. Bd., S. 145.

Cunow – das tüchtige Ochsenleder – war leidenschaftslos genug, dies zu konstatieren und zu untersuchen, ohne an der Spannung zwischen den eigenen politischen Optionen und der desillusionierenden Realität den analytischen Verstand zu verlieren.

Dieses Verdienst heischt wahrscheinlich einen Charakter wie Cunow, den revolutionäre Leidenschaft selten hinriß und dessen Denken geschult war durch eine mechanizistische, ja naturwissenschaftlich geprägte Variante sozialdemokratischer Ideologie, wie sie in dieser Form durch Kautsky und Plehanov geformt worden ist.[41] Dem beständigen Rekurs auf die in sich konsistente Theorie, ja das theoretische System als Maß politischen Handelns, der sowohl den Marxismus Kautskys kennzeichnet wie auch den Lenins in seinen Polemiken mit Possibilisten, Revisionisten, Reformisten, entzieht Cunow den Boden durch seinen Rückgriff gerade auf die Realität der Geistesgeschichte dort, wo sie nicht „Entwicklung des ‚Menschengeistes', den man sich nicht selten als übersinnlichen, aus sich selbst hervorgegangenen Demiurgen vorstellte", ist, sondern wo „dieser Geist in mehr oder minderem Grade von den jeweiligen Bedürfnissen des Menschen beeinflußt oder vielmehr angeregt und vorwärts getrieben" wird.[42]

Dieser Realitätssinn ließ Cunow zweifelsohne zum Fürsprecher eines groben Opportunismus werden, bewahrte ihn indes zugleich vor einer doktrinären Hybris des aus der Selbstgewißheit revolutionärer Theorie entwickelten „zugerechneten Bewußtseins" gegenüber dem wirklichen Wollen des (vermeintlich) revolutionären Subjekts, aus dem heraus sich die bolschewistische Partei zum an der Stelle des Proletariats notfalls auch gegen dieses handelnden Stellvertreter erklärte. Der aristokratische Gestus eines Georg Lukács in „Geschichte und Klassenbewußtsein", der sich im politischen Diskurs der verschiedenen Interessen wirklich herstellenden *volonté générale* die abstrakte Schlüssigkeit der revolutionären Theorie entgegenstellt, wird durch die Realität der Alltäglichkeit zurechtgewiesen. Letztlich erwies sich die Mühsal, ja selbst die Vergeblichkeit dieses alltäglichen politischen Prozesses in seinem sisyphosartigen Hin und Her als weniger anfällig sowohl für die großen Verbrechen als auch für die Prostitution des Geistes für die Verbrecher.

Dieses ernüchternde Resultat erscheint bei Cunow indes keineswegs als Absage an theoretische Arbeit, deren Wert und Pionierrolle er würdigt. Cunows Vermächtnis liegt vielmehr darin, daß er einerseits die Praxis der Vermittlung, die Wirklichkeit jenes Prozesses, den der junge Marx als das Bündnis von Philosophie und Proletariat beschrieb, als Arbeit, geistige Arbeit eines Berufstandes von Intellektuellen, beschreibt, die heute als Multiplikatoren politischer Bildung bezeichnet werden. Und andererseits hebt er die zwangsläufige Degeneration der Theorie vom Katheder der Philosophen in die Versammlungen der Caféhäuser und Vorstadtkneipen aus ihrer Degradierung in der Geistesgeschichte heraus, indem er die diesem Prozeß innewohnende notwendige Korrektur der Wirklichkeit an der Doktrin herausarbeitete.

41 Cunow formulierte diese stringente Form eines sich als Marx-Orthodoxie verstehenden Determinismus in der selbstgestellten Aufgabe, „eine allgemeine Kausaltheorie der sozialen Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung" zu schaffen. – Heinrich Cunow, Soziologie, Ethnologie und materialistische Geschichtsauffassung, in: *Die Neue Zeit*, Jg. 12.2 (1893/94), S. 549.

42 Soziologie, 1. Bd., S. 148.

Methodisch-konzeptionelle Schwierigkeiten mit Gewerkschafter(innen)biographien

Von Peter Rütters

In ihren „Memoiren einer Sozialistin", adressiert an ihren Sohn, unternimmt Lily Braun eine als „Generalabrechnung" bezeichnete Selbstreflexion. Gestützt auf ihre seit dem elften Lebensjahr geführten Tagebücher, will sie „den letzten Wurzeln" ihres „Daseins nachspüren", um mit großer Subjektivität ihre Position in der Gesellschaft, der Sozialdemokratie und in der Frauenbewegung zu bestimmen.[1] Nicht unterschiedlicher könnte im Hinblick auf Intention und Selbstreflexion der wenige Jahre später von Adelheid Popp anonym veröffentlichte autobiographische Erfahrungsbericht „Jugend einer Arbeiterin" sein,[2] wenn sie konstatiert: „Ich schreibe die Jugendgeschichte nicht, weil ich sie als etwas individuell Bedeutsames einschätze, im Gegenteil, weil ich in meinem Schicksal das von Hunderttausenden Frauen und Mädchen des Proletariats erkannte."[3] Einmal ganz abgesehen von der Diktion, zeigen bereits die Eingangspassagen beider Lebensberichte prägnant den Unterschied zwischen selbstgewisser Individualität bei Lily Braun und demonstrativer Selbstzurücknahme und (vorgeblicher) Auflösung der Individualität in eine kollektive Erfahrung bei Adelheid Popp.[4] Während Lily Braun ihre Kindheit in eine mehrere Generationen übergreifende Familiengeschichte einbettet, deren ostpreußischer Zweig bis ins 16. Jahrhundert zurückgeführt wird, muß sich Adelheid Popp, ohne generationenübergreifende Familienüberlieferung, auf eine Schilderung ihrer unfrohen Kindheit in einer proletarischen Familie beschränken, überschattet von Armut, Not und Gewalttätigkeit des Vaters.

Der skizzierte Unterschied zwischen den beiden Autorinnen autobiographischer Schriften im Umfeld der Arbeiterbewegung weist exemplarisch auf einen bis in die Gegenwart bestehenden wichtigen Grund für den Mangel biographischer Forschung über führende Gewerkschafter(innen) hin.

1 Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin, Berlin 1985 [1909].

2 Adelheid Popp, Jugend einer Arbeiterin, Bonn 1991 [1915]. Erst in der dritten Auflage wurde ihre Autorenschaft deklariert.

3 Ebd., S. 20.

4 Daß Adelheid Popp es dennoch für erforderlich hielt, ein von ihr als so alltäglich angesehenes Schicksal wie die Kindheits- und Jugenderfahrungen Hunderttausender Frauen zu beschreiben, und daß sie für diesen Bericht ihren eigenen Lebensweg aufzeichnete, weist allerdings – trotz der anonymen Veröffentlichung – auf einen Anspruch auf Individualität und Subjektivität hin. Dieser konnte sich im Rahmen einer auf kollektives Handeln basierenden Organisation nur verdeckt und mit dem Anspruch, das Organisationsinteresse zu vertreten und sich diesem unter- und einzuordnen, verwirklichen – und zwar auch in der Form des Führungsanspruches in der stark hierarchisierten Gewerkschaftsorganisation.

Biographische Forschungen haben seit einiger Zeit wieder Konjunktur,[5] soweit es – wie einschränkend sofort hinzuzufügen ist – Politiker betrifft. Gewerkschafter (ganz abgesehen von Gewerkschafter*innen*) hingegen werden von der wissenschaftlichen Biographieforschung noch immer vernachlässigt. Diese Einschätzung dürften auch die wenigen in den letzten Jahren vorgelegten Biographien über Gewerkschafter kaum revidieren. Gerhard Beier hatte schon Ende der 1970er Jahre mit seiner Studie über Willi Richter eine erste relevante Biographie über einen Spitzenfunktionär der Gewerkschaften veröffentlicht, dessen gewerkschaftspolitischer Höhepunkt nach 1945 lag.[6] Die wenige Jahre später von Ulrich Borsdorf publizierte Böckler-Biographie arbeitet dessen Lebenszeit hingegen nur bis zum Jahre 1945 auf und spart den komplexen Ereigniszusammenhang der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg bewußt aus, obwohl in dieser Zeit der Höhepunkt von Böcklers gewerkschaftspolitischem Einfluß lag, das ein zeitgeschichtliche Interesse an seiner Person erst begründet.[7] Erst in jüngster Zeit wurden weitere Biographien – mit wissenschaftlichem Anspruch – über Gewerkschafter verfaßt, deren Wirken vor allem nach 1945 lag. Zu nennen sind hier Klaus Kempters Arbeit über Eugen Loderer und Karl Lauschkes Studien zu Böcklers Wirken nach 1945, die Borsdorfs ältere Böckler-Biographie ergänzt.[8] In dem von Karl Lauschke herausgegebenen Sammelband zur „Gewerkschaftselite der Nachkriegszeit" finden sich biographischen Skizzen unter anderem von Ludwig Rosenberg (Frank Ahland), Matthias Föcher (Klaus Mertsching), Willi Agatz (Till Kössler), Liesel Kipp-Kaule (Gisela Notz).[9] Einige dieser Aufsätze fußen auf bereits fertiggestellten Dissertationen wie Frank Ahlands Arbeit über Ludwig Rosenberg,[10] deren zeitlicher Schwerpunkt in der Weimarer Republik und den Exiljahren liegt. Andere Aufsätze dieses Sammelbandes präsentieren Werkstattberichte – gelegentlich auch in der dargebotenen Form – aus laufenden Promotionsvorhaben oder umfangreich angelegten Biographieprojekte wie Ursula Bitzegeios Beitrag über Hans Gottfurcht, Stefan Müllers Skizze über Heinz Dürrbeck oder Jens Beckers und Harald Jentschs Collage über Otto Brenner. Schließlich ist noch Rainer Kalbitz Studie über die „Ära Otto Brenner" zu erwähnen, die nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Biographie erhebt.[11]

5 Vgl. die 1988 etablierte Zeitschrift „BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, oral history und Lebensverlaufsanalysen"; ferner als Überblick zu neueren Politikerbiographien Edgar Wolfrum, Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland anhand von Biographien. Heinrich Lübke, Carlo Schmid, Thomas Dehler, Franz Josef Strauß, Ludwig Ehrhard, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, Jg. 46 (1998), H. 1, S. 40–54.

6 Gerhard Beier, Willi Richter. Ein Leben für die soziale Neuordnung, Köln 1978.

7 Ulrich Borsdorf, Hans Böckler. Arbeit und Leben eines Gewerkschafters von 1875 bis 1945, Köln 1982.

8 Klaus Kempter, Eugen Loderer und die IG Metall. Biographie eines Gewerkschafters, Filderstadt 2003; Karl Lauschke, Hans Böckler – Gewerkschaftlicher Neubeginn 1945–1951, Essen 2005.

9 Die Gewerkschaftselite der Nachkriegszeit. Prägung – Funktion – Leitbilder. Hrsg. von Karl Lauschke (= Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen. Forschungen und Forschungsberichte, Nr. 35 [2006]), Essen 2006.

10 Frank Ahland, Ludwig Rosenberg. Der Bürger als Gewerkschafter, Bochum 2002 (http://www-brs.ub.ruhr-uni-bochum.de/netahtml/HSS/Diss/AhlandFrank/diss.pdf).

11 Rainer Kalbitz, Die Ära Otto Brenner in der IG Metall, Frankfurt a. M. 2001.

Ergänzt werden diese Arbeiten durch die Veröffentlichung biographisch orientierter Interviews mit Alois Wöhrle, Gertrud Mahnke und Fritz Strothmann.[12] Diese Publikationen hatten indes eher die Funktion, Vorstandsmitglieder der IG Metall zu ehren, als historiographisch gehaltvolle Interviews zu liefern. Daß solche biographiebezogenen und themenzentrierten Interviews durchaus ergiebig sein können, hat Wolfgang Schroeder gezeigt, als er „katholische Arbeiterführer als Zeitzeugen" über die Beziehung zwischen Katholizismus und DGB befragte.[13]

Der Mangel an Gewerkschafterbiographien ist indes nicht nur ein Problem der Zeitgeschichtsforschung. Auch über die führenden Gewerkschafter des Kaiserreichs und der Weimarer Republik – im Kontrast wiederum zu politischen Akteuren – sind bislang nur in wenigen Fällen wissenschaftliche Biographien verfaßt worden. Anzuführen sind hier die Biographie von Ulla Plener über Theodor Leipart, den letzten ADGB-Vorsitzenden, sowie Ilse Fischers Studien über Lothar Erdmann, den Redakteur des ADGB-Organs „Die Arbeit" und einflußreichen Mitarbeiter im Bundesvorstand des ADGB.[14] Die jüngst vorgelegte Studie von Bernhard Forster über Adam Stegerwald nimmt zwar auch auf den „christlich-nationalen Gewerkschafter" Bezug, im Mittelpunkt der Darstellung steht indes der „Zentrumspolitiker".[15] Daß systematisch durchgeführte biographische Forschungen selbst zu weniger prominenten Gewerkschaftern möglich sind und zu bemerkenswerten Ergebnissen führen können, haben Siegfried Mielkes biographische Handbücher über „Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen" gezeigt,[16] auch wenn die Mehrzahl der Handbuchbeiträge darauf konzentriert ist, vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund die wichtigsten lebensgeschichtlichen Daten mit Blick auf die jeweiligen Gewerkschaftsaktivitäten vorzustellen.

Der Mangel an wissenschaftlichen Biographien korrespondiert mit dem weitgehenden Fehlen autobiographischer (Selbst-)Reflexion bei Gewerkschaftern. Lothar Erdmanns kontinuierliche Tagebuchaufzeichnungen, die Anlaß und zentrale Quelle für Ilse Fischers Biographie waren, stellen insofern eine Ausnahme dar. Diese Ausnahme folgt seinem „abweichenden" familiären und bildungsmäßigen Hintergrund, verglichen mit nahezu allen (sozialdemokratischen) Spitzenfunktionären der Arbeitergewerkschaften vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik. Lothar Erdmann war

12 Alois Wöhrle, Ein Leben in der Organisation, Frankfurt a. M. 1983; Gertrud Mahnke und Fritz Strothmann, „Wir wollten mehr als die Trümmer beseitigen …". Zwei Vorstandsmitglieder der IG Metall berichten über ihre gewerkschaftliche Arbeit und über ihr Leben, Frankfurt a. M. 1989.

13 Wolfgang Schroeder, Gewerkschaftspolitik zwischen DGB, Katholizismus und CDU 1945 bis 1960. Katholische Arbeiterführer als Zeitzeugen in Interviews, Köln 1990.

14 Ulla Plener, Theodor Leipart (1867–1947). Persönlichkeit, Handlungsmotiv, Wirken, Bilanz. Ein Lebensbild in Dokumenten, 2 Bde., Berlin 2000; Ilse Fischer, Versöhnung von Nation und Sozialismus? Lothar Erdmann (1888–1939). Ein „leidenschaftlicher Individualist" in der Gewerkschaftsspitze. Biographie und Auszüge aus den Tagebüchern, Bonn 2004.

15 Bernhard Forster, Adam Stegerwald (1874–1945). Christlich-nationaler Gewerkschafter, Zentrumspolitiker, Mitbegründer der Unionsparteien, Düsseldorf 2003.

16 Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Ein Handbuch, 3 Bde. Hrsg. von Siegfried Mielke [ab Bd. 2:] in Verbindung mit Günter Morsch, Berlin 2002, 2003, 2005.

„bürgerlicher Herkunft" und verfügte über akademische Bildung.[17] Das will nun nicht bedeuten, daß führende Gewerkschafter sich nicht ausführlich publizistisch betätigten. Gerade Gewerkschaftsführer, die noch im Kaiserreich den Organisationsaufbau mittrugen und meist eine Zeitlang Redakteur einer Gewerkschaftszeitung waren, verfaßten im Verbandsauftrag ausführliche Organisationsgeschichten.[18]

Man wird Klaus Kempters Einschätzung zustimmen können, daß „die Gewerkschaftselite, besonders die bundesrepublikanische, [...] in der Literatur sozusagen ‚gesichtslos' geblieben oder hinter den Karikaturen des ‚Bonzen' und des ‚Bürokraten' verschwunden" sei.[19] Gründe für dieses Defizit sind zum einen in der Ausrichtung der historischen und zeitgeschichtlichen Forschung zu suchen. Seit den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als die historische Gewerkschaftsforschung Konjunktur hatte, standen bei überwiegend sozialwissenschaftlich arbeitenden Historikern Strukturen und Prozesse im Vordergrund. Akteure, handelnde Personen waren in diese bestenfalls einzuordnen. In Abwehr einer neohistoristischen Betrachtungsweise wurde ihnen nur selten eine eigenständige Biographie zugestanden.[20] Für viele ältere Historiker schienen, wie Gerhard Beier hervorhob, Gewerkschaftsführer, da sie aus „einfachen Verhältnissen" stammten, als zu unbedeutend und persönlich zu uninteressant, um ihnen eine Monographie zu widmen.[21] Bestärkt wurden solche Annahmen dadurch, daß selbst gewerkschaftszugewandte Politikwissenschaftler wie Peter von Oertzen „mit Blick auf" sein „gewerkschaftliches Wirken" nur Otto Brenner zu

17 Ilse Fischer (Anm. 14), S. 9.

18 Als Beispiel mögen Gewerkschaften dienen, die bis 1933 zum Organisationsbereich der nach 1945 gegründeten IG Bau-Steine-Erden zählten, ohne hier eine vollständige Aufzählung bieten zu wollen: Fritz Paeplow, Zur Geschichte der deutschen Bauarbeiterbewegung. Werden des Deutschen Baugewerksbundes, Berlin o. J. [1932], ders., Die Organisation der Maurer Deutschlands von 1869 bis 1899. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Maurerbewegung, Hamburg 1900; Gustav Keßler, Kurze Geschichte der deutschen Maurer-Bewegung. Im Auftrage des Vertrauensmannes der Berliner Maurer, Berlin 1895; Gustav Keßler, Geschichte der Organisation der Steinarbeiter Deutschlands. Im Auftrag des 8. Kongresses der Steinarbeiter Deutschlands. Hrsg von der Geschäftsstelle, Berlin o. J.; August Bringmann, Geschichte der deutschen Zimmererbewegung. Hrsg. im Auftrag des Zentralverbandes der Zimmerleute und verw. Berufsgenossen Deutschlands, 2 Bde., Hamburg 1903, 1905; Adam Drunsel, Die Geschichte der deutschen Töpferbewegung. Hrsg. vom Vorstand des Zentralverbandes der Töpfer und Berufsgenossen Deutschlands, Berlin 1911; Theodor Thomas, Gedenkbuch zum 40jährigen Jubiläum des Zentralverbandes der Dachdecker Deutschlands 1889–1929. Eine Darstellung der Verhältnisse bis zu Gründung des Verbandes, 1. Bd., Frankfurt a. M. o. J.; ders., Geschichte des Zentralverbandes der Dachdecker Deutschlands. Von 1889 bis zum 4. August 1914, 2 Bde., Frankfurt a. M. o. J.; Alexander Knoll, Geschichte der Straße und ihrer Arbeiter. Geschichte der Steinsetzerbewegung, 1. Bd., Leipzig 1925; ders., Geschichte der Straße und ihrer Arbeiter. Geschichte der deutschen Steinsetzerbewegung, 2. Bd.: Die Berliner Steinsetzer-Gesellschaft 1732–1893, Berlin 1913; ders., Geschichte der Straße und ihrer Arbeiter. Geschichte der Organisation der Straßenbauarbeiter, 3. Bd.: Die Zünfte, der Verband, die Internationale, die Unternehmerorganisationen, Leipzig 1930.

19 Klaus Kempter (Anm. 8), S. 18.

20 Für den in der Zwischenzeit eingetretenen Wandel sei auf die Hitler-Biographie von Ian Kershaw verwiesen.

21 Vgl. Gerhard Beier (Anm. 6), S. 12.

der „kleinen Zahl der wirklich bedeutenden Persönlichkeiten der jüngeren deutschen Geschichte" zählte.[22]

Gründe für das Defizit an Gewerkschafterbiographien sind zum anderen in der schwierigen Quellenlage zu sehen. „Ein proletarisches Leben", bemerkte Ulrich Borsdorf, „hinterläßt weniger Zeugnisse als ein bürgerliches."[23] Fast bis in die Gegenwart hinein stammen die meisten Gewerkschaftsführer aus der Arbeiterschaft, einem als bildungsfern bezeichneten Milieu. „Die den Arbeitern vorenthaltene, fehlende Bildung schlägt sich nieder im Mangel an dem, was ein Historiker biographisch nutzen könnte: Briefwechsel, Tagebücher, Reden, Schriften."[24] Der Mangel an Schriftlichkeit entspricht einer fehlenden Selbstreflexion; zumindest hat diese nur selten die Schriftform erreicht und sich in Tagebüchern und einer ausführlichen privaten Korrespondenz niedergeschlagen, die Berufliches und auch Privates umfaßt. Auch scheinen autobiographische Ambitionen dadurch gehemmt zu werden, daß ein „Defizit an sprachlicher Ausdruckskraft und literarischer Bildung" empfunden wird.[25]

Selbst die wenigen bekannten Ausnahmen, wenn autobiographische Aufzeichnungen von Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern, die aus dem Arbeitermilieu stammten und keine höhere Schulbildung erreichen konnten, vorliegen, sprechen für diesen Zusammenhang. So basiert Klaus Kempters Loderer-Biographie nicht zuletzt auf einem etwa 500 Seiten starken autobiographischen Typoskript Eugen Loderers, aus dem Kempter in seiner Darstellung reichhaltig zitiert, das aber von Loderer selbst nicht zur Veröffentlichung vorgesehen war. Auch die Umstände der Entstehung der umfangreichen autobiographischen Aufzeichnung (mehrere hundert handschriftliche Seiten) von Anna Rabe-Zammert (1898–1983), der ersten Frauensekretärin des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutschlands in der Weimarer Republik, bestätigt diese These.[26] Es bedurfte einer Ausnahmesituation wie des erzwungenen Exils und des Fehlens einer anspannenden Berufstätigkeit, um sich auf eine Selbstreflexion in Form einer Autobiographie und von Tagebuchaufzeichnungen einzulassen. Doch ist der Anspruch solcher Aufzeichnungen wiederum weniger auf sich selbst gerichtet, sondern auf das Exemplarische der eigenen Lebenserfahrungen. In einer Tagebuchaufzeichnung vom 1. Juni 1937 notierte Anna Rabe-Zammert ihre Motivation: „Seit Monaten habe ich mir vorgenommen, mein Leben niederzuschreiben, weil mir vieles Erlebte so wichtig erscheint und weil ich weiß, daß damit viele meiner Mitschwestern, besonders

22 Peter von Oertzen, Zwischen Tradition und Modernisierung. Otto Brenner und die moderne deutsche Gewerkschaftsbewegung, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 49 (1998), H. 1, S. 48–60, hier S. 60.

23 Ulrich Borsdorf, Deutsche Gewerkschaftsführer – biographische Muster, in: Gewerkschaftliche Politik. Reform aus Solidarität. Zum 60. Geburtstag von Heinz O. Vetter. Hrsg. von Ulrich Borsdorf, Hans O. Hemmer, Gerhard Leminsky und Heinz Markmann, Köln 1977, S. 11–41, hier S. 11.

24 Ebd.

25 Klaus Kempter (Anm. 8), S. 20.

26 Eine Kopie des Manuskripts befindet sich im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (Nachlaß Anna Zammert). Zur Biographie von Anna Rabe-Zammert vgl. Birgit Hormann-Reckeweg, Anna Zammert (1898–1982). Die erste Frauensekretärin des Fabrikarbeiterverbandes, in: Frauenwelten. Biographisch-historische Skizzen aus Niedersachsen. Hrsg. von Angela Dinghaus, Hildesheim 1993, S. 263–267.

die Arbeiterinnen, in den verschiedenen Industrien und Ländern gedient sein kann. In der Emigration, wo man trotz aller Freiheit, die man genießt, nicht wirklich praktisch und in vorderster Reihe am Emanzipationskampf der Arbeiter beteiligt sein darf, weil es die Gesetze über das Asylrecht politischer Flüchtlinge verbieten, kann man gut Rückschau halten auf das Erlebte und Geleistete. Und so glaube ich, [...] mit dieser Niederschrift nutzbringend und agitatorisch wirken zu können."[27]

Gewerkschaftsfunktionäre betrachten sich – folgt man solchen Selbstzeugnissen und Überlegungen von Ulrich Borsdorf und Klaus Kempter, „weniger als herausragende Individuen, sondern als Teil einer gesellschaftlichen Klasse und einer sozialen Bewegung [...], die ein gemeinsames Schicksal und kollektive Interessen teilt".[28] Seit Robert Michels Untersuchung „Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie"[29] hat sich das Bild eines „farblosen Funktionärs" festgesetzt, „dessen Individualität vollständig im Dienst einer Organisation aufgeht".[30] Es scheint so, daß „Gewerkschaftsfunktionäre [...] hinter ihrer Funktion in der Organisation zurück[treten]" und daß „der Anspruch kollektiven Handelns [...] so stark, der Zwang zur Geschlossenheit so groß [ist], daß dem einzelnen ein nur enger Raum für individuelle politische Phantasie bleibt".[31] Der „Gewerkschaftsbeamte", der einer Organisation angehört, „die ihren Wert und ihre Schlagkraft nicht aus genialen Individuen, sondern aus der kollektiven Leistung, aus Solidarität und relativer Gleichheit" zu beziehen scheint, erweckt daher selten den Anreiz für eine ausführliche Biographie.[32]

Betrachtet man die Lebenswege der etwa 350 Gewerkschafter, für die mehr oder weniger ausführlich biographische Skizzen in den von Siegfried Mielke bislang herausgegebenen drei Handbüchern über „Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen" zusammengestellt wurden, bestätigt sich das Bild „farbloser", individualitätsarmer Funktionäre, die innerhalb ihrer jeweiligen Organisation eine Art „Beamtenlaufbahn" durchlebt haben, eher nicht. Vieles weist darauf hin, daß Engagement, Energie und gelegentlich auch Bereitschaft zu einigem persönlichen Risiko dazu beitrugen, innerhalb einer Gewerkschaft vom einfachen Mitglied zum

27 60 Jahre Frauen-Sekretariat. Hrsg. IG Chemie-Papier-Keramik, Hannover 1987, S. 54.

28 Klaus Kempter (Anm. 8), S. 20; ähnlich Ulrich Borsdorf, Deutsche Gewerkschaftsführer (Anm. 23), S. 11 f.

29 Robert Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens, Stuttgart 1970 [1911].

30 Ulrich Borsdorf, Deutsche Gewerkschaftsführer (Anm. 23), S. 12.

31 Ulrich Borsdorf, Hans Böckler (Anm. 7), S. 22. – Dieses Selbst- und Organisationsverständnis findet sich selbst bei Spitzenfunktionären wie Carl Legien, langjähriger Vorsitzender der Generalkommission, der Dachorganisation der freien Gewerkschaften bis 1919, als er auf die Frage, was die Gewerkschaften ohne ihn geworden wären, antwortete: „Die Gewerkschaftsbewegung wäre, was sie ist, auch ohne mich. Aber was wäre ich ohne die Gewerkschaften?" (zitiert nach Karl Lauschke, Vorwort, in: Die Gewerkschaftselite der Nachkriegszeit [Anm. 9], S. 5). Die Rückfrage Legiens nach seiner eigenen Position ohne Gewerkschaftsorganisation verweist auf die reale Schwierigkeit in jener Zeit, Bildungsdefizite, Schichten- und Statusgrenzen zu überwinden. Die Organisationen der Arbeiterbewegung boten hier nicht nur im 19. Jahrhundert in anderen gesellschaftlichen Bereichen verstellte Bildungs- und Aufstiegschancen.

32 Ulrich Borsdorf, Deutsche Gewerkschaftsführer (Anm. 23), S. 12.

ehren- und zum hauptamtlichen Funktionär zu avancieren. Der Aufstieg in die Spitzenpositionen einer Gewerkschaft verlangte darüber hinaus ein erhebliches Maß an Durchsetzungskraft und Eigenwilligkeit, um gegen vielfältige Konkurrenz sich durchzusetzen, zu bestehen und bestätigt zu werden. Die Feststellung von Klaus Kempter, daß „der Funktionär [...] fast notwendigerweise keine farbige, gar schillernde Persönlichkeit sein" kann,[33] mag daher überspitzt sein.

Gleichwohl beschränken Hierarchie und Zentralisierung, Handlungsroutinen und Aufgabendifferenzierung innerhalb der Gewerkschaftsorganisationen Möglichkeiten und Chancen individueller Profilierung. Und die wesentlichen Aktivitäten spielen sich teils innerhalb der gewerkschaftlichen Gremien, teils in Verhandlungen mit Betriebsräten und Vertrauensleuten, Vertretern von Unternehmen, Unternehmensverbänden und politischen Institutionen ab. Sie finden ihren quellenmäßig auswertbaren Niederschlag in der Verbandskorrespondenz, Gremien- und Gewerkschaftstagsprotokollen, Reden und in der Gewerkschaftspresse. Nicht immer ist allerdings die persönliche Authentizität solcher Verlautbarungen gewährleistet.

Dies soll hier an drei Beispielen kurz illustriert werden: In der IG-Metall-Mitgliederzeitung „Metall" vom 30. Oktober 1962 findet sich ein Interview mit dem geschäftsführenden Vorstandsmitglied Willi Michels.[34] Unter der Überschrift „Metall fragt – Bundestagsabgeordneter antwortet" heißt es, gefolgt von der fett gesetzten Überschrift: „Willy [!] Michels: Ich lehne ab" – bezogen ist diese Ablehnung auf den im Bundestag eingebrachten Entwurf eines Notstands- und Notdienstgesetzes. Vor dem Hintergrund der Kriegserfahrung Willi Michels könnte hier eine authentische Position vertreten sein. Aus einem Schreiben von Jakob Moneta an Willi Michels vom 8. Oktober 1962 kann man jedoch erfahren, daß die IG Metall in ihrer Zeitung „Metall" eine Kampagne durchführt und sich „in den nächsten Ausgaben immer wieder mit den Fragen der Notstands- und Notdienstgesetzgebung befassen" wolle, möglichst in Form von Interviews. Willi Michels solle als Bundestagsabgeordneter den Anfang machen. Da die Zeit dränge, habe man „der Eile halber", so der Moneta-Brief, „das Interview bereits skizziert" und bat nun Michels, „es durchzusehen" und „telefonisch Bescheid" zu geben, ob er „mit dem Text einverstanden" sei.[35] – Als authentische Quelle für die Position des IG-Metall-Vorstandsmitglieds dürfte dieses Interview daher nicht gelten, jedoch als authentisches Beispiel für die Ein- und Unterordnung führender Gewerkschaftsfunktionäre unter das Organisationsinteresse sowie die Instrumentalisierung von Äußerungen, die der Form nach (Interview) Individualität und Authentizität vermitteln sollen. Daß solche Authentizitätsprobleme keine Ausnahme sind, zeigt ein Artikel im „Mitbestimmungsgespräch". Unter den Namen von Willi Michels (MdB) und Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Spieker wurde 1965

33 Klaus Kempter (Anm. 8), S. 19.
34 *Metall*, 1962, Nr. 21, 30. 10. 1962, S. 5.
35 Archiv der sozialen Demokratie, IG Metall, 5/IGMA 45290001.

der Aufsatz „Die Aktienrechtsreform – ein Stückwerk" veröffentlich.[36] Der gleiche Aufsatz erschien auch im „Gewerkschafter".[37] Hier wurde nur Wolfgang Spieker, als Jurist im Zweigbüro der IG Metall beschäftigt, als Autor angegeben, der ohne Zweifel der Verfasser dieses kritischen Kommentars zu der aus gewerkschaftlicher Mitbestimmungsperspektive unbefriedigenden Aktienrechtsreform war. Sicherlich teilte Willi Michels die von Wolfgang Spieker vertretenen Vorstellungen, und die Nennung seines Namens im „Mitbestimmungsgespräch" machte sie zu einer offiziösen Stellungnahme der IG Metall. Im Hinblick auf die gewerkschaftspolitische Position, die mit der Veröffentlichung dieses Aufsatzes zum Ausdruck gebracht werden sollte, mag man von einer authentischen Äußerung der IG Metall und ihres Vorstandsmitgliedes sprechen. Im Hinblick auf eine biographische Bewertung dieses Aufsatzes, weist er gerade darauf hin, daß Individualität im Sinne originärer und eigenständiger Aussagen nicht selten dem Organisationsinteresse nachgeordnet zu sein scheint. Das Dilemma, in den verfügbaren Standardquellen zur Gewerkschaftsgeschichte – den Protokollen der Gremiensitzungen – authentische Äußerungen einzelner Akteure zuverlässig aufzufinden, ist bekannt, aber wohl kaum zu überwinden, wie ein Schreiben von Gertrud Mahnke an ihren Vorstandskollegen Willi Michels verdeutlicht: „Verabredungsgemäß hatte ich im Protokoll der gf. [geschäftsführenden] V.[orstandsmitglieder] die Angelegenheit ‚Henrichshütte' mit aufgenommen. Bei der Durchsicht des Protokolls war der Kollege Brenner der Meinung, daß die Angelegenheit nicht in das Protokoll gehört. Die anderen Kollegen schlossen sich der Meinung an. Ich habe also den Punkt gestrichen."[38] Immerhin riet Gertrud Mahnke ihrem Vorstandskollegen, die in dessen Besitz befindliche Erstfassung des Protokolls aufzuheben, um sich gegebenenfalls später rechtfertigen zu können.

Worauf kann nun die biographische Rekonstruktion eines Gewerkschafterlebens gerichtet sein? Ein häufiger Mangel an Selbstzeugnissen – seien es nun (persönliche) Briefe, Tagebücher, autobiographische Aufzeichnungen oder sonstige Reflexionen – versperrt meist die Möglichkeit, die Biographie als Kontinuität einer persönlichen Entwicklung einschließlich der Brüche und Inkonsistenzen darzustellen, einen Bogen zu spannen von prägenden familiären Lebensbedingungen und frühen sozialen Erfahrungen bis zum spät(er)en Engagement in der Gewerkschaftsbewegung.[39] Dieser Mangel verstellt die Chance, im Detail nach Handlungsmotiven zu suchen und diese auf frühe und frühere Erfahrungen und Prägungen rückzubeziehen. Er verhindert häufig Einblicke in die individuelle Motivation, die Chancen und auch die Hemmnisse des individuellen Aufstiegs in der Organisation. Personelle Differenzen

36 *Das Mitbestimmungsgespräch,* 1965, H. 6, S. 103–106.

37 *Der Gewerkschafter,* 1965, H. 7, S. 263–265, H. 8, S. 311 f.

38 Archiv der sozialen Demokratie, IG Metall, 5/IGMA 280340a – Gertrud Mahnke an Willi Michels, 17.3.1969, „Betr. Protokoll der Sitzung der gf. Vorstandsmitglieder vom 10.3.1969".

39 Daß solche Rekonstruktionen auch bei dürftiger Quellenlage möglich sind, hat die Dissertation von Frank Ahland über Ludwig Rosenberg gezeigt, einschließlich des Problems, daß vor dem entfalteten sozialhistorischen Hintergrund der Biographierte gelegentlich aus dem Fokus der Betrachtung gerät.

und Konkurrenz um Posten und Einflußchancen wie auch manche innerorganisatorischen Konflikte können häufig gar nicht ausgemacht werden oder erhalten eine „objektivierende" Interpretation als Auseinandersetzung um gewerkschaftspolitische Positionen und politische Standorte, ohne daß in das Blickfeld geraten mag, ob bei solchen Differenzen eine Instrumentalisierung für eigene Karriereambitionen oder die Machtsicherung innerhalb des Verbandes eine Rolle spielte.

Es scheint, daß eine „individualisierende" biographische Perspektive durch die spezifischen Handlungsbedingungen, denen Gewerkschaftsfunktionäre, wie bemerkt, unterworfen sind, verstellt wird. Gewerkschaftsfunktionäre gehören einer Organisation an, für die kollektives Handeln und Solidarität eine zentrale Handlungsmaxime bedeuten. Entscheidungsstrukturen und Handlungslogik fordern ein hohes Maß an Integrationsbereitschaft und Loyalität und verdecken häufig persönliche Zurechnung von Ereignissen und Erfolgen gewerkschaftlicher Politik. Ob daraus tatsächlich folgt, wie Ulrich Borsdorf herausgestellt hat, daß „ein Gewerkschaftsfunktionär [...] seine Identität nur mit der Organisation, in der er und für die er [...] arbeitet", gewinne, mag dahingestellt sein. Es ist aber nicht zu verkennen, daß für die Gewerkschafterbiographien aus der Not fehlender oder weniger Selbstzeugnisse, eine methodische Tugend gemacht wird, indem als „methodische[s] und inhaltliche[s] Postulat" für eine Gewerkschafterbiographie und für die in ihr unternommene „Identitätsfindung" die Zuwendung zum politischen, sozialen und organisatorischen Umfeld Vorrang gewinnt.[40]

Das geschieht allerdings nicht selten in besonderer Weise. Die hochentwickelte Identifikation von Spitzenfunktionären mit ihrer Organisation gerät in den biographischen Arbeiten zu einer affirmativ verklärten „Identifikation" von Gewerkschafter und Organisation. Das Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft, von Ambitionen (Karriere, politische Einflußnahme) des einzelnen Gewerkschafters sowie Handlungs- und Gestaltungsbedingungen der Organisation werden allzu rasch übergangen. Geglaubt und bestätigt wird hier gewissermaßen der „Bescheidenheitsgestus", mit dem ein Carl Legien seine Leistung für den Aufbau der deutschen Gewerkschaften in Abrede zu stellen beliebte oder Adelheid Popp und Anna Rabe-Zammert ihre autobiographischen Aufzeichnungen nicht als Nachrichten über ihr individuelles Leben verstanden wissen wollten, ohne darauf einzugehen, daß mit solchen rituellen Formulierungen nachdrücklich der Anspruch auf Individualität erhoben wird.

Der Ausweg, den neuere biographische Studien aus diesem Dilemma suchen, scheint darin zu liegen, den biographierten Gewerkschafter entweder zum Exponenten eines spezifischen Aspekts gewerkschaftspolitischer Entwicklung zu machen[41] oder als Anlaß ausgreifender sozialhistorischer, gewerkschaftspolitischer organisationsgeschichtlicher Einbettungen zu nehmen. Dieser „Ausweg" folgt einer Tendenz neuerer historischer und zeithistorischer Biographien: sie „durchbrechen", wie Edgar Wolfrum

40 Ulrich Borsdorf, Hans Böckler (Anm. 7), S. 20.
41 Vgl. die Beiträge in: Die Gewerkschaftselite der Nachkriegszeit (Anm. 9).

bemerkt hat, „die personenzentrierte Darstellung immer wieder durch Reflexionen über die allgemeinen Strukturen, und ihnen dient die Perspektive auf den Lebensweg des Protagonisten gleichsam als eine Sonde, die es auch ermöglicht, Verhältnisse, Zeitumstände und Herrschaftsstrukturen aus der Nähe zu studieren".[42] – Das Problem einer sozialhistorischen, sozialstrukturellen, organisationsgeschichtlichen und vielleicht auch organisationssoziologischen Einbettung eines gewerkschaftlichen Protagonisten besteht – angesichts des Mangels an persönlichen, selbstreflexiven und die Handlungsmotivation aufdeckenden Quellen – allerdings darin, das Verhältnis von, verkürzt gesagt, „Person und Struktur" umzukehren und den Protagonisten in der sozialhistorischen und sozialstrukturellen Betrachtung derart einzubetten, daß er in ihr unkenntlich bleibt. Er dient dann nur noch als Anlaß, auf den punktuell zurückgekommen wird, für ausführliche sozialstrukturelle oder zeitgeschichtliche Betrachtungen. – Einige der in jüngster Zeit vorgelegten Gewerkschafterbiographien balancieren auf diesem schmalen Grad, nicht ohne gelegentlich, wie es scheint, das Gleichgewicht zu verlieren.

42 Edgar Wolfrum (Anm. 5), S. 53.

Karl Radek (1885–1939)*

Von Ottokar Luban

Karl Radek war eine der farbigsten, aber auch eine der schillerndsten Figuren der Kommunistischen Internationale. Sein politisches Wirken hat viele Geschichtswissenschaftler zu Studien, sein Schicksal einen bekannten deutschen Schriftsteller zu einem Roman[1] veranlaßt. Die von Jean-François Fayet ausdrücklich als Pionierwerk anerkannte erste bedeutende wissenschaftliche Gesamtbiographie von Warren Lerner „Karl Radek. The Last International" (Stanford 1970) konnte sich weitgehend nur auf außerhalb der Sowjetunion erreichbare Materialien stützen, während der Genfer Historiker Fayet nunmehr für seine Radek-Biographie – eine erweiterte Dissertation (Universität Genf 1999) – auch die Bestände mehrerer Moskauer Archive gründlich auswerten, eine Vielzahl alter und neuer Dokumentationen und die einschlägige deutsch-, englisch-, französisch- und vor allem russischsprachige Fachliteratur – auch aus jüngster Zeit – nutzen und damit seine Arbeit auf eine wesentlich breitere Quellenbasis stellen konnte. Zu jedem Lebensabschnitt Radeks gibt Fayet – teilweise ausführlich – eine Schilderung des zeitgenössischen Rahmens. Das Ergebnis ist eine 730 Textseiten umfassende Arbeit (im Vergleich zu 212 Seiten bei Lerner) von intensiver Informationsdichte, wobei Fayet auch gut zu erzählen versteht.

Gleich in der Einleitung geht Fayet der spannenden Frage nach dem Verbleib der von Karl Radek sorgfältig gesammelten und aufbewahrten eigenen Briefe und Dokumente – insbesondere derjenigen aus den 1930er Jahren – in den Moskauer Archiven nach. Damit liefert er zugleich einen ausschnittartigen Bericht über die Geschichte der Archivalien der kommunistischen Partei und der Komintern und über ihre Verfügbarkeit für die Forschung. Fayet weist auch auf die besonders zahlreichen gedruckten Veröffentlichungen – Bücher, Reden, Berichte und Artikel – aus der Feder Radeks hin, deren Umfang im Quellenverzeichnis noch den bei Lerner und bei Goldbach[2] leicht übersteigt.

Auf die faktisch 720 Seiten umfassende, voluminöse Biographie kann hier nur auswahlartig eingegangen werden:

Fayet widmet sich eingehend der familiären, bildungsmäßigen und politischen Sozialisation Radeks, wobei er – etwas zu ausführlich – den historischen und sozialen Hintergrund seiner galizischen Heimat, insbesondere das soziokulturelle Milieu

* Rezension und Diskussion von:
FAYET, Jean-François: **Karl Radek (1885–1939). Biographie politique** (= L'Europe et les Europes 19e et 20e siècles, Bd. 4). – Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2004. XV, 813 S.

1 Stefan Heym, Radek. Roman, München 1995.

2 Marie-Luise Goldbach, Karl Radek und die deutsch-sowjetischen Beziehungen 1918–1923, Bonn und Bad Godesberg 1973.

der jüdischen Bevölkerungsgruppe und die für Radeks Familie bestimmende jüdische Haskala-Aufklärungsbewegung, ausmalt. Am 31. Oktober 1885 als Karl Bernhardovitsch Sobelsohn in Lemberg, Galizien, der im Zuge der Teilungen Polens der Habsburgermonarchie zugeschlagenen Provinz, geboren, wuchs Karl Radek, wie er sich später als Publizist und ab 1918 auch offiziell nannte, in einer weltoffenen, toleranten austrophilen jüdischen Familie in der galizischen Provinzstadt Tarnow auf. Der früh verstorbene Vater sowie ein Onkel waren österreichische Staatsbedienstete. Radek, der die deutsche und polnische belletristische und politische Literatur nur so verschlang und beide Sprachen meisterhaft beherrschte, entwickelte unter dem Einfluß der Werke polnischer Schriftsteller wie Adam Mickiewicz, Stefan Żeromski u. a. zunächst eine polnisch-patriotische und soziale, schließlich unter der Einwirkung programmatischer sozialistischer Schriften sowie im persönlichen Kontakt mit verschiedenen Sozialisten seine sozialistische politische Überzeugung. Die Annahme des Schriftstellernamens Radek – nach einem gegen die zaristische Herrschaft aufbegehrenden und für die nationalen und sozialen Rechte der polnischen Bevölkerung kämpfenden Freiheitskämpfer in einem Roman Żeromskis – symbolisiert Ausmaß und Richtung seines politisches Engagements.

Nach dem aus politischen Gründen zu einem Gymnasium in Krakau erfolgten Wechsel mit Abschluß im Herbst 1902 (leider geht Fayet auf die Fächer und Noten im erhalten gebliebenen Diplom nicht ein) und der Aufnahme des Studiums an der Krakauer Universität intensivierte Radek seine politischen Aktivitäten und fand als talentierter, zunehmend gefragter junger Journalist und Agitator unter dem prägenden Einfluß der führenden sozialistischen Führer der polnischen Arbeiterbewegung wie Józef Dzierżyński, Adolf Warszawski (Warski), Leo Jogiches und Rosa Luxemburg seinen Weg in die Reihen der von diesen Sozialisten repräsentierten Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauen (SDKPiL) – eine von mehreren sozialistischen Parteien des zwischen Deutschland, Rußland und Österreich-Ungarn aufgeteilten Polen. Nach intensiver Beteiligung an der illegalen Partei- und Gewerkschaftsarbeit in Polen, vor allem in der revolutionären Zeit von 1905 bis 1907, mit anschließenden Gefängnisaufenthalten und einem relativ kurzen Exil in der Schweiz hatte Radek in den Reihen der führenden polnischen Genossen solch ein hohes Ansehen als Journalist erworben, daß er nach seiner Übersiedlung nach Deutschland im Frühjahr 1908 im Alter von 22 Jahren nicht nur zum Redakteur mehrerer Zeitungen und Zeitschriften der SDKPiL ernannt, sondern auf Empfehlung der einflußreichen Rosa Luxemburg permanent für die „Leipziger Volkszeitung" und – dank seiner „meisterhaften Beherrschung der deutschen Sprache" (S. 30) und seiner schnell wachsenden Reputation – für weitere SPD-Zeitungen schreiben konnte. Auch als Mitarbeiter der Wiener „Pravda" Trotzkis und des Moskauer Organs der Bolschewiki, „Proletariat", war er gefragt.

Fayet charakterisiert Radek als einen der produktivsten politischen Publizisten, der mit einer „Leichtigkeit des Stils" seine Beiträge schrieb, „wie er sprach, mit Enthusiasmus und gleichzeitig mit Mangel an Zurückhaltung", und der auf diese Weise zu einer der „markantesten Persönlichkeiten der sozialdemokratischen Presse" wurde. Er zögerte dabei nicht, seine Gegner „mit einer seltenen Unverschämtheit [...] in

den Dreck zu ziehen" (S. 36 f.). Dabei vergißt Fayet zu erwähnen, daß diese Art der extrem polemischen Auseinandersetzung in den russischen und polnischen Exilgruppen häufig vorkam, wenn auch nicht in dem Ausmaße, wie von Radek praktiziert. Es waren diese Eigenschaften, die Radek bald nach seiner Übersiedlung nach Deutschland einerseits zu einem profilierten Mitstreiter in den Reihen der deutschen Linken (mit besonders freundschaftlichen Beziehungen zu Konrad Haenisch, Redakteur der „Dortmunder Arbeiterzeitung", sowie zu Alfred Henke und Johann Knief, Redakteure der „Bremer Bürgerzeitung"), aber andererseits wegen seiner maßlosen, giftigen Polemiken auch bald zu einem zunehmend abgelehnten und sogar verhaßten Genossen werden ließen.

Fayet beleuchtet eingehend diesen Prozeß – die „Affäre Radek", wie er das Kapitel über Radeks Zeit in Deutschland von 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914 nennt – mit den teilweise miteinander verwobenen Entwicklungen in der polnischen, der russischen und der deutschen Sozialdemokratie:

- Radeks intensivem publizistischem Engagement für eine entschiedene linke Politik in der deutschen Sozialdemokratie mit scharfen, häufig giftigen Angriffen auf den SPD-Vorstand, vor allem im Zusammenhang mit der Göppinger Zeitungsaffäre und der Marokkokrise;
- dem im Verlaufe der erbitterten Kämpfe in der SDKPiL gegen Radek angestrengten Parteiordnungsverfahren, das Fayet detailliert schildert, mit dem Ausschluß Radeks aus der polnischen Partei, später – unter Einflußnahme Rosa Luxemburgs – auch aus der SPD und damit praktisch aus der gesamten sozialistischen Internationale wegen verschiedener moralischer Verfehlungen, die einige Zeit zuvor von den SDKPiL-Führern noch als unerheblich oder belanglos angesehen worden waren;
- dem Versuch Lenins, Radek und seine polnischen Freunde durch eine Rehabilitation Radeks für sich zu gewinnen.

Bei Fayet wird genausowenig verständlich wie bei Lerner oder bei Peter Nettl (in seiner Rosa-Luxemburg-Biographie), warum Rosa Luxemburg und Jogiches nicht einsahen, daß mit der vollständigen politischen Kaltstellung Radeks eine erhebliche Schwächung der deutschen Linken verbunden war, und warum sie deshalb nicht frühzeitig versuchten, Radek in seinen Polemiken zu zügeln (eventuell auch mit Hilfe anderer SDKPiL-Führer wie Józef Dzierżyński, den Radek verehrte) und ihn für sich zu gewinnen, sondern unerbittlich für die politische Ausschaltung Radeks eintraten.

Fayet weist noch auf einen Versuch der linken Reichstagsabgeordneten Henke und Lensch hin, ein Revisionsverfahren durch Beschluß der SPD-Reichstagsfraktion zu initiieren, was zwar zum Ärger der SPD-Fraktions- und -Parteiführung im Mai 1914 zunächst Erfolg hatte, aber wegen des Kriegsausbruchs nicht weiter betrieben werden konnte. Da Radek nach Kriegsaubruch 1914 als österreichischer Staatsangehöriger befürchten mußte, aus Deutschland ausgewiesen und den Militärbehörden Österreich-Ungarns zur Einberufung überstellt zu werden, siedelte er Ende 1914 in die Schweiz um.

Fayet macht auf die bisher weitgehend unbeachtet gebliebenen persönlichen Kontakte Radeks zu Gegnern der Kriegskreditbewilligung in den ersten Kriegsmonaten

aufmerksam, so zu den Hamburger Linken Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim sowie zu Julian Borchardt, dem er bei den „Lichtstrahlen" und bei der Gründung einer mit dieser Zeitschrift verbundenen Arbeiterbildungsschule in Berlin behilflich war, und vor allem zu seinem langjährigen Förderer, dem Bremer Reichstagsabgeordneten Alfred Henke, den er – vergeblich – zu überzeugen versuchte, sich Karl Liebknecht bei der Ablehnung der Kriegskredite im Dezember 1914 anzuschließen.

Obwohl Radek in der Folgezeit aus seiner Schweizer Exilperspektive einsehen mußte, daß die sozialistische Arbeiterbewegung in Deutschland und auf internationaler Ebene in den ersten Jahren des Weltkrieges fast vollständig daniederlag, setzte er seine intensiven Versuche der Aktivierung der linken Kräfte in der internationalen und deutschen Sozialdemokratie auf vielerlei Weise fort, so vor allem als Mitarbeiter (Pseudonym: Parabellum) der „Berner Tagwacht" unter seinem Chefredakteur Robert Grimm sowie in Deutschland in den „Lichtstrahlen", später auch in Johann Kniefs „Arbeiterpolitik". Fayet analysiert gleichzeitig eingehend Radeks Rolle in der Zimmerwalder Bewegung sowie das bis Januar 1917 wechselseitig sehr distanzierte Verhältnis zu Lenin. Fayet verdeutlicht, daß Radek – trotz Fehlens einer offiziellen Zugehörigkeit zu einer der sozialistischen Organisationen – in diesen Schweizer Exiljahren zu den aktivsten Mitgliedern der sozialistischen polnisch-russischen Exilantenkreise mit besonders guten Verbindungen zu Teilen der schweizerischen, deutschen und holländischen Linken gehörte.

Nach der berühmten Reise der russisch-polnischen Exilantengruppe mit Lenin, Trotzki und Radek Anfang April 1917 durch Deutschland nach Schweden wurde Radek neben Hanecki und Vorovski einer der Repräsentanten des Auslandsbüros der Bolschewiki in Stockholm und der Hauptakteur für die internationale bolschewistische Agitation. Nach wie vor unterhielt er gute Verbindungen zu den deutschen Linken, in erster Linie zu Johann Knief und den Bremer Linksradikalen, die er weiterhin publizistisch mit Artikeln für die Bremer „Arbeiterpolitik" unterstützte, vor allem aber bei deren Bestrebungen zur Gründung einer deutschen linkssozialistischen Partei. Während er in der Schweiz bis zu seiner Ausreise intensive Kontakte zum Spartakusvertreter Paul Levi pflegte, führte er in Stockholm Gespräche mit dem ebenfalls zur Spartakusgruppe gehörenden Eduard Fuchs, als dieser im Sommer 1917 etwa zwei Monate in Schweden weilte.

Nach der Oktoberrevolution 1917 nach Rußland übergesiedelt, erreichte Radek den ersten Höhepunkt seiner politischen Karriere: als stellvertretender Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten und als Leiter des Propaganda- und Pressebüros sowie der Abteilung für Zentraleuropa in dieser Regierungsbehörde. Symbolhaft für seinen Aufstieg und seine Bedeutung – wie Fayet zu Recht hervorhebt – war seine auf Vorschlag Trotzkis zustandegekommene Teilnahme an den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Für viele ausländische Rußlandbesucher war Radek wegen seines hohen Bildungstandes, seiner Kenntnisse fremder Sprachen und Kulturen, seiner Offenheit, die oft in Richtung Indiskretion ging, und seinem Witz, seiner scharfsinnigen Argumentationsweise und seines bewußt bohemehaften bis skurrilen Auftretens einer der bemerkenswertesten und besonders geschätzten Repräsentanten der neuen

sozialistischen Regierung, dessen Umgang – auch im Verlaufe der folgenden Jahre – sowohl von den internationalen Genossen wie von bürgerlichen Vertretern besonders häufig gesucht und von Radek auch genossen wurde.

In den scharfen innerparteilichen Auseinandersetzungen um die Annahme des Brester Diktatfriedens unterstützte Radek die linken Bolschewiki um Bucharin, forderte einen offensiven revolutionären Krieg gegen Deutschland und „spielte eine herausragende Rolle bei der Verteidigung der Positionen der Linken" in der bolschewistischen Partei (S. 233), obwohl er nicht Mitglied des Zentralkomitees war. Doch nach der Friedensvertragsunterzeichnung stellte sich Radek schnell auf den Boden der Tatsachen und arbeitete konstruktiv an der Gestaltung der russischen Deutschlandpolitik mit, wie Fayet anhand der deutschen und russischen Akten der jeweiligen Außenministerien aufzeigt.

Erstaunlicherweise bezweifelt Fayet die in den Jahren 1917/18 erfolgten finanziellen Zuwendungen der deutschen kaiserlichen Regierung für die Bolschewiki (S. 208–218). Er diskutiert zwar die einschlägige ältere Literatur, hat aber die relevanten und eindeutigen Aktenstücke im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes nicht eingesehen.[3] Der Einfluß des seit Ende April 1918 in Berlin akkreditierten russischen Botschafters Adolph Joffe auf die deutsche sozialistische Bewegung wird von Fayet stark überschätzt, da der Schweizer Historiker zu diesem Thema offensichtlich keinen Einblick in die äußerst skeptisch-realistischen Botschafterberichte Joffes[4] genommen hat und sich für seine Interpretation auf ältere Literatur stützt (S. 247). Die fehlende Kenntnis der Joffe-Schreiben – nur aus Briefen Radeks an Joffe vom Mai 1918 wird zitiert – führt dazu, daß Fayet nicht auf die starken Meinungsunterschiede und Spannungen in dem Dreieck Tschitscherin (Außenminister), Joffe und Radek in bezug auf die russische Deutschlandpolitik in den Monaten nach dem Friedensschluß von Brest-Litowsk[5] eingeht (S. 248–552). Bei einer Neuauflage bzw. bei einer deutschsprachigen Ausgabe der Biographie wären diese Aussagen zu korrigieren und zu ergänzen.

Für Lenin war Radek von besonderem Wert, weil er von den bolschewistischen Repräsentanten in Moskau derjenige mit den meisten persönlichen Kontakten zu linken deutschen Sozialdemokraten und mit den besten Kenntnissen über die Entwicklung in Deutschland war. Diese Kenntnisse kamen Radek besonders zugute, als er im Dezember 1918 nach der Zurückweisung der offiziellen russischen Delegation

3 Vgl. Gerhard Schiesser und Jochen Trauptmann, Russisch Roulette. Das deutsche Geld und die Oktoberrevolution, Berlin 1998, mit Faksimiles einiger relevanten Aktenstücke (S. 275 ff.) und der Angabe von (veralteten) Aktenbezeichnungen (S. 315). Außer den dort faksimilierten Stücken aus der Akte „R 21005" enthält die Akte „R 2052" (z. B. Bl. 166) deutliche Hinweise auf die geheime finanzielle Unterstützung für die Bolschewiki durch die deutsche kaiserliche Regierung. Fayet hat von den Akten des Politischen Archivs nur die drei Bände zu Radek benutzt.

4 A. A. Joffe und die russische Außenpolitik 1918. Eingeleitet, übersetzt und kommentiert von Dietmar Wulff, in: *Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte*, Jg. 2 (1995), H. 1, S. 209–247; H. 2, S. 223 bis 266; Jg. 3 (1996), H. 2, S. 267–304. Weitere Berichte Joffes aus Berlin sind im Lenin-Fonds (f. 5) des RGASPI zu finden.

5 Ebd., Jg. 2 (1995), H. 1, S. 240–244 (Schreiben Joffes an Lenin vom 20. Mai 1918).

illegal nach Deutschland gelangen konnte. In der Darstellung der Rolle Radeks bei der Gründung der KPD, im Berliner Januaraufstand 1919 und während seiner Berliner Gefängniszeit von Februar 1919 bis Januar 1920 mit den vielfältigen Kontakten zu diversen bürgerlichen Politikern, aber auch mit gleichzeitigem Meinungsaustausch mit den kommunistischen Genossinnen und Genossen faßt Fayet den bisherigen Forschungsstand zusammen.

„Revolutionär, Diplomat, Intrigant" überschreibt Fayet das fünfte Kapitel über Radeks Wirken nach seiner Rückkehr nach Rußland Anfang 1920 bis zum Ende des fehlgeschlagenen Oktoberaufstandes 1923 in Deutschland.[6] Als das Führungsmitglied der Bolschewiki mit den besten internationalen Kenntnissen – insbesondere über Mitteleuropa – und Interessen für andere Länder wie Amerika, England, Skandinavien und selbst Persien, Indien und China hatte er zunächst für einige Monate als Sekretär des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale und danach als ständiges Mitglied bis 1924 „eine prestigeträchtige Position ohne Beispiel" erlangt (S. 327). Mit der in Deutschland 1919 gewonnenen Überzeugung nach Rußland zurückgekehrt, daß die internationale Revolution noch in einiger Ferne liege, vertrat Radek zusammen mit Tschitscherin und Krassin diese Auffassung über die folgenden drei Jahre relativ konstant. Seine wenigen Abweichungen von dieser Linie waren nach Fayet durch dramatische Zuspitzungen der Lage in der russischen und in der deutschen Partei, in der innenpolitischen russischen Situation sowie im Verhältnis Rußlands zum Ausland verursacht (S. 313). In der militärischen Auseinandersetzung mit Polen 1920 behielt Radek gegenüber den enthusiastischen, hoffnungsvollen russischen und internationalen Genossen seine eigene realistische Betrachtungsweise bei. Dank einiger Materialien aus dem Rußländischen Staatlichen Archiv für soziale und politische Geschichte in Moskau (RGASPI) kann Fayet hierzu eine vervollständigte Darstellung abgeben.

Fayet verdeutlicht, daß angesichts des guten, freundschaftlichen Verhältnisses Levis zu Radek in der Kriegs- und Revolutionszeit und – ab 1919 – der weitgehenden Übereinstimmung in der negativen Einschätzung der revolutionären Aussichten und über eine Einheitsfrontpolitik die später teils öffentlich, teils parteiintern geführte polemische bis gehässige Kampagne Radeks gegen Levi eigentlich nicht verständlich ist. Er analysiert deshalb eingehend die Gründe für die entstehenden Gegensätze zwischen Radek und Levi, von der Zeit der von Levi – entgegen Radeks Ratschlag – praktizierten KPD-Spaltung im Herbst 1919, der italienischen Affäre um den Ausschluß Serratis über die Märzaktion 1921, den mitteldeutschen Aufstand, bis zum Ausschluß Levis aus der KPD und seinen Nachwehen.

Die Hauptursache für Radeks Verhalten sieht Fayet in der Durchsetzung einer grundsätzlichen Unterordnung der nationalen kommunistischen Parteien gegenüber der Kominternpolitik (vor allem S. 364 f.). Interessanterweise vertritt Fayet in diesem Zusammenhang die Auffassung, daß die Einleitung der Bolschewisierung nicht auf

6 Fayet hat diese Überschrift bewußt nach dem Gesamttitel – wenn auch in anderer Reihenfolge – einer Radek-Biographie gewählt: Dietrich Möller, Revolutionär, Intrigant, Diplomat. Karl Radek in Deutschland, Köln 1976.

1924, sondern bereits auf 1921 zu datieren sei (S. 396). Den inhaltlichen Widerspruch – Hinausdrängen Levis durch Radek bei inhaltlicher Übereinstimmung – ironisiert Fayet in einer Kapitelüberschrift „Von der Schwierigkeit, Levi[s Politik] ohne Levi auszuführen" (S. 391). Nach Fayet war der Ausschluß Levis auch zum Teil vom Kampf um den Einfluß auf die deutsche Partei zwischen Radek und Sinowjew verursacht. „Indem Levi geopfert wurde, trug Radek dazu bei, die Widerstandskraft der Deutschen gegen die Befehle aus Moskau zu schwächen" (S. 329). In seiner mit vielen russischen Archivalien untermauerten Darstellung geht Fayet jedoch kaum auf die persönliche Note in Radeks Verhalten ein, der offensichtlich aus Lust an der ihm eigenen schmutzigen Polemik die Angriffe gegen Levi und seine Anhänger maßlos überzog.

Für eine allgemeine diplomatische Mission in Richtung Deutschland war Radek nicht nur wegen seiner fundierten Kenntnisse der deutschen Sprache, Kultur und Politik prädestiniert, sondern er war 1920 der einzige in der sowjetischen Führung, der „die Perspektive eines Bündnisses mit Deutschland außerhalb eines Kontextes der Revolution" sah (S. 401). Seit Januar 1922 verhandelte Radek mit deutschen Regierungsvertretern, zuerst mit offiziellen Vollmachten, nach einem von Tschitscherin und Lenin gerügten diplomatischem Fauxpas nur noch aus dem Hintergrund. Nach Fayet hatte Radek in der ersten Verhandlungsphase entscheidend dazu beigetragen, daß der deutsch-sowjetische Vertrag von Rapallo im April 1922 zustande kam.

Wie Radek 1922 den Rapallo-Vertrag wirksam vorbereitet und begleitet hatte, so versuchte er, 1923 eine revolutionäre Entwicklung in Deutschland zum einen über eine Intensivierung der Einheitsfrontpolitik und zum anderen zwischenzeitlich auch über eine nationalistische Propaganda (Schlageter-Rede) zu fördern und schließlich zu verwirklichen. Fayet zeichnet detailliert alle Facetten dieser Entwicklung bis zu dem in letzter Stunde abgesagten Oktoberaufstand 1923 nach, wobei ihm die zu diesem Zeitraum reichlich zur Verfügung stehenden Archivalien vor allem aus dem RGASPI hilfreich sind. Radek selbst unterbreitete nach dem Aufstandsverzicht noch den Vorschlag, über einen von den Kommunisten initiierten Generalstreik die revolutionären Tendenzen in der deutschen Arbeiterschaft zu fördern und zu bewahren, erhielt für seinen Plan in der entscheidenden Sitzung der KPD-Zentrale am 23. Oktober 1923 aber keine Mehrheit (S. 476 f.).

Eingehend untersucht Fayet den 1923 beginnenden Abstieg Radeks im Rahmen der personellen Auseinandersetzungen in der kommunistischen Bewegung auf internationaler und nationaler Ebene. Fayet weist darauf hin, daß Radek auf verschiedenen Politikfeldern inhaltlich sehr unterschiedliche Ausrichtungen aufwies und er deshalb nicht – genausowenig wie z. B. Trotzki – pauschal einer Richtung zugeordnet werden könne (S. 499). Radek, der dabei war, sich auf die Seite Trotzkis zu schlagen, drohte der Troika Stalin, Bucharin und Sinowjew im Oktober 1923, daß die Bruderparteien in Deutschland, Frankreich und Polen in die innerparteilichen Kämpfe in Rußland, vor allem bei Angriffen auf Trotzki, eingreifen würden. Da Radek eigentlich nicht dazu autorisiert war und die betreffenden Parteiführungen, vor allem die deutsche, sich in keinem guten Zustand befanden, hatte Radeks Drohung wenig Substanz und letztendlich keinen Erfolg.

Die Kontroverse zwischen Sinowjew einerseits sowie Radek und Trotzki andererseits über die Schuld an der kommunistischen Niederlage in Deutschland im Oktober 1923 war eigentlich nichts anderes als ein Machtkampf auf der Bühne der russischen Partei. Die Aktionen auf den ineinander verwobenen Ebenen, der russischen und der deutschen Partei sowie der Komintern, werden dabei von Fayet genau analysiert. Das Ergebnis war die „Bolschewisierung" der Bruderparteien mit der Ablösung vieler ihrer Führungsmitglieder wie z. B. Heinrich Brandler und August Thalheimer sowie auch die politische Kaltstellung Radeks, der alle Funktionen in der KPR und in der Komintern verlor.

Fayet weist darauf hin, daß Radek – unabhängig von seiner großen Passion für Deutschland – schon in seinem Studium in Leipzig Interesse für China aufgewiesen hatte, so daß es nicht verwundern konnte, daß er sich nach seiner Ernennung zum Rektor der Moskauer Sun Yat-Sen Universität im Frühjahr 1925 mit großem Engagement der Aufgabe widmete, die zukünftigen kommunistischen Kader für China zu formen. Informativ, aber in Hinblick auf die Aufgabe einer Biographie etwas zu breit, beschreibt Fayet die Situation in China. Im Zusammenhang mit der russischen Chinapolitik dieser Zeit macht er darauf aufmerksam, daß hierfür nicht mehr die Komintern oder das russische Außenministerium ausschlaggebend war, sondern eine Parteiexpertenkommission, die „direkt mit Stalin verbunden" war (S. 550) und der auch Radek als Rektor der Universität angehörte.

Lag Radek zunächst voll auf der Linie des Chinabeauftragten Stalins, Borodin, so kam er bald auf Grund von anderen Berichten zu neuen Einschätzungen und brachte die Forderung nach einer Änderung der sowjetischen Chinapolitik in die sich neu formierende innerparteiliche Opposition um Trotzki ein. Das Ringen um die Chinapolitik und die vergeblichen Versuche der Opposition, Einfluß und eine Mehrheit zu gewinnen, sowie ihr Scheitern werden von Fayet detailliert geschildert. Besonders interessant ist dabei die Herausarbeitung einer Reihe von Unterschieden zwischen Radek und Trotzki. Für Radek hatte seine Beteiligung an der oppositionellen Bewegung zum Ergebnis, daß er im April 1927 seinen Posten als Universitätsrektor verlor und im Januar 1928 wie viele andere Oppositionelle in die Verbannung geschickt wurde.

Detailliert widmet sich Fayet auch den Gründen für die Aufgabe von Radeks oppositioneller Haltung, seiner Kapitulation im Mai 1929 mit einer kompletten Distanzierung gegenüber Trotzki und seinem Treuebekenntnis zur Politik Stalins im Rahmen der innenpolitischen und innerparteilichen Entwicklung sowie der Auflösung eines großen Teils der Opposition, deren Mitglieder meist ihren alten Auffassungen öffentlich abschworen.

Im Januar 1930 wieder in der Partei aufgenommen, „versuchte er zu überleben, indem er sich anpaßte [...] Doch trotz seines Talents und seiner Bemühungen, Stalin zu Gefallen zu sein, wird Radek nicht dem zerstörerischen Wahnsinn des ‚Großen Terrors' entrinnen, in dem er zugleich Komplize und Täter war" (S. 637). Radeks publizistische Arbeit nach seiner Rückkehr nach Moskau kennzeichnet Fayet zusammenfassend unter der Überschrift „Eine dienstbare Feder" [Une plume servile] (S. 638). Dazu gehörte das Abfassen eines lobpreisenden Porträts über Stalin, das in

Broschürenform als erstes Dokument des stalinistischen Personenkultes in einer Auflage von 350 000 Exemplaren verbreitet wurde, die Verteidigung und Durchsetzung des „sozialistischen Realismus" in der Kunst sowie einer parteitreuen, stalinistischen Geschichtsschreibung.

Als Direktor des Informationsbüros für internationale Fragen beim Zentralkomitee von April 1932 bis zu seiner Verhaftung im September 1936 übte Radek zum letzten Mal eine hervorgehobene Aufgabe aus. Zum einen sollte über diese Institution eine einheitliche Sprachregelung über die sowjetische Außenpolitik in der russischen Presse erreicht werden, zum anderen sollte das Informationsbüro Nachrichten vornehmlich über Deutschland, Polen, die baltischen Staaten sowie Japan und ihre Beziehungen zur Sowjetunion sammeln, aufbereiten und an andere Regierungs- und Parteiinstitutionen weitergeben. Bemerkenswert ist dabei, das hebt Fayet heraus, daß Radek regelmäßig und oft sehr lang Stalin vortrug. Allerdings ist, wie Fayet anmerkt, aus den vorhandenen Quellen nicht ersichtlich, welchen Einfluß Radek tatsächlich auf Entscheidungen Stalins ausübte, zumal im Bereich der russischen Außenpolitik nicht nur das von Radek geführte Informationsbüro beim ZK, sondern weitere Büros und Kommissionen sowie natürlich das zuständige Ministerium tätig waren. In diesem Zusammenhang geht Fayet auch relativ detailliert auf Einzelheiten der Außenpolitik Stalins in den 1930er Jahren und Radeks Anteil z. B. als Propagandist eines neuen Kurses gegenüber Frankreich und Großbritannien ein.

Fayet faßt die Umstände von Radeks nicht unerwarteter Verhaftung im September 1936, den Prozeß und seine Verurteilung zu zehn Jahren Straflager noch einmal zusammen. Im Mai 1939 endete Radeks Leben unter nicht geklärten Umständen durch einen Anschlag im Lager.

Das Leben Radeks umfaßt eine große Zahl von Politikfeldern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Für einen Biographen, insbesondere wenn er gründlich vorgeht, ist es praktisch unmöglich, diese vielen Gebiete allein abzudecken, ohne daß ihm Fehler unterlaufen, auf die hier nur anhand einiger weniger Beispiele hingewiesen werden kann. So fand die erste nationale Konferenz des Luxemburg-Liebknecht-Kreises (später als Spartakusgruppe bekannt) nicht Ende Januar 1916, sondern am 2. Januar statt, hatte also keinen Zusammenhang mit dem Ausschluß Liebknechts aus der SPD-Reichstagsfraktion am 12. Januar (S. 190). Auf den Zimmerwalder Konferenzen 1915 und 1916 war Berta Thalheimer, nicht August Thalheimer anwesend, Käte Duncker nur auf der Konferenz der Zimmerwalder Bewegung im September 1917 in Stockholm (S. 265). Bei dem Mitglied des Westeuropäischen Büros der Komintern in Berlin handelt es sich wohl nicht um Paul Fuchs (S. 328, Anm. 35), sondern um das Spartakus- und KPD-Mitglied Eduard Fuchs, Kunstsammler und Kunsthistoriker, den Radek aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg aus Deutschland kannte und mit dem er 1917 bei dessen zweimonatigem Aufenthalt in Stockholm Besprechungen hatte. Zu den Kurzbiographien hier nur einige Beispiele für unkorrekte oder unvollständige Angaben: So war Arthur Crispien nicht Mitglied des Rates der Volksbeauftragten unter Vorsitz Friedrich Eberts (S. 776). Der Teilnehmer der Zimmerwalder Konferenz hieß Adolph Hoffmann, wobei die Reichstagszugehörigkeit und die spätere Zugehörigkeit

Hoffmanns zur Führung der USPD und VKPD erwähnt werden sollten (S. 782). Bei Ernst-Adolf Geck, dem bekannten Parteiveteranen aus Baden, wird ausgerechnet der Vorname Adolf weggelassen, unter dem er üblicherweise geführt wird; weiterhin findet nur seine Tätigkeit in der SPD-Kontrollkommission, aber nicht seine Abgeordnetentätigkeit im Reichstag von 1906 bis 1912 und im badischen Landtag von 1897 bis 1919 Erwähnung (S. 779). Ein Schreibfehler: Paul Böttcher, nicht Paul Böttscher (S. 438, 454, 775, 804). Diese und weitere unkorrekte Angaben müßten korrigiert, fehlende ergänzt, der Namensindex vervollständigt werden. Da das Leben und das politische Wirken Radeks eine solche große Zahl von Aspekten der geschichtlichen Entwicklung von 1885 bis 1939 berühren, sollte der Autor bei der Überarbeitung des Manuskriptes für eine wünschenswerte deutsche Ausgabe den Text unbedingt vor Drucklegung von Spezialisten der jeweiligen Fachgebiete durchsehen lassen, die sicherlich noch einige weitere Korrektur- und Ergänzungsnotwendigkeiten entdecken werden.

Diese Monita schmälern nicht Fayets großes Verdienst, über Karl Radek die bisher informativste und zugleich gut erzählte politische Gesamtbiographie mit einer differenzierten Charakterisierung vorgelegt zu haben. Das Werk stellt eine wertvolle Bereicherung der Geschichte der Arbeiterbewegung, vor allem der deutschen und russischen sowie der internationalen kommunistischen Bewegung dar. Es ist zu wünschen, daß – nach Kürzung und Überarbeitung – bald eine deutsche und möglichst auch eine englische Ausgabe erscheinen kann.

Heil Heidegger? Heil Allende?

Zu Victor Farías' Entlarvungen*

Von Hugo Velarde

„Heil Heidegger!" lautete 1987 die Überschrift der „Libération" zu Victor Farías' Erfolgserstling „Heidegger et le Nazisme" (1987).[1] Der seit 1974 am Lateinamerika-Institut der Berliner Freien Universität lehrende chilenische Philosoph zündete aber zunächst die „Bombe" („Le Monde") in Frankreich, die bald den Anschein erweckte, „le ciel des philosophes" sei eingestürzt.[2] Waren etwa Jean-Paul Sartre, einer der bedeutendsten Heidegger-Schüler, und die französische Linke jahrzehntelang mit Naziideologemen infiltriert gewesen?

In Deutschland hielt sich der mediale Knüller in Grenzen. Hier geriet er zu einer nur kurzen, aber heftigen Kontroverse, die bald verstummte. Die Frage jedoch, die sich auch ohne Farías stellen ließ, ob dieser außerordentlich einfluß- und wirkungsreiche Philosoph des 20. Jahrhunderts auch ein Nazi gewesen war, galt hier unter aufgeklärten Geistern als unbestritten. Seine berühmte Rektoratsrede von 1933 z. B., die Abwendung von seinem jüdischen Lehrer Martin Husserl – waren dies nicht Zeichen eines bedrükkenden, verhängnisvollen deutschen Kompromisses von „Macht und Geist"? Ließ sich aber andererseits „der Nazi" ohne weitere Umwege mit „Sein und Zeit" (1927) vergleichen, auch mit dem späteren Werk, das eine ganze linksliberale Generation nachhaltig prägte? Hannah Arendt, auch dem „Totalitarismus" zugewandt, schrieb 1969 in ihrer Würdigung des 80jährigen Philosophen: „Wir [...] können schwerlich umhin, es auffallend und vielleicht ärgerlich zu finden, daß Plato wie Heidegger, als sie sich auf die menschlichen Angelegenheiten einließen, ihre Zuflucht zu Tyrannen und Führern nahmen. Dies dürfte nicht nur den jeweiligen Zeitumständen und noch weniger einem vorgeformten Charakter, sondern eher dem geschuldet sein, was die Franzosen eine *déformation professionelle* nennen."[3]

Wer sich damals in Frankreich mit Heidegger beschäftigte, las ihn auf Deutsch, kam schon von selbst auf die „déformation professionelle"; wer sich sonst nur mit dem verehrten Philosophen schmückte, geriet hingegen in den Verdacht der Hochstapelei.

* Rezension und Diskussion von:
FARÍAS, Victor: **Salvador Allende. Antisemitismo y eutanasia.** – [Chile]: Editorial Maye 2005. 116 S.
FARÍAS, Victor: **Salvador Allende. Contra los judíos, los homosexuales y otros «degenerados».** – Barcelona: Ediciones Áltera 2005. 174 S. – Die Nachweise beziehen sich auf die spanische Ausgabe.

1 *Libération* vom 16. Oktober 1987. – Victor Farías, Heidegger et le Nazisme. Morale et Politique, Paris 1987. Deutsch: Heidegger und der Nationalsozialismus. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas, Frankfurt a. M. 1989. Vgl. Rudolf Augstein, „Aber bitte nicht philosophieren!", in: Die Heidegger-Kontroverse. Hrsg. von Jürg Altweg, Frankfurt a. M. 1988, S. 188.

2 Hugo Ott, Wege und Abwege zu Victor Farías' kritischer Heidegger-Studie, in: Antwort. Martin Heidegger im Gespräch. Hrsg. von Günther Neske und Emil Ketterin, Pfullingen 1988, S. 144.

3 Hannah Arendt, Martin Heidegger ist achtzig Jahre alt, ebd., S. 244.

Selbst Heideggers Hauptwerk „Sein und Zeit" erschien in Frankreich erst 1984 in einer Raubdruckausgabe, und andere, mit dem Nationalsozialismus politisch direkt kompromittierte Schriften waren damals in französischer Sprache wenig bekannt. Das wußte der Chilene auch.

In Deutschland stellte man die Frage eher gelassen, auch wenn kategorisch festgestellt wurde: Sicher, ein Nazi! So Jürgen Habermas.[4] Da aber das Wahre nur das Ganze, der Weg ebenso wichtig wie das Ziel ist, konnte Habermas gleichzeitig nicht verschweigen, daß der damals 47jährige chilenische Philosoph „nichts prinzipiell Neues über das nationalsozialistische Engagement Heideggers ans Licht gebracht hat",[5] obwohl er wichtiges Material zusammengetragen habe. Farías' Fundamentalkritik an Heidegger blieb aber im Kern nur nervös, traf den geistigen Nerv nicht, den er suchte, überspannte ihn mit seinem Demaskierungspathos, um ihn abzutöten, blieb aber schließlich hinter anderen, auch politisch motivierten Studien in der Sache weit zurück. Hatte nicht jemand wie Georg Lukács längst Heideggers politische „Weltanschauung" ans Licht gebracht? Und Karl Löwith oder Jaspers, Ernst Cassirer, Max Müller oder Karl Barth: wußten sie nicht um den Nazidorn im getrübten Auge des „fundamentalontologischen" Meisters? Wozu dann Farías' abstrakt-allgemeines Pamphlet?

Zunächst hatte der Chilene ein leichtes Spiel mit Heideggers Germanophilie. In dem denkwürdigen Gespräch mit Rudolf Augstein und Georg Wolff im „Spiegel" (1976), kurz vor seinem Tode, sagte Heidegger über die Franzosen: „Wenn sie zu denken anfangen, sprechen sie deutsch [...]."[6] Freilich, das war ebensowenig *nur* kulturell gemeint wie seine einstige Bewunderung des Führers. Auch auf eine Frage von Karl Jaspers im Juni 1933, warum er denke, daß ein so unkultivierter Mann wie Hitler Deutschland regieren könne, antwortete Heidegger: „Auf die Kultur kommt es nicht an. Betrachten Sie seine wundervollen Hände!"[7] Als Mitglied der NSDAP trug er 1936 in Rom unverblümt sein Parteiabzeichen zur Schau, obwohl er mit dem jüdischen Kollegen Karl Löwith spazierenging, der dort bereits in der Emigration lebte. Der politische, radikale Kleinbürger und der tiefsinnige Denker fielen weit auseinander. „Heidegger – Denker in einer dürftigen Zeit", lautete 1953 Löwiths Würdigung.[8] Jene, die ihn wirklich erlebt hatten und sein Denken schätzten, wirkliche Denker, konnten jedem Geschwätz widerstehen, auch jedem von Heidegger selbst.

Heidegger als Nazi? Sicher! Auch die unterschiedlichen Stationen von Unbelehrbarkeit. Auch 1967, als der Student Farías seinen Lehrer in Freiburg besuchte. Er habe sich wie auf einem Vulkan gefühlt, als Heidegger behauptete, „Sein und Zeit" sei nicht ins Spanische zu übersetzen; die romanischen Sprachen hätten nicht die Kraft, in das

4 Mark Hunyadi im Gespräch mit Jürgen Habermas, „Martin Heidegger? Nazi, sicher ein Nazi!", in: Die Heidegger-Kontroverse (Anm. 1), S. 172 ff.

5 Ebd., S. 172.

6 Wiederabdruck in: Antwort (Anm. 2), S. 108.

7 Nach Rudolf Augstein (Anm. 1).

8 Karl Löwith, Heidegger – Denker in einer dürftigen Zeit, Frankfurt a. M. 1953. Vgl. auch seine Passagen zu Heidegger aus: Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht, Stuttgart 1986, insbes. S. 27–45 und 56–59.

Wesen der Dinge einzudringen. Farías war erschüttert. Dann beschloß er, Heideggers politische Vergangenheit zu untersuchen. Aber „viel Peinliches, viel Unbekanntes, aber nichts entscheidend Neues ist zutage gekommen", schrieb Rudolf Augstein.[9] Und der Historiker Hugo Ott bemerkte am 27. November 1987 in der „Neuen Zürcher Zeitung": „Sollte der philosophische Adept Farías seinerzeit ein Trauma erlitten haben, das manche Ansätze in seinem Heidegger-Buch erklärt? Jedenfalls machte er sich alsbald auf Heideggers Spur [...], und dies in inquisitorischer Weise."[10] Dazu kam seine horrende „Oberflächlichkeit und Unkenntnis",[11] die so viel unnötigen Lärm machte.

Doch Farías' Entlarvungswucht bahnte sich bald neue Wege, als der alte Lehrer 1987 in seinen Augen endgültig „enthüllt" schien. Er kehrte danach, zumindest im Geiste, nach Chile zurück, um nichts weniger als eine Neufassung des „Totalitarismus" zu enthüllen, dem Heidegger und nun auch der einstige Gesinnungsgenosse Salvador Allende verpflichtet gewesen seien – 18 Jahre später.

Im April 2005 löst er erneut einen Skandal aus. In seiner Studie „Salvador Allende. Antisemitismo y eutanasia", im März 2005 in Chile und im April in Spanien unter dem Titel „Salvador Allende. Contra los judíos, los homosexuales y otros ‚degenerados'" erschienen, versucht er nun, seinen früheren „compañero presidente" vom Sockel zu stoßen. Am Pranger steht mit Salvador Allende eine Ikone der unabhängigen Linken, dem Farías ausdrücklich Antisemitismus und Rassismus vorwirft und den er einst selbst bewunderte. Auf „Heil Heidegger" folgt „Heil Allende". Aber warum sollte ausgerechnet der erste frei gewählte marxistische Präsident der Welt ein verkappter Antisemit gewesen sein – der Sozialist ein verkappter Nationalsozialist?

Zunächst versucht Farías, seine Vorwürfe an Allendes 1933 eingereichter Doktorarbeit „Psychohygiene und Verbrechen" zu belegen. „Die Juden sind bekannt für bestimmte Straftaten: Betrug, Falschheit, Verleumdung und vor allem Wucher."[12] Das klingt eindeutig und ist auch reißerisch auf den Umschlag der spanischen Buchausgabe gedruckt. Doch was Farías und sein Verlag als Meinung Allendes verkaufen, ist tatsächlich ein Satz des italienischen Kriminologen Cesare Lombroso (1835–1909), den Allende in seiner Doktorarbeit indirekt zitiert. Allende beschäftigte sich in seiner Abhandlung mit den Aussagen Lombrosos über den vermeintlichen Zusammenhang von „Rasse" und Verbrechen, da sich die im Aufstieg befindlichen italienischen und deutschen Faschisten auf ihn beriefen. Eine Verbindung von „Rasse" und Verbrechen wies er jedoch eindeutig und kategorisch zurück. „Es gibt keine Belege für diesen Einfluß", schrieb er.[13] Farías versucht, genau das Gegenteil zu suggerieren. Mit wissenschaftlichem Interesse läßt sich dies kaum erklären.

9 Rudolf Augstein (Anm. 1), S. 190.

10 Wiederabdruck in: Hugo Ott (Anm. 2), S. 146.

11 Hans-Georg Gadamer, Oberflächtlichkeit und Unkenntnis. Zur Veröffentlichung von Victor Farías, in: Antwort (Anm. 2), S. 152 ff. Vgl. auch Hugo Ott, Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt a. M. und New York 1988.

12 Salvador Allende, Higiene mental y delincuencia. Tesis para optar al título de Médico Cirujano de la Universidad de Chile, Santiago de Chile 1933. Hrsg. von der Fundación Presidente Allende (España), Madrid 2005, S. 112.

13 Ebd.

Auch wenn der 25jährige Allende in seiner Doktorarbeit an manchen Stellen zu unkritisch die biologistischen Lehren seiner Zeit referierte – man muß ihn schon gewaltig aus dem historischen Kontext reißen, um ihn so wie Farías fehlzuinterpretieren. Der biologistische und rassistische Positivismus war schließlich in Lateinamerika ebenso wie in den USA oder in Europa an Universitäten und Forschungsinstituten bis zum Zweiten Weltkrieg und den Verbrechen des Naziregimes tonangebend.

In seiner Doktorarbeit hat Allende in Wirklichkeit bereits versucht, die „exogenen Faktoren für Demenz und Verbrechen" soziologisch zu erklären. Der vorherrschenden Lehrmeinung stellte er damals weniger beliebte Thesen entgegen. „Die Gesellschaft formt ihre Verbrecher", schrieb er, „oder läßt ihre Menschen besser werden." Und „daß im individuellen sowie im gesellschaftlichen, ein ethischer Imperativ dazu verpflichtet, jegliche Aktivität darauf auszurichten, daß der Mensch seine Begrenzung überwindet".[14] Liberaler, ja humanistischer, war dies nach damaligem Verständnis kaum zu formulieren – sofern man nicht marxistisch argumentierte. Und 1933 sprach hier noch ein liberaler Allende, nicht der „indoktrinierte und indoktrinierende", der spätere Marxist an der Spitze der chilenischen Unidad Popular, der Farías so starke Kopfschmerzen bereitet und heute zu immer neuen Haßtiraden gegen den „marxistischen Totalitarismus" veranlaßt.

Eine weitere Behauptung Farías wirkt ebenfalls verwunderlich. Er habe – so sagte er – für sein jetziges Buch die „lange verschollene" Dissertation Allendes „wiederentdeckt".[15] Nur war Allendes Arbeit nie aus dem Bestand der Universitätsbibliothek von Santiago de Chile entfernt worden, also öffentlich zugänglich. In Reaktion auf Farías – und in Absprache mit Allendes Familie – hatte die in Madrid ansässige Allende-Stiftung inzwischen den vollständigen Text der Dissertation von 1933 ins Netz gestellt.[16] Man habe schließlich nichts zu verbergen, sagt der Sprecher der Stiftung, Joan E. Garcés, früher ein enger Mitarbeiter Allendes.

Unter anderem findet sich auf der Webseite auch der Briefwechsel zwischen dem Präsidenten Allende und dem Vorsitzenden des Jüdischen Dokumentationszentrums in Wien, Simon Wiesenthal, aus den siebziger Jahren. Ebenso der Wortlaut eines Telegramms, das der junge chilenische Abgeordnete Allende zusammen mit anderen im Januar 1938 an Adolf Hitler schickte, um gegen die „tragische und inhumane Verfolgung der Juden" in Deutschland zu protestieren.

Farías aber unterstellt Allende eine Komplizenschaft mit den deutschen Nazis und deren Methoden. Während der chilenischen Volksfrontregierung unter Pedro Aguirre Cerda (1938–1941) soll der damalige Gesundheitsminister Allende, laut Farías, einen Gesetzesentwurf zur Sterilisierung von Geisteskranken erzwungen haben (S. 118 ff.). Joan E. Garcés, alternativer Nobelpreisträger, hält dies für ein Hirngespinst. Zum Beleg

14 Ebd., S. 139.

15 In einem Interview für die Zeitung „La Segunda", Santiago de Chile, 11. 5. 2005.

16 Vgl. www.elclarin.cl/hemeroteca.html (10. 9. 2005). – Diese Seite ist jedoch zur Zeit nicht zugänglich. Aber man kann sich bei Bedarf per E-Mail über die Dokumente informieren (siehe auch Anm. 19).

kann er aus zahlreichen historischen Dokumenten zitieren.[17] In Interviews jener Zeit nannte Allende seine Prioritäten als Minister wie folgt: eine bessere Hilfe für Mütter und deren Kinder, ein Recht auf Bildung und Schulpflicht für alle. Ferner beschäftigte er sich mit dem Kampf gegen Geschlechtskrankheiten, mit Alkoholismus und Drogenmißbrauch. Die Eugenik selbst – die „Aufbesserung der genetischen Qualität" von Menschen durch freiwillige oder erzwungene Sterilisationen – kam im Gegensatz zu den USA oder Europa (in Schweden wurde sie bis in die siebziger Jahre hinein praktiziert) in Chile nie zur Anwendung.

Einen weiteren „Beleg" für Allendes angeblichen Antisemitismus veröffentlichte Farías bereits 2000 im Epilog seines Buchs „Die Nazis in Chile".[18] Schon damals legte er nahe, Allende habe sich als Präsident aus ideologischen Motiven geweigert, den Naziverbrecher Walter Rauff an die bundesdeutsche Justiz auszuliefern. Um dies zu untermauern, zitierte er – unvollständig – aus einem Briefwechsel zwischen Allende und Simon Wiesenthal. In einem Brief vom 21. August 1972 hatte sich Wiesenthal an den damaligen chilenischen Präsidenten gewandt. Er bat, die 1963 (also vor Allendes Amtszeit) erfolgte Ablehnung einer Auslieferung des SS-Standartenführers Rauff durch die chilenische Justiz überprüfen zu lassen. „Millionen von Menschen [...] werden Ihnen dankbar sein", schrieb Wiesenthal, „wenn es gelingt, Walter Rauff zu verhaften und ihn dem zuständigen deutschen Landgericht in Osnabrück zu übergeben, damit er sich für den Tod von fast 100 000 Menschen verantworten kann."[19]

Allende antwortete: „Ich bedauere sehr, Herr Wiesenthal, daß ich auf Ihr Gesuch negativ antworten muß. Ich habe ein ums andere Mal Ihre Ausdauer bewundert, mit welch unermüdlicher Hartnäckigkeit Sie die Täter der schrecklichsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte verfolgten. Aber ich weiß auch, daß Sie geltendes Recht, an das meine Regierung gebunden ist, respektieren; daher bin ich sicher, daß Sie meine Haltung als Präsident der Republik verstehen werden." Darüber hinaus wies er Wiesenthal auf die Möglichkeit hin, die Bundesrepublik könne einen neuen Auslieferungsantrag stellen und die chilenische Justiz so den Fall erneut bearbeiten.[20] Dies tut Farías als bürokratischen Trick Allendes ab. Der sozialistische Politiker habe „nicht den geringsten Anschein tatkräftiger Solidarität erkennen" lassen (S. 18).[21] Doch Wiesenthal bekundete keineswegs „Befremden" über Allendes angeblich so „kalte, unsolidarische und distanziert bürokratische Art".[22] In einem Brief vom 3. November 1972 bedankt

17 Joan E. Garcés, Presentación [Einleitende Vorstellung der Allende-Dissertation vom 25. Mai 2005], in: Salvador Allende (Anm. 12), S. 1–7.

18 Vgl. Victor Farías, Los nazis en Chile, Barcelona und Santiago de Chile 2000.

19 Kopie des Briefwechsels zwischen Simon Wiesenthal und Salvador Allende (1972) aus dem Dokumentationsarchiv des Bundes jüdischer Verfolgter des Nazi-Regimes (Wien), in: Fundación Presidente Allende, hier Bl. 3. – Die Allende-Stiftung hat ihre Klageschrift gegen Victor Farías vom 18. April 2006 ins Internet gestellt. Diese wie die anderen hier zitierten Dokumente können über „http://www.mssa.cl/fundacion" bzw. per E-Mail „centro-documentacion@mssa.cl" zur Einsicht angefordert werden.

20 Ebd.

21 Auf dieser Seite schreibt Farías überdies: „Der Antrag Simon Wiesenthals und die Antwort Allendes ließen eine Menge Interpretationen erkennen." Der Briefwechsel zeigt jedoch das Gegenteil. Siehe auch Joan E. Garcés (Anm. 17), S. 4.

22 Ebd.

er sich bei Allende für dessen „äußerst humanistischen Brief, der mir Ihre edle Art zu denken bestätigt". Weiter heißt es: „Ich kann Ihre begrenzten Möglichkeiten vollkommen verstehen."[23] Das erwähnt Farías nicht. Genausowenig Wiesenthals Erinnerungen in dem Buch „Gerechtigkeit, nicht Rache" von 1989. Da schrieb er noch einmal: „Allende antwortete sehr herzlich."[24]

Auch andere von Farías in Umlauf gebrachte Verleumdungen halten der Überprüfung nicht stand. Die angebliche Bestechung von sozialistischen Ministern in der Volksfront der späten dreißiger Jahre (inklusive des Gesundheitsministers Allende) durch die Nazis bleibt eine unbelegte Hypothese (S. 16). Farías, der Rufmörder, sei „selbst vergiftet von seiner Nazilektüre", sagt Garcés.[25] Der frühere Allende-Berater verweist im übrigen auf das, was sich weit besser belegen ließe: „Wenn es etwas gab, das Allende als Minister und Staatschef verachtete, dann war es die Vermischung von Geld und Politik."[26] Wegen dieser Unbestechlichkeit wurde er 1973 schließlich aus dem Amt geputscht und mußte sterben.

Nicht einmal die chilenische Rechte hat es bislang gewagt, das Bild Allendes so zu verunglimpfen wie das Farías jetzt tut, der bereits 2000 die These vertrat, Allende und die chilenische Linke seien in Wahrheit von Nationalsozialisten unterwandert gewesen. Dazu stellte Farías eine sechsbändige, über 5000 Seiten umfassende Dokumentation zusammen,[27] um nachzuweisen, wie latent „terroristisch und totalitär" Allendes Unidad Popular gewesen sei. Nicht verwunderlich scheint da sein jüngst in Berlin gemachter Vorschlag, die nach Allende benannten Straßen in Deutschland umzubenennen. Genauso würde man verfahren, falls es eine Goebbels-Straße gäbe, meinte er in einer Fernsehsendung.[28]

Ob die Allende-Schmähschrift noch ein juristisches Nachspiel hat, bleibt abzuwarten. Die vermeintliche Demontage Allendes schlägt aber schon jetzt in Farías eigene um. Derzeit durchforstet er nach eigenem Bekunden die „Telegramme, die kurz vor dem Putsch gesendet wurden. Es sind mehrere Kilometer Papier. Und was für Sachen man dort entdecken kann! Danach kehre ich nach Chile zurück."[29] Ob er da weitere Belege für den verbrecherischen Charakter der Unidad Popular finden wird? Farías, das frühere Mitglied der Aktionsbewegung der Volkseinheit (Mapu), die der Unidad Popular angehörte, wird dort sicherlich schon sehnlichst erwartet. Und was für eine Götzendämmerung, wenn er dort all die „totalitaristischen" Allende-Denkmäler vom Sockel holt. Etwas, was ihm aber so weder in Chile noch in Deutschland gelingen dürfte.

23 Zitiert nach ebd., S. 6.
24 Simon Wiesenthal, Justice, Not Vengeance, New York 1989, S. 62 f.
25 Vgl. Joan E. Garcés (Anm. 17), S. 7.
26 Ebd.
27 Siehe La izquierda chilena (1969–1973). Documentos para el estudio de su línea estratégica [Die chilenische Linke (1969–1973). Dokumente zur Erforschung ihrer strategischen Linie]. Hrsg von Victor Farías, Berlin und Santiago de Chile 2000.
28 Berliner Abendschau vom 21. 5. 2005.
29 Ariel Magnus, Die Geißel der Linken. Interview mit Victor Farías, in: *Tageszeitung* vom 18. 5. 2005.

Wahrheit und Dichtung

Victor Farías 2005:
„Salvador Allende postuliert nicht nur die Rasse als bestimmendes Kriterium des Verhaltens, sondern geht so weit, zu glauben, Rassentypologien vorzufinden (wie die der ‚Juden' oder der ‚Zigeuner'), die gewöhnliches krankhaftes Verhalten erklären. Diese Frage wird von Allende besonders radikal formuliert. Gegenüber den bestimmenden wie auch den zufälligen Anomalien soll uns die Psychohygiene die theoretische Grundlage geben zur Verteidigung des Kollektivs vor geistig behinderten und gefährlichen Menschen" (S. 63).

Salvador Allende 1933:
„Die Orientierung der Medizinwissenschaften in der Gegenwart ist mit der sozioökonomischen Entwicklung der Menschheit verknüpft. Ihr Hauptaugenmerk ist daher nicht auf das kranke Individuum als ein isoliertes gerichtet, sondern auf sein Leben im kollektiven Gefüge. Nicht nur der klinische Fall interessiert den Arzt und weckt seine Leidenschaft, sondern immer mehr die Aufdeckung und Vorhersehung der schädlichen Auswirkungen des gesellschaftlichen Zusammenhangs" (S. 139).

Der verstümmelte Stirner*

Von Jochen Knoblauch

Kommt es auf den deutschen Philosophen Max Stirner (d. i. Johann Caspar Schmidt, 1806–1856) zu sprechen, meinen seine Anhänger, ihn immer als einen „Mißverstandenen", einen von akademischen Kreisen „Verschmähten" und auch sonst einfach „Ignorierten" verteidigen zu müssen. Dabei wissen wir doch heute, daß sein Hauptwerk – besonders viele Nebenwerke gibt es allerdings nicht – „Der Einzige und sein Eigentum"[1] nicht nur ein „heimlicher Hit",[2] sondern bis dato ein provokantes Werk geblieben ist, welches in seiner Unverträglichkeit mit dem gesellschaftlichen Konsens andauert. Wer Stirner verteidigt, stellt sich gegen die „Errungenschaften" des Abend- und Morgenlandes, isoliert sich gesellschaftlich und politisch – wird eben zum Einzigen (ohne jedoch elitär zu werden, da ja jeder Mensch dieser Einzige ist bzw. werden sollte und/oder könnte). Er und/oder sie wird auf sich gestellt, im besten Fall heißt das: ein emanzipiertes Wesen, nicht zwangsläufig auch ein Einzelgänger.

In einer neuen, zunächst durchaus ansehnlichen Ausgabe präsentiert der Area-Verlag seine Ausgabe des „Einzigen". Was auf den ersten Blick als „schön und preiswert" daherkommt, entpuppt sich bei näherem Hinsehen als Desaster. In der Reihe der zahlreichen Ausgaben dieses Werkes seit seinem Erscheinen vor nunmehr 161 Jahren muß diese Ausgabe wohl zu den schlechtesten gezählt werden.

Vorwort hin – Vorwort her

Es ist eine irrige Annahme, daß Stirners „Einziger" des Vorworts seines Autors nicht mehr bedarf. Wozu also dieses knapp dreiseitige Vorwort – das als solches von Stirner im übrigen nicht so bezeichnet, sondern mit dem Satz „Ich hab' Mein' Sach' auf Nichts

* Diskussion und Rezension von:
STIRNER, Max: **Der Einzige und sein Eigentum** (= Wort-Schätze). – Erfstadt: Area Verlag 2005. 399 S.

1 Max Stirner, Der Einzige und sein Eigentum, Leipzig: Verlag Otto Wigand 1845. – Diese „offizielle" Angabe ist insofern falsch, als das Buch bereits im Oktober 1844 ausgeliefert worden ist, vermutlich, um gegenüber einem eventuellen Verbot durch die staatliche Zensur einen kleinen Verkaufsvorsprung zu erhalten.

2 Bernd A. Laska, Ein heimlicher Hit – 150 Jahre Stirners „Einziger". Eine kurze Editionsgeschichte (= Stirner-Studien, H. 1), Nürnberg, Oktober 1994, hier März 1995. – Ich selbst konnte Laska einen Brief des Stuttgarter Reclam-Verlages vom 28. Oktober 1993 zur Verfügung stellen, in dem mir freundlicherweise die Anzahl der bei Reclam aufgelegten Ausgaben mitgeteilt wurde. Allein die Reclam-Ausgaben dürften seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1893 inzwischen die Höhe von 100 000 Exemplaren überschritten haben. Für ein Buch, welches als zu unverständlich verschmäht und ignoriert werden sollte, eine ganz erstaunliche Auflagenhöhe. Dazu kommen noch die drei Auflagen des Originalverlages und zahlreiche Nachdrucke (von mindestens neun weiteren Verlagen) – vor allem in den 1920er Jahren – bis in unsere Zeit hinein.

gestellt" überschrieben ist, der auch das Buch beendet –, welches in prägnanter Weise dasselbige zusammenfaßt? Wir wissen nicht, was den Area-Verlag dazu bewogen hat, diese hervorragende Einleitung in den Orkus zu schicken. Bei einem Umfang von 399 Seiten wäre es doch wohl auf diese drei auch nicht mehr angekommen? Der Verzicht auf diese Einleitung bedeutet nicht nur den Verlust einer knappen Einführung ins Werk, sondern eben auch durch den Stirner-Goethe-Neander-Satz den Anfang und das Ende – schlicht gesagt: Die Sache ist nicht nur auf nichts gestellt, sie ist einfach nicht mehr rund.

Das große und das kleine Ich

Noch fataler ist jedoch die Ignoranz der Stirnerschen Schreibweise, und das ausgerechnet bei einem Buch, das zudem noch in einer Reihe mit dem Namen „Wort-Schätze" erscheint. Eine der großen Besonderheiten dieses Werkes zeigt sich nämlich auch darin, daß Stirner die gängige Grammatik dem Inhalt seines Buches anpaßte, indem er Worte wie „Ich", „Mein" usw. groß schrieb. Der Verlag macht hier kurzerhand Tabula rasa und unterwirft alles der gängigen Kleinschreibweise. Diese Verstümmelung ist nicht nur dem Autor gegenüber ignorant – man stelle sich vor, jemand gibt die Werke Ernst Jandls heraus und verwechselt „lechts und rings" –, sondern es ebnet das philosophische Anliegen Stirners ein, welches er durch seine Schreibweise zu unterstreichen suchte. Bleiben wir bei obigem Stirner-Goethe-Neander-Zitat, das sicher nicht das beste Beispiel ist, aber ausreichend. Goethes Trinkliedzeile aus dem Gedicht „Vanitas! Vanitatum Vanitas!" lautet: „Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt."[3] Und dagegen schleudert Stirner sein „Ich hab' Mein' Sach' auf Nichts gestellt." Ein Unterschied wie Tag und Nacht. Goethe scheint sich seinerseits bei einem Spruch aus Michael Neanders (1525–1595) Sammlung bedient zu haben: „Wer seine Sach' auf nichts stellet, dem kann es nicht fehlen." Nach anderer Darstellung ist Goethes Lied 1806 eine Kontrafaktur zu dem Kirchenlied „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt" von Johannes Pappus (1549–1610) resp. eines pietistischen Liedes von Johann Leon, das da lautet: „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt, / Er mach's mit mir, wie's ihm gefällt."[4]

Stirner selbst hat nicht durchgängig die Worte „mich" oder „mein" groß geschrieben, mitunter schrieb er im Gegenzug beispielsweise auch „Wir", „Uns" usw. groß. Wir wissen leider weder von seiten Stirners noch von seiten seines Verlegers Otto Wigand, ob und wie es eine einhellige Schreibweise, entgegen der „herrschenden" Rechtschreibung, gab. Vielleicht hatte der Setzer willkürlich gearbeitet? Wir wissen es nicht, aber trotz alledem gibt es keinen Grund, Stirner dieses Recht der Sprachkritik zu nehmen, seine Orthographie ist ein wichtiger Bestandteil seines Werkes.

3 Johann Wolfgang von Goethe, Werke. Jubiläumsausgabe. 6 Bde., Frankfurt a. M. und Leipzig 1998, Bd. 1: Gedichte. West-östlicher Divan. Hrsg. von Hendrik Birus und Karl Eibl, S. 297.

4 Für diesen Hinweis danke ich Stephan Krall.

Neben dieser gleichmacherischen Schreibweise gibt es noch einen weiteren fatalen Patzer. Jene Ausgaben, die nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen sind (Verlag Carl Hanser, München 1968 ff.,[5] Reclam-Verlag, Stuttgart 1972 ff. u. a.), konnten die Kursivschrift nutzen, was bei der früher üblichen Frakturschrift nicht möglich war. Die Frakturschrift ließ graphische Auszeichnung nur zu, indem bestimmte Worte mit Füllzeichen versehen wurden, so daß diese dann im Druck als „gesperrt" zu lesen waren.[6]

Ich gebe zu, daß ich nicht willens war, nun sämtliche Ausgaben, die ich habe,[7] zu vergleichen, aber ein Blick in die zweite Auflage von Otto Wigand (1882) reicht, um auch hier – wie bei der Orthographie – eklatante Unterschiede festzustellen: „S i e g e n oder U n t e r l i e g e n, – zwischen beiden Wechselfällen schwankt das Kampfgeschick. Der Sieger wird der H e r r, der Unterliegende der U n t e r t h a n: jener übt die H o h e i t und ‚Hoheitsrechte', dieser erfüllt in Ehrfurcht und Respect die ‚Unterthanenpflichten'." (Wigand, S. 11). In der Ausgabe des Area-Verlages sieht es dann so aus: „*Siegen* oder *Unterliegen* – zwischen beiden Wechselfällen schwankt das Kampfgeschick. Der Sieger wird der Herr, der Unterliegende der Untertan: Jener übt die Hoheit und ‚Hoheitsrechte' aus, dieser erfüllt in Ehrfurcht und Respekt die ‚Untertanenpflichten'."[8]

Es mag kleinlich sein, auf derartige Unterschiede hinzuweisen, aber ein Nachdruck sollte sich in diesem Falle (mindestens) an der zweiten Auflage orientieren.

Die erste Auflage widmete Stirner seiner zweiten Ehefrau: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt". Noch zu seinen Lebzeiten verfügte er, daß diese Widmung gestrichen werden sollte, wie es dann in der zweiten und dritten Auflage bei Wigand auch geschah. Erst der Reclam-Verlag sah sich veranlaßt, in seinen Ausgaben nach dem Zweiten Weltkrieg diese etwas alberne Widmung wieder aufzunehmen.

Wie für die Widmung so darf auch für das ganze Werk angenommen werden, daß Stirner zumindest die Möglichkeit hatte, nach der ersten Ausgabe Korrekturen an den Verlag zu geben, die aus Setzfehlern usw. resultierten.

Der Area-Verlag hat sich also nicht die Mühe gemacht, eine dieser frühen Ausgaben des Originalverlages als Vorlage zu nehmen,[9] sondern eine der antiquarisch preiswerteren Ausgaben der 1920er Jahre, die ihrerseits vielleicht schon einige Fehler eingebaut

5 Noch so eine verstümmelte Ausgabe. Der Stirner-Hasser Hans G. Helms gab diese Ausgabe heraus, kürzte, erschuf im Inhaltsverzeichnis neue Überschriften, „eliminierte" ein ganzes Kapitel (siehe S. 279) usw. Neben Textauszügen vom „Einzigen" gibt es hier noch einige kleinere Schriften.

6 Obwohl die lateinische Schrift erst 1941 verordnet worden ist, gibt es bereits 1924 eine Ausgabe, erschienen im Verlag Rothgiesser & Possekel, Berlin, mit dieser Schrift, die aber weiterhin mit Sperrungen arbeitete.

7 In meiner Bibliothek stehen 21 deutschsprachige Ausgaben. Allein die erste Ausgabe fehlt mir noch, aber bei den Preisen (zur Zeit etwa 600 bis 1200 Euro) wird das wohl auch nichts mehr werden.

8 Für die, die nicht so schnell die Unterschiede erkennen: Abgesehen von der Modernisierung in den Worten „Untertan" und „Untertanenpflichten", wo das „h" nach dem „t" und das Komma vor dem Gedankenstrich gestrichen, nach dem Doppelpunkt groß anstatt klein weitergeschrieben und die ursprünglich (zusätzlich) gesperrten Worte „Herr", „Untertan" und „Hoheit" in die normale Schrift umgewandelt wurden.

9 Vielleicht ist deshalb diese Ausgabe so preiswert?

haben,[10] da sie ja – aufgrund der damaligen technischen Möglichkeiten – jeweils den Satz neu mit der Hand erstellen mußten. Auf meine Anfrage beim Area-Verlag nach ihrer Druckvorlage erhielt ich dann auch die Auskunft, daß die 1929 im Verlag Erich Stolpe, Leipzig, erschienene Ausgabe benutzt worden ist.[11] Der Vergleich zeigt, daß sich Stolpe in dem oben zitierten vierten Absatz des ersten Kapitels durchaus an die zweite Auflage von Wigand gehalten hatte, mit Ausnahme der orthographischen Änderungen bei den Worten „Untertan", „Respekt" und „Untertanenpflicht". Wir können also – bei grobem Hinsehen – nicht unbedingt von einem „Stille-Post"-Effekt reden, sondern der Satz beim Area-Verlag wurde anscheinend nach Gutdünken, nach den Erfordernissen, die eine gewisse Modernisierung erzwingt, neu gestaltet. Bei den ersten vier Absätzen des ersten Kapitels sind in der zweiten Auflage von Wigand elf Wörter gesperrt gedruckt, beim Area-Verlag werden nur noch sieben kursiviert.

Die Anmerkungen

Schwierig wird es bei den Anmerkungen – wie schon gesagt: ich will jetzt nicht jede Stirner-Ausgabe vergleichen, aber auch hier gibt es Differenzen. Es muß davon ausgegangen werden, daß Stirner selbst etwas leichtfertig mit den Anmerkungen umging – vielleicht liegt darin eine gewisse Abneigung der Akademiker ihm gegenüber. Außerdem hatte er sein Werk nicht für die „Ewigkeit" geschrieben, und sein Lesepublikum verortete er in der Opposition. Vermutlich hat er das Buch eh für sich, den Einzigen, verfaßt – spricht ja nichts dagegen.

Der Area-Verlag, der sich ja an die Stolpe-Ausgabe von 1929 hält, hat im Gegensatz zu dieser die Anmerkungen verändert: aus dem Bibelabschnitt „Marc" wurde „Markus", und während die Area-Ausgabe von den älteren Anmerkungen auch auf S. 31 die Kurzbezeichnung „Wesen des Christentums" übernommen hat, können wir uns doch wenigstens auf die Reclam-Ausgabe und deren Herausgeber verlassen, wo es dann richtigerweise auf S. 34 (1991) heißt: „Ludwig Feuerbach: Das Wesen des Christentums. 2., vermehrte Aufl. Leipzig 1843". Auf S. 45 (Area) lautet die Anmerkung lapidar wie in den älteren Ausgaben (Stolpe, Wigand): „Achtzehntes Jahrhundert II, 519"; dagegen kommt die Reclam-Ausgabe mit dem korrekten Quellenhinweis daher:

10 Selbst zwischen der zweiten und der dritten Auflage gibt es Unterschiede, die aber wohl in erster Linie im Seitenumbruch liegen. So endet die zweite Auflage mit einem zehnzeiligen Satzblock auf Seite 379, ebenfalls die dritte Wigand-Ausgabe, dort aber endet bereits auf den Seiten 12 und 13 der Text am Seitenende unterschiedlich, obwohl die Zeilenlänge identisch ist. Vermutlich wurde also der ursprüngliche Satz verwendet – das müßte allerdings mit der Erstausgabe noch einmal verglichen werden. Wenn dem so wäre, könnte man davon ausgehen, daß der Verlag trotz des Verbotes den fertigen Bleisatz aufgehoben und gesichert hätte. Leider ist der Kenntnisstand über Verlag und Druckerei von Otto Wigand nur sehr spärlich.

11 E-Mail vom 13. Juli 2005 von Ulrike Schulte-Richterin (Area-Verlag). – Unter der Bezeichnung „Zenith-Verlag Erich Stolpe Leipzig" erschienen 1927 und 1928 textidentische Bücher mit recht geschmackvollen Einbänden (von expressionistisch gestalteten Pappeinbänden bis hin zur papiernen Umschlagzeichnung von Alfred Kubin oder dünnen Ledereinbänden). 1928 erschien eine neu gesetzte Ausgabe, ebenfalls 1929, dann aber unter dem verkürzten Signum „Verlag Erich Stolpe Leipzig".

„Friedrich Christoph Schlosser: Geschichte des achtzehnten Jahrhundert und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf die geistige Bildung. Bd. 2. Heidelberg 1837, S. 519."

Wenngleich ich mir seit vielen Jahren ein anderes Nachwort zur Reclam-Ausgabe wünsche, so muß ich doch dem korrekten Umgang mit dem Text und seiner Bearbeitung Reverenz erweisen. Und wenn Stirner zitiert, auch ohne die Quelle zu nennen, aber den Autor, wie etwa auf S. 78 (Area), so macht sich der Herausgeber beim Reclam-Verlag, Ahlrich Meyer, daran, die Quelle nachzuweisen (S. 81).

Für diese Stirnersche Anmerkungsverkürzung gibt es noch einige Beispiele mehr, womit ich hier die Leserschaft freilich nicht länger langweilen möchte.

Fazit

Diese zwar mit 5 Euro preiswerte und gebundene Ausgabe aus dem Area-Verlag ist lediglich für Dekorationszwecke geeignet. Diejenigen Leser, die inhaltlich interessiert sind, sollten trotz alledem zur doppelt so teuren Reclam-Ausgabe greifen, selbst wenn Ahlrich Meyer noch seinen marxistischen Kommentar zu Stirner abläßt oder etwa der Verlag jetzt graphisch aufgerüstet hat, indem er ein „Stirnerbildnis"[12] auf seinen gelben Umschlag setzt oder die technologische Errungenschaft eines Strichcodes anbringt. Wir Sammler kaufen ja alles, geben uns aber nicht mit allem zufrieden.

Abschließend bleibt bezüglich Stirners und seiner Vermarktung – immerhin ist mit weiteren Publikationen zu rechnen, da sich am 25. Juni 2006 sein Todesjahr zum 150. Male und am 25. Oktober 2006 sein Geburtstag zum 200. Male jährte – nur noch anzumerken: Nicht der Philosoph wird hier ignoriert, verschmäht und mißverstanden, jedoch sein Werk, mit dem willkürlich, lax und schlampig umgegangen worden ist. Ich wünsche mir, einmal eine kritische Ausgabe vom „Einzigen" samt Register in den Händen zu halten – und nicht einen verstümmelten Stirner.

12 Von Stirner ist kein Bild überliefert. Die „Porträtskizze", die seit Jahrzehnten in verschiedenen Varianten durch die Welt geistert, stammt von Friedrich Engels, der sie 1892 (!), also etwa 50 Jahre nach seinem Treffen mit Stirner anfertigte. Der Stirner-Biograph John Henry Mackay konstatierte dazu (in gesperrter Schrift): „*Die Skizze ist nicht ähnlich* [...]." John Henry Mackay, Max Stirner – sein Leben und sein Werk, Reprint der dritten Aufl., Freiburg im Breisgau 1977, S. 222.

Neue Literatur

Boeselager, Elke Freifrau von: **Schriftkunde. Basiswissen** (= Hahnsche Historische Hilfswissenschaften, Bd. 1). – Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2004. 127 S.

Mit dem vorliegenden Band „Schriftkunde" wird die Reihe „Hahnsche Historische Hilfswissenschaften" eröffnet. Sie will „Basiswissen in verständlicher Form" anbieten und dabei „das Interesse für die Hilfswissenschaften" befördern (S. 7).

In der Tat ist es so, daß an deutschen Universitäten die historischen Hilfs- bzw. Grundwissenschaften immer weniger gelehrt werden. Was in früheren Jahren in mehrwöchigen Archivpraktika vermittelt, ja regelrecht trainiert wurde, wird heutzutage weitgehend dem „Selbst"studium überlassen. Mangelndes Handwerk ist mittlerweile in einer Vielzahl von Publikationen evident.

Die Autorin hat den Band in neun Kapitel gegliedert: I. Paläografie – was ist das?; II. Schriftgeschichte; III. Die Technik des Schreibens; IV. Buchstaben und Zeichen; V. Text und Form; VI. Schrift und Sprache – Sprache und Schrift; VII. Lesen und Entziffern; VIII. Blick in die Zukunft des Schreibens; IX. Anhang. Das zentrale und mit über 30 Seiten umfangreichste ist das zur Schriftgeschichte (S. 19–54), in dem allerdings neuzeitliche Schriften nur angetupft werden. Die nachfolgenden Kapitel verfügen über jeweils etwa zehn Seiten, die dem Leser knappe, manchmal zu knappe Informationen vermitteln. Im Anhang finden sich schließlich eine zweiseitige „Chronologie zur Schriftentwicklung", eine „Übersicht über die gebräuchlichsten Schriftarten", ein „Glossar" mit 33 Erklärungen und eine thematisch gegliederte Literaturauswahl sowie ein Sachregister.

Unstrittig erhält der Anfänger bei Boeselager schnell einen Überblick, aber auch nicht mehr. Das konveniert zwar der studentischen Meidbewegung gegenüber schwierigen oder langen Texten, doch wird spätestens dann problematisch, wenn auf eine Visualisierung der Charakteristika etwa von Schriften verzichtet oder auf Vorlagen zurückgegriffen wird, die in der Reproduktionsqualität schlechterdings indiskutabel sind. Und was soll der Studierende aus einem praxisorientierten Kapitel über „Lesen und Entziffern" (S. 94–104) lernen, das zwar wichtige methodische Hinweise gibt, aber eben nicht am Material exerziert?

Nichtsdestoweniger ist eine solche Einführung hilfreich, sie kann freilich nicht, was sie auch nicht will, den nötigen Drill ersetzen.

Rudolf Stachel, Wien

Dokumente aus geheimen Archiven. Bd. 3: Übersichten der Berliner politischen Polizei über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung 1878 bis 1913, Teil III: 1906–1913. Bearb. von Dieter Fricke und Rudolf Knaack (= Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs. Hrsg. von Klaus Neitmann). – Berlin: BVV. Berliner Wissenschafts-Verlag 2004. XVII, 780 S.

34 Jahre lang, von 1878 bis 1913, beobachtete die Berliner politische Polizei die sozialdemokratische und anarchistische Bewegung und fertigte darüber ihre „Übersichten", die nicht nur das Kaiserreich, sondern auch fast alle europäischen Länder sowie die USA und Kanada, Südamerika, Japan, Nordafrika und Australien behandelten.

Nachdem die ersten beiden Bände mit diesen Berichten bis 1905 schon eine geraume Weile vorlagen, konnte auch nach längerem, u. a. von den Nachwehen der Wende und dem damit verbundenen Absinken der Geschichte der Arbeiterbewegung fast zu einem Orchideenfach entstandenem publikationstechnischem Hin und Her nun der Band III ab 1906 vorgelegt werden.

Vom Doyen und besten Kenner der Historiographie der Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg, Dieter Fricke, und dem langjährigen Archivar in der Potsdamer Orangerie Rudolf Knaack wurde auch dieser Band bearbeitet und schließt damit ein über fast 30 Jahre laufendes, von Fricke 1975 erstmals angeregtes Projekt ab.

Die zwischen 70 und 100 Druckseiten umfassenden „Übersichten" 1906–1913, für die der Berliner Polizeipräsident im Auftrag des preußischen

Innenministers verantwortlich war, geben zunächst einen Überblick über die Tätigkeiten der II. Internationale. Es schließt sich der naturgemäß umfangreichste Teil über Deutschland an, dann folgen in alphabetischer Reihenfolge die anderen europäischen Länder und schließlich die weiteren Kontinente. Die Polizeibearbeiter haben nach meinem Eindruck sehr sorgfältig Zeitungen, Zeitschriften und Protokolle ausgewertet, sie verfügten aber augenscheinlich nicht über Spitzelberichte, denn Informationen aus vertraulichen Sitzungen über die Privatsphäre führender Sozialisten oder der besonders in Berlin stets blühende Parteiklatsch, den man z. B. in den Korrespondenzen findet, fehlen hier.

Dafür aber legen die gesammelten Dokumente Zeugnis ab von der gestiegenen Intelligenz und den beachtlichen interpretatorischen Fähigkeiten der Auswerter. So heißt es gleich zu Beginn des Berichts für 1908, auf der Konferenz des Internationalen Sozialistischen Büros (ISB) in Brüssel habe der Engländer Hyndman den österreichischen Delegierten gefragt, was die Sozialdemokratie der Doppelmonarchie eigentlich gegen die friedensstörende Annexion Bosniens und Herzegowinas zu tun gedenke. Dessen Antwort, mindestens ebensoviel wie die englischen Genossen bei der Annexion Ägyptens und Zyperns, wird so kommentiert: „[...] also vermutlich nichts. Hin und wieder ist eben auch bei der Sozialdemokratie das nationale Interesse stärker als die Rücksichtnahme auf die Wünsche des internationalen Proletariats" (S. 105 f.). Ebenso gehört die Beobachtung, daß trotz Rekordzahlen bei Mitgliedern, Ortsvereinen und finanziellen Überschüssen sich die deutsche Sozialdemokratie 1913 in einer „unleugbaren Depression" befinde (S. 539), zu den Erkenntnissen, die nicht tumbem Wunschdenken, sondern verständiger Analyse geschuldet sind. Dazu ist auch die Erläuterung zu Bebels entscheidendem Eintreten für die Bewilligung der Erbschaftssteuer auf dem Leipziger Parteitag 1909 zu zählen, den die polizeilichen Beobachter darauf zurückführten, daß er die nach dem Zerbrechen des Bülow-Blocks neugewonnenen Gelegenheiten zu aktiver Bündnispolitik nicht durch formalen Radikalismus wie 1903 in Dresden habe zunichte machen wollen (S. 182).

Selbst bei der Berichterstattung über die anarchistischen Bewegungen verfallen die Autoren nicht in die auch schon damals wohlfeilen Antiterrortiraden, sondern unterscheiden sehr wohl zwischen anarchistischen Attentaten und etwa dem Syndikalismus, dessen Masseneinfluß z. B. in Portugal sie nachzeichnen. Die Bemerkung des Herausgebers der Reihe „Dokumente aus geheimen Archiven", Klaus Neitmann, „daß die Verfasser der Berichte, Beamte des monarchistischen Obrigkeitsstaates, zwar auf Grund der ihnen zugänglichen Nachrichten und auf Grund ihrer politischen Voreinstellungen in ihrem Verständnis der Vorgänge innerhalb der Arbeiterbewegung begrenzt waren, sie aber andererseits [...] durchaus nicht voreingenommen, sondern auch mit nüchterner Einschätzung das Wachstum der deutschen Sozialdemokratie begleiteten", was im übrigen ein qualitativer Unterschied zu den Autoren der ersten Berichte ab 1878 sei (S. VII), erweist sich als vollkommen treffend. Dies erscheint mir um so bemerkenswerter, als die sozialdemokratischen Zeugnisse zum Beobachtungs- und Verfolgungsapparat des Kaiserreichs vom Sozialistengesetz bis zum Wahlrechtsspaziergang eher das Bild eines tölpelhaften und bornierten Apparats zeichnen, dem alles, nur nicht Intelligenz zuzutrauen war.

Die Benutzung der Quellen wird erleichtert, oft sicher sogar erst verständig möglich durch den Anmerkungsapparat, der mit jenem Detailreichtum und jener Präzision ausgeführt ist, die man von Dieter Fricke und Rudolf Knaack gewohnt ist. Eine Fülle von Literatur wird eingeführt, ohne daß je der Eindruck entstünde, hier wolle sich jemand als allwissend präsentieren, und wo die Editoren sich nicht völlig sicher sind, wird dies dem Leser auch mitgeteilt. Dabei umfassen Personen- und Ortsregister alle drei Bände und ermöglichen so ein sicheres Navigieren. Völlig singulär sind möglicherweise strittige Erläuterungen, etwa wenn anläßlich von Bebels Tod dessen Bedeutung für die Arbeiterbewegung einzig durch einen Gedenkartikel Lenins konkretisiert werden soll (S. 539).

Sowenig die Arbeiterbewegung als Thema und die historisch-kritische Quellenedition als Form im Zeitalter der Spekulationshistorie im Trend liegen, so beeindruckend gelehrt und nützlich, also wertvoll, ist die vorliegende Publikation.

Till Schelz-Brandenburg, Bremen

Revolution und Reform in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Zum 75. Geburtstag von Walter Schmidt. 2 Halbbde. Hrsg. von Helmut Bleiber und Wolfgang Küttler (= Abhandlungen der Leibniz-Sozietät, Bd. 17 und 18). – Berlin: Trafo Verlag 2005. Halbbd. 1: Ereignisse und Prozesse. 226 S., Halbbd. 2: Ideen und Reflexionen. 252 S.

Nach dem aus einem Kolloquium zum 65. Geburtstag Walter Schmidts 1996 hervorgegangenen Band ist die Festschrift zum 75. Geburtstag des Jubilars die zweite größere Publikation, in der Freunde und Kollegen ein Lebenswerk würdigen, das aufs engste mit der Entwicklung der Geschichtswissenschaft in der DDR verbunden ist. Schmidt wirkte zunächst am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED. Dort leitete er von 1964 bis 1984 den Lehrstuhl für Geschichte der Arbeiterbewegung. 1984 zum Direktor des Zentralinstituts für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR berufen, prägte er weit über sein eigenes Forschungsfeld – die Arbeiterbewegung und die Revolution von 1848/49 – hinaus wesentliche Fragen des Verhältnisses von Revolution von unten, von Reformen und Revolution von oben sowie der historiographiegeschichtlichen Forschung. Auch nach der „Abwicklung" blieb er mit wissenschaftlicher Leidenschaft und ungebrochener Kraft seiner Arbeit treu. Davon zeugt die Bibliographie der Jahre 1995 bis 2005, nachzulesen im ersten Halbband der vorliegenden Publikation.

Die Herausgeber haben die in der Festschrift versammelten Beiträge, welche im einzelnen sehr differenziert die weitgespannte Thematik von Revolution und Reform im 19. und 20. Jahrhundert aufgreifen, inhaltlich und chronologisch in zwei Halbbände gruppiert. Der im 1. Halbband behandelte Komplex erfaßt das Geschehen von den unter dem napoleonischen Protektorat angeregten bürgerlichen Reformen über die Revolution von 1848/49 bis zur deutschen Kaiserzeit und der Revolution 1918/19.

Helmut Bock betrachtet das Königreich Westphalen unter dem Aspekt napoleonisches Protektorat und liberalistische Reformen und macht deutlich, daß die „fremdherrschaftlichen" Administrationen für Staat und Gesellschaft in Deutschland den qualitativen Übergang von der spätfeudalen zur bürgerlich-kapitalistischen Ordnung eröffneten. Helga Raschke informiert über die von Interessenkonflikten und politischen Auseinandersetzungen geprägte Entwicklung der Stadtverfassung in Gotha bis zur Verfassungsreform 1832. Jörg Roeslers Beitrag über die Außenhandelspolitik Preußens zwischen 1818 und 1870 betont, wie sich der preußische Staat nach seiner Neuordnung innerhalb der durch den Wiener Kongreß bestimmten Grenzen erfolgreich den damaligen weltwirtschaftlichen Herausforderungen gestellt hat. Gunter Hildebrandt porträtiert den österreichischen Minister Franz von Stadion (1806–1853) und würdigt dessen Rolle bei der Reform der österreichischen Stadt- und Gemeindeordnung.

Die sechs folgenden Studien sind auf die Revolution 1948/49 konzentriert. Rüdiger Hachtmanns Beitrag über die Revolution als Jugendrevolte lenkt den Blick auf den noch vielfach unterschätzten Umstand, daß das Revolutionsgeschehen in allen sozialen Dimensionen und politischen Konfliktfeldern letztlich auch durch generationelle Differenzierungslinien geprägt wurde. Wie das Verzeichnis der 1848er Märzgefallenen zustande gekommen ist, vermittelt Heinz Warnecke. Kurt Wernickes Studie „Als Trojanisches Pferd in der Berliner Bürgerwehr?" erörtert die Frage, ob das Versagen der Bürgerwehr beim Zeughaussturm vom 14. Juni 1848 in Zusammenhang mit der unentschiedenen Haltung des noch dem alten Regime verbundenen Bürgerwehrkommandeurs Ludwig Urban Plesson (1790–1861) zu sehen ist. Wolfgang Büttner geht auf den bislang von der Forschung kaum berücksichtigten Anzeigenteil der „Neuen Rheinischen Zeitung" ein, der die Übereinstimmung der Leser mit dem politischen Profil der Redaktion in bemerkenswerter Weise widerspiegele. François Melis kommt nach Abwägung aller Fakten zu dem Ergebnis, daß die Artikelserie „Affäre Risquons-Tout" in der „Neuen Rheinischen Zeitung", August–September 1848, mit großer Wahrscheinlichkeit Georg Weerth zum Autor hat. Helmut Bleibers Beitrag zur Wirkungsgeschichte der „Neuen Rheinischen Zeitung" in der preußischen Provinz Schlesien unterstreicht die beträchtliche Verbreitung von Nachdrucken in der schlesischen Regionalpresse, was von Existenz und Aktivität Marxscher Parteigänger zeugt und insbesondere auf die von Wilhelm Wolff veröffentlichten Artikel über die Agrarverhältnisse in Schlesien zurückgeht.

Das Weiterwirken politischer Ideen und Weichenstellungen nach der Niederschlagung der Revolution im Rahmen der kleinbürgerlichen Demokratie und der Bebel-Liebknechtschen Richtung der Arbeiterbewegung wie in der Auseinandersetzung um Fortschritt und Reaktion im politischen System der späten Kaiserzeit gehört ebenfalls zum Spektrum des ersten Halbbandes. Susanne Schütz weist in ihrem Beitrag „Von 1848 nach 1865? Bausteine zur Kollektivbiographie der Gründerinnen und Gründer der deutschen Frauenbewegung" nach, daß es auf dem Weg zur organisatorischen Konstituierung im allgemeinen Deutschen Frauenverein 1865 in Leipzig eine starke personelle und inhaltliche Kontinuität zur Revolution 1848/49 gegeben habe. Wolfgang Schröders Studie „Eroberung eines legalen Aktionsfeldes: Wie Wilhelm Liebknecht in die II. Kammer des Sächsischen Landtags kam" führt von den Hürden des sächsischen Landtagswahlrechts und dem parteiinternen Streit um den geforderten Abgeordneteneid in Zusammenhänge von Strategie und Taktik in der Arbeiterbewegung, die über die Auseinandersetzung mit dem Bismarckschen Sozialistengesetz hinaus bedeutsam sind. Gerd Fesser vermittelt ein informatives Bild über Ansätze und Grenzen der Reformpolitik im deutschen Kaiserreich, und Reinhold Zilchs Beitrag „Bürokratie in der Revolution. Aus der Geschichte des preußischen Kultusministeriums 1918/19" macht ein solches Beharrungsvermögen einer zentralen Behörde deutlich, daß sie die Revolution und Konterrevolution nahezu unbeschädigt überstand.

Den zweiten Halbband, unter den Bezug „Ideen und Reflexionen" gestellt, eröffnet Wolfgang Eichhorns Studie „Gegenständlichkeit, Subjektivität und die Geschichte". Er konstatiert, daß bei aller tiefgreifenden Qualitätsveränderung in der gegenwärtigen realgeschichtlichen Problematik das grundlegende Prinzip, Erwägungen über den geschichtlichen Prozeß auf die Entwicklung der Produktivkräfte in der Wechselbeziehung mit gesellschaftlichen Strukturen, speziell den Produktionsverhältnissen zu gründen, durchaus nicht obsolet geworden ist. Werner Berthold reflektiert über Fortschritt, Revolution und Reform in den Konzeptionen von den französischen Aufklärern, Kant und den deutschen Jakobinern über die Problematik von der „Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus" bis zu dem für Oktober 1989 angenommenen Umschlag einer „Revolution im ‚realen' für einen demokratischen Sozialismus" in eine Bewegung für die Restauration des Kapitalismus in der DDR. Dieter Langewiesche („Revolution und Krieg. Zur Bedeutung der internationalen Politik für die Erfolgschancen von Revolutionen in Europa im 19. und 20. Jahrhundert") bietet eine differenzierte Betrachtung des Zusammenhangs von Krieg und Kriegsvermeidung im Arsenal von Revolution und Gegenrevolution 1848/49 sowie der internationalen Voraussetzungen für erfolgreiche Nationalrevolutionen im 19. und 20. Jahrhundert und nimmt befriedigt als Bruch mit der historischen Tradition wahr, wenn nach den Erfahrungen der beiden Weltkriege Europa als Kriegsarena außerhalb der Handlungsoptionen aller politischen Akteure zu liegen scheint. Eine biographische Skizze Harald Müllers ist der Zeitkritik und Gesellschaftsentwürfen in der politischen Publizistik von Joseph Görres zwischen 1814 und 1822 gewidmet. Martin Hundt würdigt in der Person von Moritz Elsner das engagierte Wirken eines schlesischen Junghegelianers in der Bewegung zwischen 1837 und 1843. Waltraud Seidel-Höppner und Joachim Höppner setzen sich in einer dokumentierten Studie über Wilhelm Weitlings „Guerillakrieg des stehlenden Proletariats" mit der Legendenbildung um Weitlings vermeintlich abenteuerliches Revolutionskonzept auseinander. Rolf Dlubek widmet sich den Fragen von Kontinuität, Diskontinuität und Aktualität in Johann Philipp Beckers Solidarität mit Polen 1831 bis 1886. Hans Pelger erinnert an das Wirken der 1847 gegründeten Association Démocratique und die Funktion von Karl Marx in dieser wichtigsten internationalen Organisation vor der I. Internationale. Hans-Peter Harstick und Manfred Neuhaus („Clausewitz und Marx – eine archivalische Nachlese") informieren, wie Grundeinsichten des Militärtheoretikers Carl von Clausewitz in das Verhältnis von Krieg und Politik den Blick von Marx und Engels auf das Zeitgeschehen geschärft haben. Helmut Meier steuert die interessante Studie „Constantin Frantz (1817–1891) – ein zeitgenössischer Gegner von Karl Marx und seinen Ideen" bei. Wolfgang Küttler („Gesellschaftsreform und Imperialismus. Zur politischen Konzeption Max Webers") bietet einen resümierenden Überblick zur historischen Ortsbestimmung der Weberschen Gesellschaftsorientierung zwischen machtstaatlich-imperialem Nationalismus

und demokratisch-sozialintegrativem Liberalismus. Jürgen Kockas aufschlußreicher Beitrag „Der Große Europäische Krieg – 90 Jahre danach" dient dem Nachdenken über den Ort des Ersten Weltkrieges in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Mario Keßler würdigt Arthur Rosenbergs 1928 veröffentlichtes Werk „Die Entstehung der deutschen Republik", geht auf die unterschiedliche zeitgenössische Aufnahme ein und betont, daß sich Rosenbergs kritische Sicht auf die Geburtsfehler des deutschen Kaiserreichs in der internationalen Debatte nach 1945 weitgehend durchgesetzt habe. Kurt Pätzold wertet die Arbeit der Ankläger und Richter vor dem Nürnberger Tribunal 1945/46 als „ein früh erworbenes Verdienst" bei der Aufklärung von Judenverfolgung, Helmut Steiners instruktiver Beitrag über die DDR-Jugendforschung erörtert deren Ausgangsbedingungen und Spezifika im Gesamtverbund der Sozialwissenschaften, und Heike Mätzing informiert über die Geschichte der DDR in deutschen Schulbüchern seit 1990.

Alles in allem eine gewichtige Festschrift mit einer Vielfalt aufschlußreicher Beiträge, erfreulicherweise von Autoren aus Ost und West, die sich sehen lassen kann.

Heinz Wolter, Leipzig

ECKHARDT, Wolfgang: **Von der Dresdner Mairevolution zur Ersten Internationale. Untersuchungen zu Leben und Werk Michail Bakunins.** – Lich: Verlag Edition AV 2005. 217 S.

Wird das Gesamtwerk von Marx und Engels mit der Weiterführung der umfassenden Gesamtausgabe (MEGA²) durch sechzig weltweit tätige Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen erneut mit großem Aufwand gepflegt, so fristet ihr berühmtester Gegenspieler Michail Aleksandrovič Bakunin ein Mauerblümchendasein in der wissenschaftlichen Rezeption. Zwar liegt seit dem Jahre 2000 die erste mehr oder weniger vollständige Werkedition, herausgegeben vom Amsterdamer Instituut voor Sociale Geschiedenis, auf CD-ROM vor, „Bakounine CD-ROM", doch entbehrt diese größtenteils einer wissenschaftlichen Kommentierung und Einordnung. Außerdem sind die bis heute verbliebenen Bakuninforscher an einer Hand abzuzählen. Einer von ihnen, der sich seit Jahren bemüht, die Werke Bakunins im deutschen Sprachraum durch eine kommentierte Ausgabe zugänglich zu machen, ist Wolfgang Eckhardt. In seinem neuesten Buch dokumentiert er, wie mangelhaft, weil eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Bakuninmaterial hierzulande fehlt, noch immer die erhältlichen biographischen Bücher über Bakunin sind. Eckhardt zeigt dies anhand der ins deutsche übersetzten Bakuninbiographie von Madeleine Grawitz auf und bilanziert: „[...] im Deutschen [fehlt] bis heute eine umfangreiche, zuverlässig recherchierte und verfügbare Biographie" (S. 25).

Eckhardts hier zu besprechende Veröffentlichung ist eine Sammlung von einzelnen Aufsätzen, die von ihm für den Wiederabdruck erweitert und überarbeitet wurden. Drei der fünf Beiträge erschienen zuerst in der IWK, so die Beiträge, „Bakunin, Marx und George Sand", „Bakunin und Johann Philipp Becker" und die Rezension der Biographie von Grawitz. Der Aufsatz „Die Dresdner Bakuninakten" war ein Tagungsbeitrag zum 150jährigen Jubiläum des Dresdner Aufstandes.

Eckhard leitet das Buch mit einer biobibliographischen Übersicht über Leben und Werk Bakunins ein, die in ihrer ersten Version im „Lexikon der Anarchie" erschienen war, und die einen guten Einstieg bietet. Eckhardts Werkeinordnung ist dabei sehr fundiert. Zu bedauern ist lediglich, daß er seinen Text für das Buch nicht über den Anarchismus hinaus erweiterte und den Einfluß Bakunins auf den östlichen Marxismus oder andere politische Ideen aufzeigt. Zwar streift der Autor mit der Erwähnung Plechanovs (S. 15) kurz die Auswirkungen Bakunins auf den östlichen Marxismus, doch geht er z. B. auf Lenin oder den polnischen Revolutionär Jan Wacław Makhaïski, der eine Synthese von Marx und Bakunin versuchte, nicht ein.

Nach dem biographischen Teil unternimmt Wolfgang Eckhardt drei „Streifzüge auf Bakunins Spuren", die dem Kapitel auch den Namen gaben. In den drei Beiträgen erschließt er neues Material, das dem Buch beigefügt ist, darunter z. B. der erstmalig ins Deutsche übersetzte Briefwechsel zwischen George Sand und Bakunin.

Der erste Streifzug führt auf die Fährte eines von Bakunin 1849 im Königreich Sachsen hinterlassenen Koffers und der mit diesem Fund und Bakunins Verhaftung verbundenen Akten

der Dresdener Behörden. Die verschlungenen Wege dieser Akten lesen sich wie ein Krimi und beleuchten gleichzeitig die Schwierigkeiten einer gründlichen Archivarbeit zu Bakunin und die damit verbundenen verlegerischen Probleme, was den Autor konstatieren läßt: „So wird wohl trotz der Verfügbarkeit der Akten in Moskau eine vollständige Publikation der Dresdner Bakuninakten auch in den kommenden Jahren noch auf sich warten lassen" (S. 46).

Ein weiterer Streifzug beleuchtet einen ersten Rufmord gegenüber Bakunin. Am 6. Juli 1848 erschien in der von Marx geleiteten „Neuen Rheinischen Zeitung" (NRZ) eine Meldung unter Berufung auf die Dichterin George Sand, daß Bakunin ein Agent Rußlands sei. Der Ursprung der Falschmeldung war ein französischer Korrespondent der Zeitung. Eckhardt zeigt auf, daß Marx diese Falschmeldung nicht einfach so von seinem fragwürdigen Pariser Korrespondenten übernommen hatte, sondern damit gewisse Ziele verfolgte, und daß die Verleumdung, Bakunin sei ein russischer Agent, seit dieser Zeit immer wieder bis in die Internationale hinein als Instrument gegen den Russen Verwendung fand. „Sie markiert in der Auseinandersetzung zwischen Marx und Bakunin einen ersten Höhepunkt, der ihren späteren Konflikt in der Ersten Internationale erheblich vorbelasten sollte" (S. 50). Die Schlußfolgerung Eckhardts, wieso Marx diesen Rufmord gegen einen intimen Freund – wie Marx später seine Beziehung mit Bakunin vor 1848 selber definierte – anzettelte, überzeugt jedoch nicht vollständig. Wenn er den Grund in der Weigerung Bakunins, in von Marx dominierten Vereinen mitzuarbeiten und in einem Streit um die von deutschen Emigranten in Paris gegründete Deutsche Demokratische Legion, deren Präsident Georg Herwegh war, sieht, dann ist dies etwas kurz gegriffen. Richtig ist sicher, daß der Konflikt wegen Bakunins engen Freundes Herwegh entbrannte. Er entzündete sich aber meines Erachtens nicht an der Aufstellung der Legion selber, sondern an deren Ziel, eine Föderativrepublik zu errichten. Marx politischer Kampf, vor allem in seinen Artikeln in der NRZ, war zu dieser Zeit gegen die föderalistischen Ideen der demokratischen Linken gerichtet, zu der auch Bakunin gehörte. Denn Marx konnte sich nach einer erfolgten Revolution nur einen zentralistischen Staat und eine damit verbundene „energische Diktatur" vorstellen.

Der letzte Streifzug, den Wolfgang Eckhardt unternimmt, gilt der Rolle Philipp Beckers, die dieser im Konflikt zwischen Marx und Engels sowie Bakunin und der damit verbundenen Spaltung der Internationale spielte. Der alte, in Genf aktive Konfusionsrat, wie Marx ihn einmal nannte, wandelte sich dabei von einem Freund und Mitkämpfer Bakunins (sie lernten sich 1867 kennen) zu einem Gegner desselben. Dabei war es Becker, der mit einer gewissen Unbedarftheit dafür sorgte, daß es zwischen London und Genf zum offenen Konflikt kam. Eckhardt bilanziert die Rolle Beckers: „Wie unter anderem aus dem im Anhang erstmals veröffentlichten Brief Johann Philipp Beckers vom 29. November 1868 an den Londoner Generalrat der Internationale nunmehr deutlich wird, hatte Becker einen entscheidenden Anteil daran, dem Konflikt zwischen Marx und Bakunin sofort jene Explosivität zu verleihen, die eine stärker inhaltlich bestimmte Auseinandersetzung zwischen den Protagonisten der auseinanderstrebenden Ideensysteme von Marxismus und Anarchismus möglicherweise verhindert hat" (S. 142). Dem Autor gelingt es, diesen unheilvollen Prozeß akribisch nachzuzeichnen, an dem Bakunin erstaunlicherweise anfänglich kaum Anteil hatte.

Leider verbleibt Eckhardt bei seiner Beschreibung, wie die meisten, die sich zu diesem Thema äußern, zu sehr bei einer Personalisierung des Konflikts, weshalb einige auftauchende Fragen unbeantwortet bleiben. Warum spielten scheinbar die sogenannten großen Männer in diesem Konflikt eine so gewichtige Rolle, obwohl die verschiedenen Organisationen demokratisch organisiert waren, und wieso verlor Bakunin in Genf so schnell an Boden? Das Zurückdrängen Bakunins und seiner Ideen ist sicher nicht nur auf den Herrschaftsanspruch seiner Konkurrenten zurückzuführen, sondern auch darauf, daß Bakunin z. B. die religiösen Bindungen, die unter den Arbeitern noch vorhanden waren, unterschätzte, und daß auch er abweichende Meinungen der Arbeiterschaft nicht einfach hinnahm, von ihr aber erwartete, daß sie ihre Sache selber in die Hand nehmen sollte. Hier wäre die Analyse der Fehler Bakunins von Interesse. Auch wird nicht erwähnt, daß Becker und durch ihn Marx und Engels sich in der Schweiz meist auf eine Arbeiterschaft stützten, die mehr liberales als marxistisches Gedankengut vertrat, und darum die Ideen der „autoritären" Richtung der

Internationale zu dieser Zeit ebensowenig einen größeren Einfluß erlangen konnten, wie die der „antiautoritären". So gelang es z. B. dem Vertrauten Beckers in Basel, Josef Heinrich Frey, nur durch die Hilfe des Freisinns eine Sektion der Internationale zu konstituieren.

Das Buch trägt den Untertitel „Untersuchungen zu Leben und Werk Michail Bakunins". Doch der Titel hält nicht ganz, was er verspricht. So wird bei allen drei Beiträgen des Kapitels „Streifzüge" Bakunin als agierender Mensch, als theoretischer Denker wenig faßbar. Eckhardt enthält sich teilweise einer interpretatorischen Einordnung Bakunins, so bei den Büchern, die in Bakunins Koffer gefunden wurden und die er alle im Buch auflistet. Unter den Büchern befanden sich auffallend viele zum Thema Musik, was die Neugierde weckt, weshalb in dieser Zeit ein so starkes Interesse Bakunins an Musik vorhanden war. War es der Einfluß seines alten Freundes Adolph Reichel oder vielleicht von Richard Wagner? In allen Streifzügen wird weniger das Verhalten und Denken von Bakunin thematisiert als viel mehr das seiner Gegenspieler. Gerade wer über Bakunin mehr erfahren möchte, könnte von diesem Buch enttäuscht sein. Wer aber interessante, teils neue oder neu betrachtete Fakten über sein Umfeld und seine Gegenspieler erfahren möchte, der greife zu diesem Buch.

Werner Portmann, Basel

REUTER, Ursula: **Paul Singer (1844–1911). Eine politische Biographie** (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 138). – Düsseldorf: Droste Verlag 2004. 674 S.

This very detailed biography contains significant information on German Social Democracy but it does not alter the fundamental picture of Singer. He is confirmed as a well-meaning official who worked hard and agitated upon behalf of the party with total dedication to the cause. His Jewish background is given novel attention – not surprisingly since the author studied Judaistik and is researching German Judaica – and Singer's communal efforts in Berlin are underscored. His role in using his popularity and respect within the organization toward maintaining party unity after 1903 is confirmed. While the private person may not emerge with very sharp contours, the party person does, as befits a political biography.

The study is thoroughly researched. A multitude of archives and published primary sources have been combed. She points to the near lack of personal sources though she notes the existence of extensive archival holdings which shed much light on Singer's activities. She worked with letters, wills, minutes of meetings, publications and a multitude of institutional materials such as police reports. The author knows the extensive secondary literature thoroughly – including the studies from outside Germany which some German authors overlook.

When she reviews the limited literature on Singer she criticizes the lack of balance in both the few GDR and western accounts. She rightly points out that socialists such as Singer were more honored and remembered in the GDR than in the FRG. But, that is not surprising since the many recent cultural studies employing "memory" as an approach to historical understanding frequently provide a very one-sided account of notable *Erinnerungsorte* [memory places]. Just like the present German state, historians tend to avoid including Germany's socialist past in lists of remembrance places, events and persons.

Reuter starts with a justification for writing a biography of Singer. She claims that holes remain in the literature on some of the strategic stances of the central party leadership which she thinks biographies of leaders such as Singer, Wilhelm Liebknecht and Ignaz Auer might help fill. In her view biographies can help to understand or to check the established views on politics and ideology. Thus she sees her biography as a contribution to the "Genese, Struktur und Funktionsweisen der sozialdemoratischen Parteielite" (p. 16). She further thinks that Singer was "ohne Parallele" as a successful entrepreneur who became an SPD parliamentarian and a member of the central executive. Biography in her view offers the opportunity to balance the limits of structural approaches with the significance of personal influence in examining an aspect of society. She thoroughly traces Singer's political activities through various institutions and thus achieves her aim of balancing structural approaches with biographic data. With her copious information she seeks to answer three questions: what was his

career pattern, how did his Jewish bourgeois Berlin background influence his career and what was the relationship of his Berlin "Bürgerbewußtsein" to his Social Democratic credo (p. 22).

The resulting account is chronologically structured in chapters which explore his youth and path to Social Democracy (1844–1878), his business enterprises and public role as party agitator (1875–1884), his rise in Social Democracy (1884–1890), and his centrality within the party and its ideology (1890–1898). The fifth long chapter (over 150 pages), entitled "New Questions – Old Answers? (1898–1910)", examines the revisionist debate, the organizational work of the party executive and further examines the parliamentary activities highlighted in previous chapters. Reuter shows Singer as an astute and informed centrist in the party debates and parliamentary endeavors. The sixth chapter is devoted to Singer's local parliamentary activities (1890–1911) demonstrating SPD practical contributions to issues such as housing, poverty and civic rights, while the seventh covers his "Schmerzlicher Abschied (1909–1911)". A short conclusion is followed by biographical sketches of Singer's SPD contemporaries, a list of Berlin city representatives and a bibliography detailing the archival sources.

Singer's participation in Berlin politics and in leading charity organizations such as the asylum for homeless persons is recounted in detail. Such novel information is employed to illustrate Singer's civic awareness and involvement. Similarly the police's and others' anti-Semitic assumptions about the influence of Singer's personal wealth are used by Reuter to highlight unknown aspects of his political life. Sometimes this type of material is presented in such depth that the issues of his career pattern and his Social Democratic outlook lose definition. Regarding his role and influence in the party executive Reuter notes the generational differences among Singer's colleagues at various times. She confirms that the executive operated as a collegial group with group decision making. Bebel and Singer often had authority whereas by the time of their deaths power had moved to a younger generation. Reuter is especially informed on Singer's role as the trustee and manager of the party-owned press and publication houses. She illustrates also the problem that his vague wills caused after his death.

This is a well-researched contribution to the history of Social Democracy and it illustrates the many facets of a principled person who made the party a democratic alternative and a force for social change in Imperial Germany.

Dieter K. Buse, Sudbury (Ontario), Kanada

Sächsische Parlamentarier 1869–1918. Die Abgeordneten der II. Kammer des Königreichs Sachsen im Spiegel historischer Photographien. Ein biographisches Handbuch. Bearb. von Elvira Döscher und Wolfgang Schröder. Mit einem Vorwort von Gerhard A. Ritter (= Photodokumente zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 5). – Düsseldorf: Droste Verlag 2001. XII, 568 S.

Mit ihrer verdienstvollen Reihe der biographischen Handbücher hat die Kommission für die Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien schon mehrfach der historischen Forschung unverzichtbares Datenmaterial über parlamentarische Akteure der neueren deutschen Geschichte vorgelegt. Der hier vorzustellende Titel reiht sich in diese Publikationen ein und ragt aufgrund seines Gehalts aus ihnen zugleich heraus. Elvira Döscher und Wolfgang Schröder haben nicht nur ein sorgfältig recherchiertes Nachschlagewerk erarbeitet, sondern eine in ihrer Aussagekraft und Anschaulichkeit eindrucksvolle Prosopographie zu den sächsischen Parlamentariern vorgelegt.

Der Band, so betont Gerhard A. Ritter in seinem informativen Vorwort, erhält seinen Wert durch den „geradezu kriminalistischen Spürsinn" (S. VII), mit dem die beiden Bearbeiter nahezu von allen 432 Abgeordneten zeitgenössische Porträts aufgespürt und somit 412 Parlamentariern ein Gesicht gegeben haben. Aber nicht nur darin liegt der große Wert dieses Handbuches. Es zeichnet sich neben vielen Extras durch eine wissenschaftlich vielschichtige Fundierung aus, die weit über ein biographisches Nachschlagewerk hinausgeht.

Dem Vorwort Ritters, der in grundsätzlichen Ausführungen auf den Parlamentarismus im Königreich Sachsen sowie auf den Forschungsstand hierzu eingeht, folgt eine von Wolfgang Schröder verfaßte, ausführliche inhaltliche Einleitung

zum sächsischen Parlament und seinen Abgeordneten im Betrachtungszeitraum. Auf 175 Seiten bringt Schröder dem Leser unter vielfältiger Perspektive die Geschichte des Parlamentarismus in Sachsen nahe. Zunächst widmet er dem zeitgenössischen Zustandekommen der Photosammlungen, den zeittypischen Spezifika der Porträtfotographie, den Fotografen sowie dem damaligen politischen und gesellschaftlichen „Gebrauchswert" von Parlamentarierfotos nähere Aufmerksamkeit, so daß man nach der Lektüre dieses Teilkapitels mit einem nunmehr geschulteren Auge die Aufnahmen betrachtet und ihren Wert noch besser ermessen kann. Sodann entwickelt Schröder ausführlich die verfassungsrechtliche Position des Sächsischen Landtags, verortet die II. Kammer im Gesamtgefüge der Ständeversammlung und widmet sich vor allem der Entwicklung des Wahlrechts in Sachsen. Im damals drittgrößten Staat des Deutschen Reiches wurde allein innerhalb von gut 40 Jahren dreimal das Wahlrecht drastisch geändert, was zusammen mit den großen Linien der politischen Geschichte Sachsens und des dortigen Parlamentarismus dargestellt wird. Darauf aufbauend befaßt sich die Einleitung in unmittelbarer Analyse des Quellenmaterials ebenso ausführlich mit der sozialen, politischen und personellen Struktur der II. Kammer, die sich in ihrer Zusammensetzung gravierend von allen anderen deutschen Parlamenten unterschied. Die soziale Gruppe der gewerblichen Unternehmer nämlich war im sächsischen Landesparlament so zahlreich wie in keinem anderen Parlament in Deutschland vertreten. Zur Struktur der Kammer legt Schröder zugleich umfängliches statistisches Material vor, so daß die Einleitung nicht nur instruktiv, sondern auch ein Arbeitsinstrument für weitergehende Forschungen ist. Und innerhalb der sozialen und politischen Elite, die im Landtag versammelt war, beschäftigt sich ein weiteres Teilkapitel speziell mit der „Elite der Elite", also mit den Direktoriums-, Abteilungs- und Deputationsvorständen. Somit wird nochmals und vertiefend der Blick auf die sozialen, berufsstatistischen und politischen Zusammenhänge in der parlamentarischen Rangfolge freigemacht und der „innere Zirkel" der Abgeordneten namentlich und statistisch benannt.

Die hier angeführten Analysen und Darstellungen sind gängigen Fragestellungen gewidmet, die man in einem biographischen Handbuch naturgemäß erwartet und auch vorfinden sollte. Als ausgewiesener Kenner der sächsischen Parlamentsgeschichte geht Schröder darüber aber noch hinaus und referiert in seiner Fundamentaleinleitung außerdem darüber, wer den Abgeordneten zur Bewältigung der an sie gerichteten Anforderungen Rückhalt gewährte. So erfährt man Grundsätzliches und Detailliertes über die „Hausmacht" der Parlamentarier, über deren politische und verwandtschaftliche Verflechtungen sowie über deren Mentalität und Selbstverständnis als Abgeordnete. Durch diesen ebenfalls beschriebenen Zugriff auf das Leben und Wirken der Parlamentarier, auf ihre Charakterzüge und menschlichen Neigungen werden die Kurzbiographien und Fotos „lebendig".

Mit einem weiterem, gänzlich anderen, gleichsam alltagsgeschichtlich geprägten Thema läßt Schröder seine Einleitung enden. Er beschreibt zum einen die Arbeitsbedingungen der Abgeordneten, legt die jeweils räumliche Situation im Parlamentsgebäude ausführlich dar und holt zum anderen das sonst wenig beachtete Personal des Parlaments aus der Anonymität, läßt es namentlich und biographisch als Individuen hervortreten, beschreibt dessen soziale und berufliche Situation und fängt über dessen Tätigkeit zugleich die Arbeitsabläufe innerhalb des Parlaments mit ein. Dies rundet die Einleitung nicht nur ab, sondern verleiht ihr zugleich noch einmal einen ganz eigenen Substanzgewinn. Jene 175 Seiten, die durch einen umfangreichen tabellarischen Anhang abgeschlossen werden und dem fotografischen und biographischen Teil als Einleitung vorangestellt sind, könnten ebenso als eigenständige, konzentrierte Spezialstudie zur sächsischen Landtagsgeschichte der Jahre 1869 bis 1918 stehen.

Die im Band enthaltenen 432 Kurzbiographien zeugen von immenser Recherche, enthalten sie doch neben den harten Daten eine beeindruckende, unerschöpfliche Fülle von Angaben zum Lebenslauf der Abgeordneten, die neben den Schul- und Studienwegen, neben den Karriereverläufen und Verwandtschaftsverhältnissen auch die Vermögenslage und die lokale bzw. regionale Einbindung aufführen. Jeder, der selbst schon einmal in größerem Umfang biographische Daten aus den unterschiedlichsten Quellen zusammengetragen und deren zum Teil unterschiedliche Aussagen kennen gelernt hat, kann ermessen, welch immenser Arbeitsaufwand und

welch unabdingbare Sorgfalt das Zusammentragen derartiger aussagekräftiger Kurzbiographien erfordert. Durch ihre Detailtreue erhalten die Kurzbiographien individuellen Wert und werden nicht nur interessant für Parlamentshistoriker, sondern genauso für Orts- und Landes- sowie wiederum für Sozialhistoriker. Die jeweils unter den Personen ausgewiesenen Quellen- und Literaturangaben, aus denen all diese Angaben zusammengetragen wurden, machen die Biographien für weitergehende Forschungen umso brauchbarer.

Dies betrifft gleichermaßen die dem Band beigegebenen Verzeichnisse. Der auf weiterführende Information orientierte Leser findet nämlich nicht nur ein umfängliches und sehr hilfreiches Literaturverzeichnis zum Thema, sondern ebenso ein Verzeichnis der Fotografen, das allein eine beeindruckende Arbeitsleistung und insbesondere für die Geschichte der Fotografie von großem Interesse ist. Ebenso wertvoll für eine fortgesetzte Beschäftigung mit den Parlamentariern und ihrer Zeit sind die sorgfältig angelegten und ausführlichen Personen-, Firmen- und Ortsregister, die wieder unter speziellem Blickwinkel einen gezielten Zugriff auf das zusammengetragene Material erlauben. Den weiteren auf Sachsen bezogenen politischen, orts- und firmengeschichtlichen Forschungen ist hiermit jedenfalls eine Fülle an unverzichtbarem biographischen wie statistischem Material zur Verfügung gestellt und zugleich aufbereitet worden.

Bärbel Holtz, Berlin

HAMANN, Christoph: **Die Mühsams. Geschichte einer Familie.** Mit einem Beitrag von Uschi Otten (= Jüdische Memoiren, Bd. 11]. – Teetz: Verlag Hentrich & Hentrich 2005. 279 S.

Familiengeschichten und Biographien, häufig verfaßt von heute lebenden Nachfahren, stehen zur Zeit hoch im Kurs. Allerdings gelingt es nicht allen Schreibern, in den familiären oder individuellen Geschichten unaufdringlich die größere Geschichte sichtbar zu machen, im Besonderen das Allgemeine darzustellen. Nur dadurch aber werden die kolportierten Geschichten für uns Außenstehende interessant. Um es vorwegzunehmen: Christoph Hamann ist dies mit seiner Geschichte der Familie Mühsam hervorragend gelungen. Ein Beleg dafür sind bereits die Überschriften, die der 50jährige Historiker, der als Referent am Berliner Landesinstitut für Schule und Medien tätig ist, den vier großen Abschnitten seines Buches gegeben hat: Machen wir uns einen Namen – Der Weg aus dem Ghetto – Deportationen – Das Exil. Im Anhang finden sich zudem Stammbäume und eine Aufstellung zum Schicksal der Familienmitglieder nach 1933.

Als wesentliche Grundlage für die beiden ersten Abschnitte, die den Zeitraum vom Siebenjährigen Krieg (1756–1763) bis zum Ersten Weltkrieg umfassen, dient Hamann die von Erich Mühsams Vater aufgezeichnete „Geschichte des Namens Mühsam" (2. Aufl., Lübeck 1912). Bereichert wird diese Familienchronik um Materialien aus dem New Yorker Leo-Baeck-Institut, die Auswertung von Adreßbüchern und historische Exkurse, etwa über die ostschlesische Stadt Pitschen, den Herkunftsort der Mühsams, über die Einnahme von Lissa durch Friedrich den Großen oder über die Synagoge in der Oranienburger Straße. Vor allem aber stellt Hamann seine Ausführungen unter die Frage nach der Erzählstrategie und Funktion der familiären „Ur-Geschichte". Mit ihr, so seine überzeugende Antwort, „sollte die Integration der jüdischen Minderheit in eine Gesellschaft begründet werden, aus der die Juden Jahrhunderte lang ausgeschlossen waren". Personell stehen in den beiden ersten Abschnitten der „Familiengründer" Pinkus Pappenheim, dessen Söhne 1813 den Namen „Mühsam" annahmen, seine Enkel und Urenkel, die nach 1850 von Schlesien nach Berlin zogen, sowie Siegfried und Erich Mühsam im Mittelpunkt. Anhand der Berliner Mühsams, die zunächst als Großhändler und Textilunternehmer erfolgreich waren, wird exemplarisch der gesellschaftliche Aufstieg der deutschen Juden nach ihrer Emanzipation dargestellt. Den bekannten Vater-Sohn-Konflikt zwischen Siegfried und Erich Mühsam, dem bereits Chris Hirte eine zentrale Rolle in der Entwicklung von Mühsams anarchistischen Positionen zugewiesen hat, erklärt Hamann aus den unterschiedlichen Lebenskonzepten deutscher Juden des 19. und des 20. Jahrhunderts und deutet ihn mit Hilfe des von Hannah Arendt eingeführten Gegensatzpaares des „Parvenüs" und des „Paria". Während Siegfried Mühsam sein Heil darin suchte, sich bis zur „Ununterscheidbarkeit" seiner nichtjüdischen Umgebung anzupassen, wählte

sein Sohn die Existenzform des jüdischen Paria, der auf politischem Terrain zum Rebellen wird.[1] Der von Uschi Otten verfaßte Beitrag über Erich Mühsams treue Lebensgefährtin Zenzl Mühsam, der im Abschnitt über die Exilschicksale erscheint, fügt sich bruchlos in die Gesamtdarstellung ein. Man kann hier im Detail nachlesen, wie Zenzl Mühsam nach 1935 in der stalinistischen Sowjetunion behandelt, wie sie – unter anderem von Wilhelm Pieck – als Trotzkistin denunziert, wegen „konterrevolutionärer Aktivitäten" verhaftet und acht Jahre in Straflagern festgehalten wurde – und wie sie später auch in der DDR um ihre Rechte auf den schriftlichen Nachlaß ihres ermordeten Mannes betrogen wurde. Eine Lektüre, die immer wieder frostige Schauer auslöst.

Die Kapitel im Abschnitt „Deportationen" beziehen sich auf Agnes Mühsam, verehelichte Meijers, die trotz ihrer „Scheinehe" mit einem Niederländer 1943 von der Gestapo verhaftet wurde und im Konzentrationslager Theresienstadt starb, auf deren Tochter Elisabeth, die als Ärztin in Barcelona tätig war und sich angesichts der bevorstehenden Auslieferung an die Nationalsozialisten im August 1941 das Leben nahm, auf den mit Ruth Andreas-Friedrich befreundeten Journalisten Heinrich Mühsam, der im Oktober 1944 in Auschwitz vergast wurde – und schließlich noch einmal auf Erich Mühsam, der bekanntlich im Juli 1934 im Konzentrationslager Oranienburg ermordet wurde. In diesem Zusammenhang wird auch in kongenialer Weise Mühsams Verhältnis zum Judentum dargestellt.

Im Abschnitt „Das Exil – Heimat in der Fremde?" werden neben Zenzl Mühsam noch drei weitere Familienmitglieder behandelt, die Deutschland rechtzeitig verlassen konnten: Erich Mühsams Schwester Charlotte Landau, die zusammen mit ihrem Mann bereits im April 1933 nach Palästina auswanderte, Luise Titkin, geb. Mühsam, die im November 1938 mit ihrem Mann nach Australien floh, und der Arzt Ernst Joel, ein Neffe Erich Mühsams, der ebenfalls in Palästina Zuflucht fand. In diesem Abschnitt kann Hamann auf autobiographische Aufzeichnungen und mündliche Auskünfte zurückgreifen. Besonders anrührend und lebendig wirkt hier die Erzählung über die 100jährige Luise Titkin, die der Autor in Melbourne besuchen konnte.

Überhaupt gefällt an dem Buch die engagierte und einfühlsame Schreibweise, die Subjektives nicht scheut, dabei aber nie die Sache aus den Augen verliert. Diese Sache ist mehr als die Geschichte einer Familie, es ist eine *deutsche* Geschichte der vergangenen 250 Jahre, die erzählend vergegenwärtigt, wie die jüdischen „Mitbürger" aus eben jener Geschichte ausgeschlossen wurden, wie ihnen das Recht, als Deutsche unter Deutschen leben zu dürfen, versagt wurde.

Bedauert werden muß, daß der Band in einem nicht sehr lesefreundlichen kleinen Format (18 × 11 cm) gedruckt ist und nachlässig gebunden wurde. Dessen ungeachtet wünsche ich ihm eine weite Verbreitung.

1 *Gerne hätte man in diesem Zusammenhang Näheres über Erich Mühsams Onkel Leopold Cohn erfahren, einen der ganz wenigen Verwandten, der Mühsam mit Wohlwollen begegnete und den Mühsam häufig in Waidmannslust bei Berlin besuchte.*

Christoph Knüppel, Herford

PLENER, Ulla: **Der feindliche Bruder: Kurt Schumacher. Intentionen – Politik – Ergebnisse 1921 bis 1952. Zum Verhältnis von Sozialdemokraten und anderen Linken aus historischer und aktueller Sicht** (= Forschungen Arbeiterbewegung). – Berlin: Edition Bodoni 2003. 272 S.

Ohne jeden Zweifel ist Ulla Plener eine der profundesten Kennerinnen der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie. Seit über 40 Jahren bildet die Auseinandersetzung mit der SPD und insbesondere mit Kurt Schumacher den thematischen Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Dafür sind zahlreiche Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften und Bücher ein klarer Beleg.

Das vorliegende Buch bündelt einzelne Aufsätze, die die Autorin in den letzten Jahren über Kurt Schumacher veröffentlicht hat. Sie folgt dabei weder dem idealisierten und euphemischen Geschichtsbild Schumachers, das in der Bundesrepublik bestand und noch besteht, noch dem Etikett des Arbeiterverräters der DDR-Geschichtswissenschaft. Beide Bilder werden Schumacher nicht gerecht und verführen zu Einseitigkeiten. Ulla Plener hat ihre eigene wissenschaftliche Tätigkeit in der DDR nach 1989/90 kritisch befragt, gerade auch in der Auseinandersetzung mit Kurt Schumacher. In diesem Zusammenhang

ist es Plener gelungen, eine ausgewogene und mit kritischer Distanz versehene Arbeit vorzulegen, die es verdient, weite Beachtung zu finden.

Ausgangspunkt ihrer Forschungen ist die Frage nach den Ursachen der jahrzehntedauernden Feindschaft zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten/Sozialisten in Deutschland (S. 7). Personifiziert wird dieser Konflikt auf sozialdemokratischer Seite in der Person des charismatischen Politikers und SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher, der unter den Nationalsozialisten über zehn Jahre im Konzentrationslager verbrachte und dadurch bei den Mitgliedern der SPD ein starkes moralisches Gewicht besaß. Plener versucht, Ursachen für Schumachers tiefsitzenden Antikommunismus und Russenhaß (S. 47) zu finden. Spuren hierfür lassen sich schon in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren finden (S. 13 ff.).

Ulla Plener unterteilt ihr Buch in drei Teile. Im ersten spannt sie einen Bogen von den Jahren 1921 bis 1945 (S. 13 ff.). Sie zeichnet die theoretischen Grundlagen nach, auf denen das politische Denken und Handeln Kurt Schumachers basierte (S. 13 ff., S. 21 ff.). Des weiteren hebt sie Schumachers konsequenten Antifaschismus (S. 36 ff.) und seinen offenen Antikommunismus hervor. In Schumachers Augen waren die Kommunisten nichts anderes als die Treuhänder und Sachwalter sowjetischer Interessen (S. 51 ff.). Diese Tendenzen werden schon in seiner Tätigkeit als Redakteur offenbar und verschärfen sich zum Ende der Weimarer Republik nochmals.

Der letzte Abschnitt des ersten Teils befaßt sich mit den Jahren 1933 bis 1943, den Jahren im nationalsozialistischen Konzentrationslager. Da Kurt Schumacher durch eine Kriegsverletzung aus dem Ersten Weltkrieg stark körperbehindert war, war er offenkundig auf die Hilfe anderer angewiesen. Auch Kommunisten leisteten ihm Hilfe und standen ihm in diesen Jahren zur Seite. Es entstanden sogar Freundschaften mit Kommunisten, politische Gespräche wurden geführt. Dabei kam allerdings wieder Schumachers ablehnende Haltung zur KPD und einer von vielen KZ-Insassen vor dem Hintergrund der Erfahrungen einer gespaltenen Arbeiterbewegung in Deutschland mit den Faschisten befürworteten Einheitspartei zum Ausdruck (S. 68 ff.). Kurz und knapp stellt Ulla Plener fest: „Mit der Befreiung vom Faschismus war für Schumacher die Periode der Einheit gegen den Nazismus vorüber" (S. 76). Erwähnenswert ist, daß sie hier auch auf die Diffamierungskampagne der KPD/SMAD gegen Schumacher während der Vereinigungskampagne der Kommunisten in der SBZ abstellt, was auch bei den Sozialdemokraten in der sowjetischen Besatzungszone und – daran sei erinnert – bei Otto Grotewohl auf Verbitterung und Ablehnung stieß (S. 75).

Im zweiten Teil ihrer Arbeit untersucht Ulla Plener das politische Verhalten Schumacher in den Jahren 1945 bis 1952. In groben Zügen beleuchtet sie Schumachers Verhältnis zu den Russen und Kommunisten (S. 86 ff.), sein Parteikonzept (S. 111 ff.), seine Ablehnung einer Einheitspartei (S. 106 ff.) und seine Rolle im Zusammenhang mit der Teilung Deutschlands in den Jahren von 1945 bis zu seinem Tode im Jahre 1952. Immer offener bekennt er sich zum Antikommunismus und lehnt jedwede Zusammenarbeit mit Kommunisten ab. Für ihn ist die Teilung Deutschlands eine politische. Wie Konrad Adenauer setzt er auf strikte Trennung von West und Ost, auf die Westorientierung und die feste West(ein)bindung der Westzonen. Eine einheitliche Reichsorganisation der SPD und die Schaffung einer Einheitspartei, wie vom SPD-Zentralausschuß in Berlin gefordert, lehnte er ab (S. 83 ff.). Tausende von Sozialdemokraten wurden einfach abgeschrieben. Von moralischer oder gar politischer Solidarität keine Spur. Die Autorin weist auch darauf hin, daß Schumachers Haltung in der West-SPD nicht unumstritten war (S. 96 ff.).

Ulla Pleners Ansatz, Schumachers Ablehnung gegenüber Kommunisten lebensgeschichtlich nachzugehen und die Wurzeln seiner Abneigung freizulegen, ist gelungen. Ihr Vorgehen ermöglicht dem Leser, die politischen Entwicklungslinien Schumachers, die sich wie ein roter Faden durch sein Leben ziehen, nachzuzeichnen. Die Abscheu vor den Kommunisten wie vor dem politischen System der UdSSR war über einen längeren Zeitraum gewachsen und keine kurzfristige Attitüde. Wie die KPD und die Führung der UdSSR war auch Schumacher im heraufziehenden Kalten Krieg nicht willens, einen Schritt auf die andere Seite zuzugehen. Den Opfern des Überfalls der Wehrmacht auf die Sowjetunion widmet Schumacher kaum ein Worte. Er ist ein kalter Krieger und wird, wie auf der anderen Seite die SED-Führung, zum Spielball der Weltmächte. Initiativen aus der SBZ, doch noch Schritte zur

Bewahrung der Einheit Deutschlands zu unternehmen, lehnt er beharrlich ab (S. 164 ff.).

Im dritten Teil fragt Ulla Plener nach den Aufgaben, die die sozialdemokratische Bewegung vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung und Leistungen in politischer wie zivilgesellschaftlicher Orientierung in Zukunft angehen sollte. Angesichts weitreichender wirtschaftlicher Veränderungen müsse die Sozialdemokratie Antworten auf ihr Verhältnis zu anderen linken Kräften wie ebenfalls zur Weiterentwicklung der Demokratie finden (S. 216 ff.).

Ulla Plener hat alles in allem ein facettenreiches und lesenswertes Buch verfaßt. Ein Buch ohne Vorurteile, das keine eingefahrenen Interessen und Meinungen bedient und den Versuch unternimmt, politische Auffassungen und Entscheidungen aus den Bedingungen der konkreten historischen Situation heraus zu erklären.

Matthias Loeding, Bielefeld

Teuber, Toralf: **Ein Stratege im Exil. Hermann Budzislawski und Die neue Weltbühne** (= Europäische Hochschulschriften; Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1895). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford und Wien: Verlag Peter Lang 2004. XLV, 259 S.

In der bürokratischen Trostlosigkeit – der Leben oft mehr simulierenden denn ermunternden Gesellschaften unter der Verwaltung poststalinistischer Diktaturen – erzeugten schillernde Figuren mitunter einen Schimmer der Hoffnung darauf, daß anderes als Gesichtslosigkeit vielleicht doch existenzberechtigt sein könnte. Einer, bei dem es besonders schillerte, hieß Hermann Budzislawski.

In der DDR hatte Budzislawski seinen Nimbus, den ihm die Leitung der Exilzeitschrift „Die neue Weltbühne" eingetragen hatte, zu pflegen gewußt – mit dem Resultat, daß ihm an der Karl-Marx-Universität Leipzig die Leitung der einzigen DDR-Einrichtung zur Ausbildung von Journalisten übertragen wurde – im Propagandaunternehmen DDR eine Schlüsselstellung. Das Ergebnis war ein „Oberassistenten-Institut", dem es an Habilitationen sowie überhaupt an einem wissenschaftsfördernden Klima mangelte; der Dekan der Fakultät für Journalistik – dieses 1954 von Budzislawski durchgesetzte Dekanat dürfte international bisher einmalig geblieben sein – war sich selbst genug und verstand es, bis zum Rentenalter seine Position zu behaupten. Sein Nachfolger, ein Steindrucker aus der „Roten Kapelle", der während der Berliner Blockade zusammen mit Kreuzbergs Bürgermeister („Texas"-)Willy Kressmann, einem ehemaligen SAPler und Emigranten, eine erfolgreiche Wirtschaftszeitschrift herausgegeben hatte, führte danach die Sektion Journalistik, das »Rote Kloster«, wie eine preußische Kadettenanstalt.

Hermann Budzislawski, ursprünglich Sozialdemokrat, hatte im Exil die „Neue Weltbühne" an sich und bis zum europäischen Kriegsbeginn auch mit einigem Geschick über die Jahre gebracht. Seine Autoren waren bürgerlich bis moskautreu und spiegelten eine nennenswerte Bandbreite des politischen Exils. Natürlich saß sein „Blättchen" nicht mehr – wie einst unter der Leitung von Siegfried Jacobsohn, Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky – zwischen allen Stühlen, denn die Fronten waren mit der Machtübergabe an Hitler gänzlich umgruppiert worden. Hatten vor allem Tucholsky und Ossietzky für eine Republikanisierung der Weimarer Republik gefochten, konnte sich der mittellose Exilant Budzislawski aussuchen, ob er mit einem hoffnungslosen Grüppchen Oppositioneller gegen die Vertreiber anschreibt oder bei der einzigen erklärtermaßen antinazistisch agierenden Macht – der stalinisierten UdSSR – um ein Bündnis wirbt. Er entschied sich für das Zweite – so sehr, daß er zuerst für einen Agenten Willi Münzenbergs, später direkt für einen Agenten Moskaus gehalten wurde. Was er aber gar nicht war. Das belegt zu haben ist Toralf Teubers Verdienst.

Das wird bleiben. Aber sonst? Handwerklich ist das Buch eher ärgerlich. Ich weiß, daß heute Dissertationen oftmals unter grausigen Bedingungen verfaßt werden müssen und ein weites Herz die Forderung des Tages ist. Aber was interessiert den Leser der Erkenntnisweg des Verfassers? Zumal, wenn der so wenig zutage fördert? Auf den nächsten Arbeitsschritt, die Aufbereitung des Materials für eine Darstellung, mochte sich der Autor nicht verstehen – obwohl er dabei hätte brillieren können.

Toralf Teuber sieht vieles, erkennt aber nur wenig. Budzislawski zeichnet er als einen gerissenen Usurpator, der Edith Jacobsohn, der Witwe von Siegfried Jacobsohn, nach und nach die

Zeitschrift entrissen habe. In einem unnachahmlichen Machismus führt Teuber uns eine hilflose Edith Jacobsohn vor, die von geschäftlichen Fragen überfordert war. Er kolportiert die von Alf Enseling in die Welt gesetzte Legende, Siegfried Jacobsohns Weltbühnen-Verlag sei „mit dem *recht labilen* Williams-Verlag seiner Frau Edith verknüpft" gewesen (S. 175).

Hätte Teuber in die 2000 erschienene Siegfried-Jacobsohn-Biographie von Stefanie Ostwalt geschaut – bei einem Buch, in dem die Familie Jacobsohn eine gewisse Rolle spielt, vielleicht kein völlig abwegiger Gedanke – wüßte er, daß Edith Jacobsohn zuerst mit ihrem Erbe, später mit den Einnahmen ihres sehr erfolgreichen Kinderbuchverlages, des angeblich *„recht labilen"* Williams-Verlags („Doktor Doolittle", „Pu der Bär", später Kästners „Emil und die Detektive"), die „Weltbühne" mehr als einmal vor dem Untergang gerettet hatte. Erst 1925 kam das Blatt finanziell auf die Beine.

Doch dann wäre Teubers Bild von Budzislawski und seinem Opfer Edith Jacobsohn nicht aufgegangen. Überhaupt: Wann immer Teuber sich Budzislawski direkt zuwendet, schwebt ein Hauch von litauischem Pferdejuden über den Zeilen. Budzislawski kann tun und lassen, was er will – stets wird er mit einer Häme, wie sie in Deutschland eine gewisse Journaille pflegt, überzogen. Man sieht sich gedrängt, zu fragen, welche grundstürzenden Verdienste der Verfasser Teuber hat, daß er offensichtlich zu glauben meint, sich so über den Gegenstand seiner Untersuchung erheben zu dürfen?

Die von Teuber gezeichnete Welt ist klar geordnet. Bunt als Farbgebung kommt in ihr nicht vor, von Mischfarben ganz zu schweigen. Es gibt nur die Guten und Bösen. Der Exkommunist Willy (William) S. Schlamm, Chefredakteur vor Budzislawski, war „gut" – egal, was er tat. Wer an einem etwas weniger märchenhaft-schlichten Bild vom späteren Atomkriegsbefürworter interessiert ist, dem sei ein großes „Spiegel"-Interview empfohlen (Nr. 32 vom 5. August 1959).

Teuber nimmt, wo er es bekommen kann. Den (vom Rezensenten ansonsten durchaus geschätzten) Exzentriker Kurt Hiller, dem Edith Jacobsohn zweimal die Chefredaktion der „Weltbühne" verweigert hatte (1926, 1933), als Gewährsmann in Sachen Edith Jacobsohn heranzuziehen (eine »vom Ullstein-Aroma angezogen[e] Dame«, S. 41), als Geschmacklosigkeit zu bezeichnen, hieße zu verniedlichen. Edith Jacobsohn war wie Kurt Tucholsky dem Großbürgertum aus dem Nest gefallen (Roland Links), hatte aber keinen Grund, dem großbürgerlichen Lebensstil untreu zu werden. Vom fast bankrotten Tucholsky wissen wir, daß er seine Lebensversicherung kündigte – um sich einen Maßanzug schneidern zu lassen; von der Stange trug nur der Plebs.

Die Geschäftsfrau Edith Jacobsohn begriff bald nach der Ersetzung Willy S. Schlamms durch Budzislawski, daß mit einem verschuldeten Blatt – zumal im Exil – keine Existenz gesichert werden konnte, und entschloß sich zum Verkauf, solange überhaupt noch etwas zu erzielen war. Aber viel war das natürlich nicht (mehr).

Budzislawski brachte unter den lähmenden Bedingungen des Exils das Blatt nicht nur über mehr als ein halbes Jahrzehnt durch, sondern vereinigte in ihm viele wichtige Stimmen. Um dafür immer wieder das Geld flüssig zu halten, mußte man natürlich mit allen Wassern gewaschen sein, sonst ließ sich eine solche Leistung nicht erbringen. Auf eine finanzielle Zuwendung, wie sie der Verfasser – es sei ihm natürlich gegönnt – von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Drucklegung seines Werkes erhielt, konnte Budzislawski schließlich nicht zählen.

Wäre mit dem gleichen Material diese Arbeit zu DDR-Zeiten verfaßt worden, wäre sicherlich eine Budzislawski-Eloge herausgekommen – viel ideologischer als die vorliegende Arbeit wäre sie aber nicht ausgefallen.

Jörn Schütrumpf, Berlin

Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Biografisches Handbuch. 3 Bde. Hrsg. von Siegfried Mielke [ab Bd. 2:] in Verbindung mit Günter Morsch. – Berlin: Edition Hentrich: **Bd. 1.** 2002. 310 S., **Bd. 2.** 2003. 445 S., **Bd. 3.** 2005. 643 S.

Die zeitgeschichtliche Forschung, die sich seit längerem nicht nur mit den Strukturen politischer Systeme unserer Zeit, sondern auch mit den politisch handelnden Personen beschäftigt, hat mit Biographien einzelner Personen bzw. Kollektivbiographien beachtliche Ergebnisse hervorgebracht. Auch die vorliegende, dreibändige Dokumentation ergänzt die biographischen

Forschungen zum Nationalsozialismus wie auch zur Widerstandsforschung.

Unter Leitung von Siegfried Mielke, Professor am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, und für die letzten beiden Bände in Verbindung mit Günter Morsch, dem Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, werden in drei Bänden über 350 Lebensläufe und Schicksale in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen inhaftierter Gewerkschafter in längeren und kürzeren Beiträgen vorgestellt.

Die Führung des sozialdemokratisch orientierten Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds (ADGB) und die Führungen aller Richtungsgewerkschaften warnten nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten ihre Mitglieder in einer kurzen Erklärung: „Die politische Lage hat sich in entscheidender Weise geändert. Das Schwergewicht der neuen Reichsregierung liegt bei Parteien und Gruppen, die bisher offen für soziale Entrechtung der Arbeiter und Angestellten, für die Zerschlagung der Demokratie und für die Ausschaltung des Parlaments eingetreten sind. Die Gefahr liegt nahe, daß sie jetzt ihre Pläne zu verwirklichen trachten [...] Die Lebensinteressen der gesamten Arbeitnehmerschaft stehen auf dem Spiel. Um Angriffe gegen die Verfassung und Volksrechte im Ernstfalle wirksam abzuwehren, ist kühles Blut und Besonnenheit erstes Gebot. Laßt euch nicht zu voreiligen und darum schädlichen Einzelaktionen verleiten."

Die Situation im Lande war vom zunehmenden SA-Terror gekennzeichnet. Hermann Schlimme, persönlicher Sekretär des ADGB-Vorsitzenden Leipart, schrieb nach 1945: „Bereits vor der Wahl Anfang März 1933 wurden in zahlreichen Orten Deutschlands die Gewerkschaftshäuser und -büros von der SA und ihrem Anhang gestürmt, Mobilar auf die Straße geworfen und die Büros geplündert. In Braunschweig führte die SA Gewerkschaftsfunktionäre zu den Richtstätten, prügelte einzelne zu Tode, und ein Angestellter des Eisenbahnerverbandes wurde aus dem 3. Stock des Hauses heruntergeworfen."

Am 10. März wandte sich der ADGB-Bundesvorstand unter Verweis auf Terrorakte gegen politisch Andersdenkende und die Zerstörung des Eigentums der Gewerkschaften mit dem Appell an den Reichspräsidenten Hindenburg, „der Rechtsunsicherheit Halt zu gebieten, die in zahlreichen deutschen Städten Leben und Eigentum der deutschen Arbeiter bedroht".

Hermann Schlimme schrieb in gleicher Angelegenheit im Namen des Bundesvorstandes am 15. März an Reichsminister Frick und am 5. April wieder an Hindenburg. In diesem letzten Brief wurden mit Datum und Ortsangabe Namen von Betroffenen, die Opfer der Terrorakte der SA geworden waren, mitgeteilt.

Im Gefolge der Reichstagswahlen vom 5. März 1933 stand dann die Wende des ADGB zur „Anpassung an die neuen Gegebenheiten". Im Auftrag des Bundesvorstandes übersandte Theodor Leipart am 21. März eine Erklärung mit einem Anschreiben an Hitler. Dazu äußerte sich Hermann Schlimme nach 1945: „Nachdem alle Möglichkeiten aktiveren Vorgehens verloren waren, kam man angesichts der antidemokratischen Einstellung der deutschen Wähler nur zu dem Entschluß, in einer Erklärung an Hitler die Aufrechterhaltung der Demokratie zu fordern."

Der ADGB-Bundesausschuß forderte am 19. April 1933 alle Gewerkschaftsmitglieder auf, „sich allerorts an der von der Regierung veranlaßten Feier festlich zu beteiligen". Am 10. April war der 1. Mai zum „Feiertag der nationalen Arbeit" erklärt worden, erstmals erfüllte sich eine lang ersehnte gewerkschaftliche Forderung. Der 1. Mai, der zum gesetzlichen Staatsfeiertag unter Fortzahlung des Lohns erklärt wurde, endete einen Tag später in einem Desaster für die deutsche Gewerkschaftsbewegung.

Trotz der Anpassungspolitik besetzten Mitglieder der SA und der Nationalsozialistischen Betriebsorganisation (NSBO) am 2. Mai in einer präzise vorbereiteten Aktion Büros, Banken und Redaktionshäuser der im ADGB organisierten freien Gewerkschaften. Führende Funktionäre wurden in „Schutzhaft" genommen, mißhandelt und das Gewerkschaftsvermögen beschlagnahmt.

Bereits seit Februar 1933 forderte der Straßenterror der Nationalsozialisten unter Gewerkschaftsfunktionären erste Opfer. Mit „Schutzhaftbefehl" und ohne Prozeß waren es vor allem der KPD angehörende aktive Gewerkschaftsfunktionäre der Revolutionären Gewerkschaftsopposition (RGO), die in die neu errichteten KZs gebracht wurden. Aber auch sozialdemokratische Gewerkschaftsfunktionäre gerieten, wie die Biographien zeigen, in die Massenverhaftungen wie u. a. Otto Burgemeister, Albert Ernst, Alfred Fitz,

Siegfried Fitsch, Erich Hahn, Mathias Klein, Johannes Kostera, Karl Pierkes, Max Purfürst und Otto Scharfschwerdt, letzterer zusammen mit seinem Sohn.

Siegfried Mielke widerspricht der noch immer vertretenen Auffassung einiger Historiker, daß Spitzengewerkschafter wegen ihrer Bekanntheit oder mit Rücksicht auf das Ausland verschont blieben (S. 21 f.).

So waren zum Beispiel vier hauptamtliche Vorstandsmitglieder des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Erich Bührig, Otto Eichler, Erich Lübbe und Otto Tost, und der Vorsitzende der Berliner DMV-Ortsgruppe Max Urich, einer der aktivsten Widerstandskämpfer gegen das NS-Regime, Häftlinge im KZ Sachsenhausen.

In seiner Einleitung betont Siegfried Mielke, daß wissenschaftliche Untersuchungen über die Lager Oranienburg und Sachsenhausen, über Täter und Opfer weitgehend fehlen (S. 13).

Somit wird für eine Teilgruppe der politischen Häftlinge, es sind sowohl Gewerkschafter des ADGB und seiner Einzelgewerkschaften wie auch Funktionäre der RGO, ein Beitrag zur vergleichenden Erforschung der Opfer in beiden Lagern geleistet.

Neben den in allen drei Bänden dominierenden männlichen Gewerkschaftern haben lediglich drei Frauen Eingang in dieses Projekt gefunden. Frieda Radünz, später Malter bzw. Malter-Apelt, Erna Gersinski und Ella Trebe. Letztere wurde am 22. August 1943 auf Befehl Himmlers in Sachsenhausen erschossen. Eine ähnliche Untersuchung für das KZ Ravensbrück wäre daher wünschenswert.

Vier Verhaftungswellen, in denen große Gruppen von Gewerkschaftsfunktionären, in der Regel ohne Prozesse, in die Konzentrationslager Oranienburg oder Sachsenhausen eingeliefert wurden, sind festgestellt worden. Die erste vom Februar bis zum April 1933, die zweite mit dem Beginn der Zerschlagung der Gewerkschaften am 2. Mai und dem Verbot der SPD am 22. Juni 1933. Die dritte Verhaftungswelle erfolgte zu Beginn des Zweiten Weltkrieges; die vierte Verhaftungswelle gegen gewerkschaftliche Funktionäre dann im Rahmen der Gestapoaktion „Gewitter" nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944.

Kritisch merkt Mielke an, daß der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) eine große Zahl seiner Mitglieder und Funktionäre der Vorläuferorganisationen, die nach 1933 Opfer des NS-Regimes wurden, mehr oder weniger in Vergessenheit geraten ließ. Auch wenn es nachvollziehbar ist, daß die Gewerkschaften sich nach 1945 zuerst auf den Aufbau ihrer Organisationen konzentrierten, sich bemühten, die Alltagsprobleme zu bewältigen und folglich keine Zeit mehr für die Aufarbeitung ihrer Geschichte übrig hatten, fragt man sich doch, warum eine solch große Organisation wie der DGB das in den 1950er und 1960er Jahren begonnene Projekt einer „Ehrentafel" bzw. eines „Goldenen Buches" dann nicht später weitergeführt hat.

Die andere Seite der Medaille war, daß in der DDR einzelne, vor allem kommunistische Partei- und Gewerkschaftsvertreter auf einen „Sockel der Heldenverehrung" gestellt wurden oder aus den verschiedensten, meist aus politischen Gründen aus der Erinnerungs- und Gedenkkultur ausgeblendet bzw. nicht berücksichtigt wurden.

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die Biographien von Gewerkschaftern, die sich zwischen alle Stühle setzten. Erinnert sei an den 1. Vorsitzenden des Deutschen Baugewerksbund Nikolaus Bernhard. Nach Verfolgung und Widerstand gehörte er zu den führenden Gewerkschaftsfunktionären im ungeteilten Berlin. In den Augen dogmatischer Kommunisten immer noch der „Sozialfaschist" von vor 1933, wurde er aber auch von den Aktivisten der Unabhängigen Gewerkschaftsorganisation kritisiert, daß er zu lange im FDGB verblieb.

Darüber hinaus werden auch die Entwicklung von Gewerkschaftern und ihr politisches Engagement nach 1945 in den beiden deutschen Staaten beleuchtet. Nicht wenige der Porträtierten engagierten sich nach der Befreiung beim Gewerkschaftsaufbau. So waren drei von sechs Mitgliedern des Vorbereitenden Gewerkschaftsausschusses von Groß-Berlin Häftlinge des KZ Sachsenhausen (Roman Chwalek, Hans Jendretzky und Paul Walter). Von den 27 Mitgliedern des auf dem Gründungskongreß 1949 gewählten DGB-Bundesvorstandes waren vier ehemalige KZ-Häftlinge. Im Bundestag trafen sich vier ehemalige Häftlinge als Abgeordnete wieder, Willy Agatz und Max Reimann für die KPD, Fritz Henßler und Robert Görlinger für die SPD. In der Volkskammer waren es Ottomar Geschke, Erich Geske, Frieda Malter, Hans Jendretzky, Walter Maschke, Willy Perk und Willy Sägebrecht.

Den Mühlheimer Maschinenschlosser und Kommunisten Fritz Strothmann, Jahrgang 1907, verurteilte das Oberlandesgericht Hamm zu vier Jahren Zuchthaus. Er überlebte Haft, KZ, das Strafbataillon Dirlewanger, in das man ihn gepreßt hatte, und kehrte Mitte April 1946 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft in seine Heimatstadt zurück, wo er sich als Kommunist am Aufbau der Gewerkschaften beteiligte. Ende 1948 wurde er Erster Bevollmächtigter der IG Metall Mühlheim. Aus politischen Gründen, er bemühte sich vergeblich um die Freilassung eines in der DDR inhaftierten Freundes, trat er aus der KPD aus und wurde Mitglied der SPD. Von 1953 bis 1971 war er Mitglied des geschäftsführenden Vorstandes der IG Metall. Der fast 100jährige gehört zu den wenigen, die selbst zur Feder griffen und Erinnerungen aufschrieben.

Aber auch das tragische Schicksal des Gewerkschaftsfunktionärs Karl Engelbrecht wird nicht ausgeblendet. In ihrer biographischen Skizze berichtet Ingrid Fricke, daß Engelbrecht am 7. August 1945 den Aufruf zur Gründung des FDGB in der Provinz Brandenburg unterschrieben hatte. Vier Tage später wurde er an seinem Arbeitspatz in Luckenwalde verhaftet und kam in das sowjetische Speziallager in Mühlberg/Elbe. Dort starb er am 9. Juni 1947. Über Engelbrecht war über 40 Jahre in der DDR nichts zu erfahren, erst 1997 wurde in Luckenwalde eine Gedenktafel enthüllt, die an sein Schicksal erinnert.

Was diese Bände auszeichnet, ist die Tatsache, daß neben bekannten Gewerkschaftsfunktionären, die teilweise in der wissenschaftlichen Literatur auftauchen bzw. sich in Selbstdarstellungen äußerten, auch an viele „unbekannte" Opfer und Widerstandskämpfer aus den Reihen der Gewerkschaftsbewegung erinnert wird.[1] Daß bei einigen das weitere Schicksal und die Sterbedaten nicht ermittelt werden konnten, tut dem Werk keinen Abbruch. Es wäre wünschenswert, wenn diese Biographien später in ein größeres Datenbankprojekt Eingang fänden.

Ohne große finanzielle Förderung, getragen allein vom Engagement des Projektleiters, seiner Mitarbeiter am Institut sowie der Studentinnen und Studenten liegt mit diesen biographischen Beiträgen ein gewichtiger Beitrag zur Erforschung der Geschichte der deutschen Gewerkschaften und ihrer Funktionäre in den Jahren 1933 bis 1945 vor. Die Tatsache, daß neben Mielke und anderen „etablierten" Historikern auch sehr viele Geschichts- und Politikwissenschaftsstudenten an den Recherchen und den Biographien beteiligt waren, verdient nicht nur genannt zu werden, sondern erheischt Hochachtung und Respekt.

Dem Standard einer wissenschaftlichen Publikation entsprechend, finden sich am Ende der ersten beiden Bände je ein Personenregister und ein Register der Orte und Organe der Verfolgung; den dritten Band dieses vorzüglichen Handbuches beschließen diverse Gesamtregister (der porträtierten Gewerkschafter, der Gewerkschaftsorganisationen, Parteien und parteinahen Organisationen, der Orte, Personen sowie der Orte, Organe und Aktionen der Verfolgung) und ein Quellen- und Literaturverzeichnis.

1 *Nichtsdestoweniger erstaunt den Rezensenten, daß der „Funktionär" der anarchosyndikalistischen Freien Arbeiter-Union Deutschlands Erich Mühsam keinen Eintrag gefunden hat.*

Andreas Herbst, Berlin

SIEGFRIED, Detlef: **Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917–1922** (= Sozialwissenschaft). – Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 2004. 191 S.

Über das von Bernhard Harms Anfang 1914 als eigenständige Einrichtung etablierte und bis zu dessen vorzeitiger Demission im Jahr 1933 patriarchalisch geführte Kieler Institut für Weltwirtschaft [und Seeverkehr] ist bekannt, daß es einer Strömung innerhalb der deutschen Reformökonomie angehörte, die für eine *aktive Konjunkturpolitik* mittels eines staatlichen Interventionismus eintrat. Ein bislang unbeachtetes Kapitel der Wissenschaftsgeschichte ist hingegen der Umstand, daß in den ersten Nachkriegsjahren dort „ein, wenn auch begrenzter, Forschungspool zu sozialen Fragen und zum deutschen und internationalen Linksradikalismus ausgebildet worden [war]" (S. 44).

Nach den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und der Novemberrevolution verschrieben sich einige „Jung"intellektuelle nicht wie ein Großteil der Akademiker ihrer Generation der Idee des Völkischen, sie bewegten sich vielmehr

im Spannungsfeld zwischen parlamentarischer Demokratie und Kommunismus. Zu dem aus Nationalökonomen bestehenden lockeren Personenkreis, der sich in Kiel zwischen 1918 und 1922 im universitären Rahmen mit Themen der Arbeiterbewegung oder des Marxismus beschäftigte, gehörten u. a. Richard Sorge, Alfred Meusel, Adolf Dethmann, Rudolf Heberle, Hans Bötcher und Paul Hermberg. Als wissenschaftlicher Impulsgeber und Theorielieferant des Zirkels fungierte einer der Nestoren der deutschen Soziologie, Ferdinand Tönnies, der als Emeritus (seit 1916) weiterhin großen Einfluß auf die junge Wissenschaftlergeneration ausübte. Dem politischen Radikalismus stand der als „Kathedersozialist" geltende Tönnies zwar reserviert gegenüber, doch das wissenschaftliche Themenspektrum am Institut verschob sich unter seinem wissenschaftlichen Einfluß von der Nationalökonomie zur politischen Soziologie und der empirischen Sozialforschung. Der personelle Bezugspunkt an der Schnittstelle zwischen bohemeartigen Hedonismus und linker Systemkritik war der Tönnies-Schüler Kurt Albert Gerlach, der anläßlich eines Forschungsaufenthaltes in England in Kontakt mit der liberalsozialistischen *Fabian Society* gekommen war. Seit 1916/17 entwickelte sich das Haus des Ehepaars Gerlach zu einem Treffpunkt und Diskussionsforum für die expressionistische Künstler- und Literatenszene sowie für die linksorientierten Wissenschaftler der Stadt. Unter dem Eindruck der Novemberrevolution entstand hier in Berührung mit der lokalen Arbeiterbewegung und in enger Verbindung mit der expressionistischen Kunstszene ein intellektueller Mikrokosmos, in dem sich für die politisierten Nachwuchswissenschaftler die Weichen für die künftigen Karriereverläufe in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft stellten.

Nachdem jedoch 1922 der Höhepunkt der wissenschaftlichen Rezeption der radikalen Prozesse und den entsprechenden politischen Bewegungen überschritten war, verlor auch das linksintellektuelle Milieu den Zusammenhalt. Diese Entwicklung erklärt Siegfried mit einem Desillusionierungs- und Pragmatisierungsprozeß, der sich in unterschiedlicher Weise auf die Lebensführung der involvierten Personen auswirkte und der die informelle Gruppe letztlich auseinanderbrachte. Zum einen änderten sich mit zunehmendem Alter die sozialen Verhaltensweisen der Protagonisten, denn die solitäre, individualisierte Lebensführung sowie die erforderliche berufliche Mobilität der jüngeren Wissenschaftlergeneration stand einer festen Gruppenbildung entgegen. Zum anderen rückten diese aufgrund der enttäuschten Naherwartungen auf grundlegende Gesellschaftsveränderungen von einem aktiven Engagement ab. Nur eine Minderheit blieb in einer solchen Situation maximalistischen Positionen verhaftet, während sich die Mehrheit im Zuge ihres beruflichen Anpassungsprozesses von der praktischen Politik entfernte. Hinsichtlich ihrer parteipolitischen Präferenzen hielt es nur wenige im Lager der Sozialdemokratie. Das Gros gelangte über eine vorrübergehende Mitgliedschaft in der USPD in das linksradikale Spektrum und fühlte sich nach dem Ende der aktiven Phase weiterhin einem unorthodoxen Linkspluralismus verbunden. Die individuellen Lebens- und Karriereverläufe belegen außerdem, daß eine Abkehr von der aktiven Parteipolitik nicht unbedingt mit der Aufgabe des jeweils damit zusammenhängenden professionellen Interessenspektrums einherging.

Der mit der SPD sympathisierende Heberle verfaßte z. B. eine stark von den soziologischen Kategorien Ferdinand Tönnies geprägte Dissertation über die schwedische Arbeiterbewegung und habilitierte sich dann mit einer Arbeit über die Bevölkerungsmobilität in den USA. Als Privatdozent für Soziologie an der Universität Kiel untersuchte er später die für den Aufstieg der NSDAP in Schleswig-Holstein ausschlaggebenden Faktoren.[1] 1938 emigrierte er in die USA, wo er bis zu seiner Emeritierung blieb. Aus der Emigration kehrte der Sozial- und Wirtschaftsstatistiker Paul Hermberg zurück, der sich ebenso wie sein sozialdemokratischer Parteigenosse Hans Bötcher in seinen Kieler Jahren mit dem Rätekommunismus und Syndikalismus beschäftigt hatte. Die bis heute maßgebliche Arbeit erschien posthum, da Bötcher zwischenzeitlich den Spätfolgen seiner Kriegsverletzungen erlegen war.[2] Kurt Gerlach näherte sich nach einer kurzen Mitgliedschaft in der USPD der anarchosyndikalistischen Freien Arbeiter-Union Deutschlands. Noch kurz vor seinem Tod im Oktober 1922 wurde er Gründungsdirektor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Gerlachs Assistent und Freund, Richard Sorge, wechselte von der USPD zur KPD und verließ Ende 1924 das Institut für Sozialforschung, um fortan im Auftrag der Komintern konspirativ zu arbeiten.

Meusel beteiligte sich ebenfalls für die USPD an einem lokalen Aktionsausschuß zur Abwehr des Kapp-Putsches und promovierte anschließend über das Erkenntnisobjekt bei Marx. Er erhielt im Alter von 29 Jahren eine Professur für Volkswirtschaftslehre und Soziologie und trat später verschiedenen KPD-Vorfeldorganisationen bei. Suspendierung und Schutzhaft trieben ihn nach 1933 in die Emigration. Meusel übernahm nach dem Krieg einen Lehrstuhl für neuere Geschichte an der Humboldt-Uni und spielte eine wichtige Rolle bei der Herausbildung der Geschichtswissenschaft in der DDR.

Im dritten Teil seiner Untersuchung beschäftigt sich Siegfried mit dem zeitweiligen Linkskommunisten Adolf Dethmann. Dieser wurde 1920 mit der Schrift „Der Rätegedanke als Staatstheorie und seine Keime in den Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels" promoviert. Für einige Jahre bestimmte Dethmann in exponierter Funktion die Programmatik der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands und der Allgemeinen Arbeiter Union wesentlich mit. Doch schon Ende 1922 schieden er und andere Mitglieder eines fortan als „Doktoren-Konsortium" karikierten Kreises aus der niedergehenden Bewegung aus, in der man ihm eine „Überfütterung mit Theorie" anlastete. Dieses Kapitel beruht auf umfangreichen Quellenforschungen und kann dementsprechend als eigenständiger Betrag zur Organisationssoziologie und politischen Ideengeschichte des antiautoritären Linkskommunismus in Deutschland gelten. Mit Dethmanns weiterer Karriere in der Firmenspitze der Junkers-Flugzeugwerke hat sich der Autor bereits im Rahmen einer Monographie beschäftigt.[3] Die vorliegende Studie ist als ein Ausfluß dieses Projektes entstanden.

In seinem Fazit weist Siegfried auf einige Parallelen zwischen den linksradikalen Intellektuellenlebensläufen seit der Weimarer Republik und den kollektivbiographischen Entwicklungen der nachfolgenden „68er-Generation" hin. Trotz der Singularität der historischen Rahmenbedingungen und der Unterschiedlichkeit der politischen Bewegungen kann er ähnliche Grundmuster ausmachen. Analogien erkennt er sowohl bei den radikalen Zielsetzungen und den antiautoritären Orientierungen der Protagonisten, als auch in deren institutionellen bzw. bürokratischen Aversionen. Für die linksradikalen Sozialbewegungen der Zeitabschnitte 1919 bis 1922 und 1967 bis 1970 typisch waren die organisatorischen und theoretischen Fragmentierungen nach einer Phase des spontanen Aufbruchs. Auch die bürgerliche Milieuherkunft der teilnehmenden Studenten war in beiden Fällen weitgehend identisch. Das Interesse der Akademiker und teilweise auch das der Arbeiter an linksradikaler Politik war insgesamt eher ein ephemeres Phänomen, selbst wenn sich bei ihnen einige Teilaspekte der wissenschaftlichen und politischen Sozialisation erhielten. Auch die für die damaligen Akademiker bereits prekären Beschäftigungsverhältnisse erinnern an die heutigen Patchworkbiographien. Daß die „68er" im Gegensatz zur „Kriegsjugendgeneration" der Weimarer Republik in weitaus größerer Zahl die Erfahrungen einer „linksrevolutionären Euphorisierung und pragmatischen Ernüchterung" (S. 162) machten, ist sicher nicht unzutreffend. Es könnte aber auch konstatiert werden, daß viele der sich seinerzeit in ihren radikalen Forderungen überbietenden Bürgerkinder den zeitweilig modischen Abenteuerspielplatz ihrer Adoleszenzphase nur verließen, um dorthin zurückzukehren, von wo sie einstmals aufgebrochen waren.

1 *Diese Arbeit konnte erst nach dem Krieg unter dem Titel „Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918–1932" (Stuttgart 1963) publiziert werden.*

2 *Hans Bötcher, Zur revolutionären Gewerkschaftsbewegung in Amerika, Deutschland und England. Eine vergleichende Untersuchung, Jena 1922; darin: Paul Hermberg, Nachtrag, S. 218 ff.*

3 *Detlef Siegfried, Der Fliegerblick. Intellektuelle, Radikalismus und Flugzeugproduktion bei Junkers 1914 bis 1934, Bonn 2001.*

Hartmut Rübner, Berlin

RÜBNER, Hartmut: **Konzentration und Krise der deutschen Schiffahrt. Maritime Wirtschaft und Politik im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus** (= Deutsche Maritime Studien, Bd. 1). – Bremen: Verlag H. M. Hauschild 2005. 524 S.

Ein Mangel an Publikationen über maritime Aspekte deutscher Geschichte existiert wahrlich nicht. Zwar sind in den letzten Jahren auch sozialgeschichtliche Studien zur maritimen Arbeit erschienen, die Mehrzahl der vorliegenden Untersuchungen nimmt aber meist einzelne Reedereien oder Hafenstandorte in den Blick. Obwohl die globale Dimension von Seeschiffahrt auf der Hand liegt, ist dies in der historischen Forschung bislang zu wenig berücksichtigt worden.

Die Studie von Hartmut Rübner setzt genau hier an und analysiert die Geschichte deutscher Reedereien und ihre internationalen Verflechtungen. Rübner beschäftigt sich mit der Politik- und Wirtschaftsgeschichte der deutschen Schiffahrt vom Kaiserreich bis in das „Dritte Reich" und fragt nach Kontinuitäten und Brüchen staatlicher Maßnahmen. Die Veröffentlichung ist die überarbeitete Fassung einer an der Universität Bremen eingereichten Dissertation und eröffnet eine neue Schriftenreihe des Deutschen Schiffahrtsmuseums in Bremerhaven. Der Verfasser stellt seine Studie auf eine breite Quellenbasis von archivalischen Dokumenten insbesondere aus dem Bundesarchiv, den Staatsarchiven Bremen und Hamburg sowie einer Vielzahl zeitgenössischer Publikationen. Eine der Stärken der Untersuchung, um dies vorwegzunehmen, ist die historische Einordnung der deutschen Schiffahrt in den Prozeß der „Globalisierung" seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Die Seeschiffahrt entwickelte sich schließlich zu einem wesentlichen Faktor der zunehmenden Vernetzung der Welt und war „Voraussetzung, Grundlage und Instrument der Weltwirtschaft" (S. 12). Das Dampfschiff beschleunigte und verbilligte die Reise und förderte damit Migrationsbewegungen, wovon auch und gerade deutsche Reedereien wie der Norddeutsche Lloyd (NDL) und die Hamburger-Amerika-Linie/Hapag (HAL) profitierten.

Die Arbeit ist in vier Hauptteile gegliedert, die jeweils die Zeit des Kaiserreichs, vom Ersten Weltkrieg bis 1923, von 1923 bis 1930 und von 1930 bis 1945 umfassen. Zu Beginn betont Rübner, daß die deutsche Schiffahrt auch als nationales Aushängeschild fungieren sollte: so wurde unter dem Schlagwort „Seegeltung" im wilhelminischen Deutschland der maritime Aspekt von Imperialismus und Weltpolitik verhandelt, eine Diskussion, die im Nationalsozialismus eine Fortsetzung fand (bes. S. 25–31). Einführenden Charakter haben auch die Ausführungen über den maritimen Aspekt deutscher Kolonialpolitik, technische Neuerungen der Dampfschiffahrt und die Konzentrationsbemühungen der großen Reedereien vor dem Ersten Weltkrieg. Die wirtschaftliche Konzentration beschreibt Rübner als wesentliches Kennzeichen dieser Zeit, die den NDL und die HAL zu den weltweit größten Reedereien werden ließ.

Im anschließenden dritten Kapitel wird die zwangsweise Umstellung während des Ersten Weltkrieges und der Wiederaufbau der deutschen Seeschiffahrt nach dem Versailler Vertrag untersucht. Nach den Inflationsjahren setzte ein Prozeß vertikaler und horizontaler Konzentration ein, der als Phase relativer Konsolidierung im vierten Teil analysiert wird. Für die Vertikalkonzentration stand vor allem der Ruhrindustrielle Hugo Stinnes, der sich nach dem Ersten Weltkrieg auch in der Schiffahrt engagierte. Die deutsche Schiffahrt wurde insgesamt nach der Krise der Nachkriegszeit und der Abgabe der Mehrzahl der Seeschiffe seit der Mitte der 1920er Jahre wieder in die Weltwirtschaft integriert.

Das letzte und umfangreichste Hauptkapitel behandelt die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und die Zeit des Nationalsozialismus. Die Konzentration der deutschen Schiffahrt erreichte 1930 mit der Hapag-Lloyd-Union ihren vorläufigen Höhepunkt, da die beiden Großreedereien zusammen über zwei Drittel des Schiffsraums verfügten und mithin einen als „Schiffahrtsblock" bezeichneten Duopol bildeten. Trotz eingreifender Konsolidierungsversuche, die sich vor allem zuungunsten des Sicherheitsstandards und der Beschäftigungszahlen auswirkten, waren die hoch verschuldeten Schiffahrtsaktiengesellschaften selbst mit einer umfangreichen staatlichen Alimentierung nicht mehr in der Lage, aus eigener Kraft aus der Krise herauszukommen. Nach der Machtübertragung blieb es der weitgehend von privaten („hanseatischen") Interessen bestimmten Wirtschaftspolitik der Nationalsozialisten vorbehalten, die längst vorliegende Reorganisation und Sanierung der Reedereien in die Praxis umzusetzen. Mitte der dreißiger

Jahre übernahm der NS-Staat die Mehrzahl der Aktien von NDL und HAL, so daß seit 1934 von einer „Staatsschiffahrt" gesprochen werden muß. Erst während des Zweiten Weltkrieges konnten die beiden Reedereien unter der Ägide des durch Kriegsgewinne saturierten Tabakindustriellen Philipp F. Reemtsma bis 1942 wieder reprivatisiert werden. Darüber hinaus untersucht der Verfasser Fälle von „Arisierung", die propagandistischen „Kraft-durch-Freude"-Seereisen sowie die Funktion der Schiffahrt in der Kriegswirtschaft des Nationalsozialismus.

Der Autor zeichnet mit großer Akribie die unternehmerischen Strategien nach, mittels derer die deutschen Reedereien ihre Position auf dem Weltmarkt zu festigen suchten. Die Studie bringt Branchengeschichte, Unternehmensgeschichte, staatliche Politik und biographische Studien zusammen und entwirft so ein vielschichtiges Bild der deutschen Schiffahrt und ihren Akteuren und Entscheidungsträgern.

Die Vielzahl der Informationen auf den 524 Seiten lassen sich in einer Rezension nur andeuten. Ein gutes Beispiel für die flexible Perspektive des Autors ist beispielsweise, daß auch die Sozialgeschichte der beschäftigten Seeleute, die die Unternehmenspolitik direkt zu spüren bekamen, gelegentlich erwähnt wird. Interessant wäre es sicher auch gewesen, mehr über die Selbstdarstellung der Reedereien (etwa in Hinblick auf deren Werbeabteilungen) und die Repräsentation der deutschen Schiffahrt (beispielsweise auf Ausstellungen) zu erfahren, wenngleich dies den Rahmen der voluminösen Arbeit gesprengt hätte. Als unvorteilhaft habe ich das zweispaltige Layout und insbesondere die am jeweiligen Kapitelende plazierten Anmerkungen empfunden, was das Nachschlagen der Nachweise recht mühsam macht. Lobenswert ist hingegen der umfangreiche Index, der jeweils Personen, Institutionen, Firmen und Schiffe auflistet, sowie die 80 Tabellen, die genaue statistische Angaben enthalten.

Hartmut Rübner hat eine ungemein faktenreiche Studie über die deutsche Schiffahrtsgeschichte in globaler Perspektive vorgelegt, die neue Einsichten in den Zusammenhang von Politik und Wirtschaft eröffnet und nicht nur für die Forschung über das maritime Deutschland von Interesse sein dürfte.

Lars Amenda, Hamburg

STANGL, Christine: **Sozialismus zwischen Partizipation und Führung. Herrschaftsverständnis und Herrscherbild der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1875** (= Historische Forschungen, Bd. 74). – Berlin: Verlag Duncker & Humblot 2002. 414 S.

„Aber es wird Ihnen aus diesem Miniaturgemälde deutlich die Überzeugung hervorgehen, wie wahr es ist, daß sich der Arbeiterstand instinktmäßig der Diktatur geneigt fühlt, wenn er erst mit Recht überzeugt sein kann, daß dieselbe in seinem Interesse ausgeübt wird [...]." Mit diesen Worten übersandte Ferdinand Lassalle im Mai 1863 dem preußischen Ministerpräsidenten Bismarck die Statuten für den neu gegründeten deutschen Arbeiterverein.[1] Gab es innerhalb der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert die Sehnsucht nach dem starken Führer, nach einer Leitfigur, die die Arbeiterschaft aus ihrer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Misere herausführen würde? Und wenn ja, wie vertrug sich dies mit dem Anspruch der sozialistischen Arbeiterbewegung, neben der ökonomischen auch die politische Befreiung der Massen anzustreben? Oder gab nicht innerhalb des organisierten Sozialismus der Marxist Karl Kautsky die Mehrheitsmeinung wieder, der um die Jahrhundertwende die Forderung aufstellte, daß jede Regierung durch eine unabhängige Instanz kontrolliert werden müsse.

Christine Stangl behandelt in ihrer Studie, mit der sie im Wintersemester 2000/2001 in Erlangen promovierte, diese Fragen. Die Verfasserin setzt sich zum Ziel, einen „Beitrag zur Ideen- und Geistesgeschichte der Arbeiterbewegung" zu leisten, „wobei auch ereignis- und sozialgeschichtliche Bereiche angeschnitten werden" (S. 17). Sie geht von einem „Spannungsverhältnis" zwischen Partizipation und Führung aus, das sich in den Vorstellungen über die innere Struktur der Arbeiterbewegung, im Nachdenken über die Formen der Übergangsherrschaft und in Konzeptionen des Zukunftsstaates äußerte (S. 314).

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil befaßt sich Christine Stangl mit den Organisationen und beschreibt „Herrschaftsstrukturen in Parteien und Verbänden". Dabei geht es um die Auslandsvereine im Vormärz, die Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung, den ADAV, die SDAP und schließlich die Sozialistische Arbeiterpartei. Im zweiten Teil stehen Individuen im

Vordergrund. Hier werden „Konzeptionen" beschrieben: Welches Herrschaftsverständnis und welches Herrscherbild hatten führende Theoretiker der deutschen Arbeiterbewegung? Die Verfasserin schlägt einen Bogen von Wilhelm Weitling über Karl Marx zu Ferdinand Lassalle bis hin zu Wilhelm Liebknecht und August Bebel. Im dritten Teil setzt sich Christine Stangl mit dem „Bild des Herrschers in der Arbeiterkultur" auseinander. Eine Einleitung und ein Fazit runden die Arbeit ab. Neben archivalischen Quellen liegen gedruckte Quellen sowie Zeitschriften und Zeitungen der Dissertation zugrunde.

Als Fazit ihrer Untersuchung stellt die Autorin fest, daß „es zwei voneinander abgegrenzte Entwicklungsstränge [gegeben hat]: einerseits die gemischt direktdemokratisch-repräsentative Form, die in der Arbeiterverbrüderung erstmals auftrat und die in der SDAP und SAP weitergeführt wurde, und andererseits die diktatorischen Modelle, bei denen wenige oder gar keine direkten Einflußmöglichkeiten durch die Mitglieder gegeben waren, die in den Geheimbünden ihren Ursprung hatten und sich im ADAV fortsetzten" (S. 328).

Wie ist das Buch einzuschätzen? Ein Vorzug der Studie besteht in der Art, in der Christine Stangl ihr Material dem Leser darbietet. Hier entstand eine Ideengeschichte der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, die an Klarheit und Verständlichkeit manchem Autor eines Handbuches über politische Ideen zur Ehre gereichen würde. Über einzelne Urteile kann man streiten, so beispielsweise über die These, daß Lassalles „Diktatur der Einsicht" ihre Wurzeln in den Geheimbünden hat. Möglicherweise knüpfte der charismatische Arbeiterführer an die Französische Revolution an.

Der ideengeschichtliche Ansatz ist aber nicht unproblematisch für das Thema, vor allem, wenn man an die Ziele denkt, die sich die Verfasserin gesteckt hat. Kehren wir deshalb noch einmal zum Ausgangspunkt der Arbeit zurück. Christine Stangl begründet die Forschungsrelevanz ihrer Fragestellung unter anderem mit dem Verhalten der Mehrheitssozialdemokratie 1918/19. Die Sozialdemokraten hätten in diesen Monaten, aber auch während der gesamten Weimarer Republik, keine klare Vorstellung von einer sozialdemokratischen politischen Ordnung gehabt. So richtig diese Feststellung ist, die Frage bleibt, ob eine ideengeschichtliche Arbeit über das 19. Jahrhundert allein diese Fragestellung beantworten kann. Der geistige Fundus, aus dem sich die deutsche Arbeiterbewegung im Kaiserreich bediente, war in der Aufklärung und im frühen 19. Jahrhundert entstanden. Es ist ein Verdienst der Arbeit, den Scheinwerfer auf diese Traditionen gerichtet zu haben. Doch als Erklärungsmuster für die komplexe Situation der Herbst- und Wintermonate 1918/18 reicht dies nicht aus, zumal die Verfasserin in ihrem Ausblick auf das Kaiserreich dem Revisionismus überhaupt keine Bedeutung beimißt. Aber hat nicht gerade dieser Ideenstrang mit dazu beigetragen, daß die Sozialdemokratie allmählich dem utopischen Fernziel einer marxistischen Gesellschaft abschwor und deshalb 1919 auf die Zusammenarbeit mit der DDP und dem katholischen Zentrum setzte und in der Weimarer Nationalversammlung eine liberal-demokratische Verfassung schuf? Nicht zu vergessen die Probleme und Handlungszwänge, vor denen die MSPD nach dem 9. November 1918 stand.

Ein Teil der Fragen, die Christiane Stangl behandelt hat, haben die Sozialdemokratie auch nach 1945 beschäftigt. Mit dem Godesberger Programm von 1959 wurden sie in der Bundesrepublik zumindest vorläufig beantwortet. Ob es nach dem Scheitern aller sozialistischer Systeme in der Nachkriegszeit und den Umbrüchen der Globalisierung noch einmal eine Diskussion um einen sozialistischen Zukunftsstaat geben wird, bleibt abzuwarten.

1 *Zitiert nach: Hans Peter Bleuel. Ferdinand Lassalle oder der Kampf gegen die verdammte Bedürfnislosigkeit, München 1979, S. 277.*

Axel Kellmann, Köln

Broué, Pierre: **The German Revolution 1917 to 1923.** Hrsg. von Ian Birchall and Brian Pearce. Mit einer Einleitung von Eric D. Weitz. Übersetzung aus dem Französischen von John Archer (= Historical Materialism Book Series, Bd. 5). – Leiden und Boston: Brill 2005. XXVII. 991 S.

Can one write a history of the German Revolution, regardless of whether one dates it 1917 to 1923 or 1918–1919, without emphasizing the persons who headed the provisional cabinet, the so-called *Rat der Volksbeauftragten* [Council

of People's Representatives]: Friedrich Ebert, Phillip Scheidemann, Gustav Noske, Otto Landsberg and Rudolf Wissell? None of these persons receive a sketch (despite the studies, especially on Noske by Wolfram Wette or on Wissell by David Barclay) in the biographic section at the end of the book. Even though a subsection of chapter 8 is entitled "The Ebert government" and chapter 13 is entitled "The Noske Period", the 1971 biographical details have not been updated. As a result the other, earlier members of the Council of People's Representatives, namely Emil Barth, Wilhelm Dittmann and Hugo Haase receive six lines each, while persons from Communist parties such as Ruth Fischer merit thirty one and Karl Radek thirty two. In short the book presents primarily what the radical German left thought and did during six crucial years.

Is a translation of such a dated and one-sided study without an index warranted at US$ 169? Some of this book is very sloppy. The original French version appeared in 1971, but the present translation contains an unsigned Preface which cites books published in 1973. The cover and title page held an Introduction by Weitz, but in the table of contents and within the book that becomes a foreword. What role the two editors played is not stated. Did they add some of the materials in the footnotes which include items from after 1972, especially from Lenin's collected works? Are they responsible for changing Calkins to Collins (p. 24, n. 37)? What does it mean when the text speaks to a pamphlet and the footnote gives the reference but adds "(not consulted)" (p. 86, n. 59)?

The book's title is, as in the original, completely misleading: this book is not primarily about the revolution in Germany but mostly the German leftist revolutionaries and their relations to the world revolution emanating from Moscow, which recent literature has questioned. Since the disappearance of the GDR in 1990 many archival holdings have become available and authors on German communism, such as Hermann Weber have revised their older studies.

The editors and introducer of this volume have taken the easy way out and presented a translated text which was a significant contribution when it appeared, but today reads like a left-wing tract that lacks nuance and on some significant historical issues, such as the workers' councils or civil-military relations, simply has been made irrelevant by published documentary collections. Ironically, though published as part of the series on Historical Materialism, no economic or industrial trends muddy the ideological conflicts and infighting which comprise most of the text. In that regard the longest part of the book (p. 381–898), detailing the infighting after the Kapp Putsch of March 1920, is the aspect that remains the most relevant in regards to the question of who tried to direct the KPD in the early 1920s.

The six-page introduction/foreword by Weitz provides some historiographic context and acknowledges Broué's hopes for a Leninist success in Germany. Though he applauds Broué's "wealth of fascinating detail" (p. XII), Weitz rightly has reservations about the concept of a singular and unitary proletariat with which Broué operated. Further, he notes that Broué overemphasized the workers' councils' radicalism and gave women no voice as consumers or protestors. Yet, in the end Weitz finds the "study remains a highly valuable contribution to the literature and a testament to what a creative scholar can produce even without the free run of the archives" (p. XVI). That perspective is probably too laudatory, similar to pronouncements about Carl Schorske's dated (1955) and one-sided study, for who would now translate it into French and who would not agree that translating it into German in 1981 underscored its author's wrong assumptions in the light of available documentary evidence? The "Suggestions for Further Reading" that follow the introduction/foreword omit many important works such as Wette on Noske, the biographic studies by Heinz Wohlgemuth and Helmut Trotnow on Karl Liebknecht or Warren Lerner on Karl Radek, the minutes of the SPD federal council, the crucial, well-edited minutes of the *Rat der Volksbeauftragten* [listed in the bibliography but not cited in the text which mentions (p. 181, n. 115) where the originals used by the Soviet historian Drabkin were kept], David Morgan on "The Socialist Left and the German Revolution", Susanne Miller on the SPD during wartime and in power, to mention only a few. The historiographic context is too sketchy and the bibliographic updating too limited given the nearly thousand pages of text and the momentous issues in this crucial period. None of the multitude of articles and edited documents in the "Internationale wissenschaftliche Korrespondenz" or the

"Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung" is mentioned.

Broué's study falls within the "tragedy" school of thought – if only the left had been united, if only it had been stronger, then Germany would have had a radical revolution, joined with the Soviets and the proletariat would have lost its chains. That "alternative" approach poses some of the same issues as those wishing that Ebert and the SPD would have been more assertive and made a more democratic country. It is also the reverse of those who saw a serious Bolshevik threat and make Ebert and his colleagues into heroes who "saved" the country from it. Yet, in the last thirty years almost all those approaches which play with other outcomes have been relegated to the dustbin of historical studies because neither wishing not creating bogeymen is the same as explaining what transpired. Broué's research found that the left of Independent Socialists and Communists was very divided, was unsure of its aims and undertook some stupid tactical moves – all of which has been clearly shown in English by Morgan (and partly by Weitz), making much of Broué's account superfluous. What is valuable that is left is his detailed accounting of where hundreds of persons stood in the factional and ideological differences regarding what to do in an actual revolutionary situation. However, without a thorough updating of the larger context as defined by more than thirty years of historical research, this book becomes anecdotal and antiquated.

Dieter K. Buse, Sudbury (Ontario), Kanada

CÜPPERS, Martin: **Wegbereiter der Shoah. Die Waffen-SS, der Kommandostab Reichsführer-SS und die Judenvernichtung 1939–1945** (= Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, Bd. 4). – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005. 464 S.

Seit über 40 Jahren liegt eine Edition von Anweisungen und Berichten über den beginnenden Massenmord an der jüdischen Bevölkerung in gerade besetzten sowjetischen Gebieten durch Waffen-SS-Einheiten vor.[1] Die Dokumente befinden sich mit weiteren Unterlagen im Prager Militärarchiv. Vor allem auf ihnen und auf justitiellen Ermittlungen der sechziger Jahren in der BRD sowie auf Akten in Teilen des Bundesarchivs beruht die Arbeit von Martin Cüppers. Wie dicht die Quellenlage ist und wie intensiv er sie nutzte, zeigen allein seine rund 100 Seiten Belege und Literaturverweise an.

Trotz des Dokumentenbandes und der Archivalien fand der Kommandostab Reichsführer-SS samt der ihm unterstellten Einheiten im Vergleich zu den Einsatzgruppen der SS und der Polizeiverbände weder in Ost noch in West kaum Beachtung. Lag das daran, daß aufgrund der von ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS betriebenen Apologetik deren Anteil am antisowjetischen Vernichtungskrieg außer Blick geriet?[2]

Dem im April 1941 gebildeten Kommandostab unterstanden zwei Kavallerieregimenter und zwei Infanteriebrigaden je etwa in Divisionsstärke. Sie sollten die zu besetzenden sowjetischen Gebiete „befrieden". Schon in Polen hatten diese Einheiten mit Raub, Vertreibung, Deportation, Brandschatzung, Morden und Massakern gehaust. Seit Ende Juli 1941 setzten sie in größerer Dimension den Massenmord fort, bei dem sie, von Himmler beobachtet und angetrieben, auch vor Frauen und Kindern nicht zurückschreckten. Cüppers meint, daß dies den Reichsführer-SS veranlaßte, Mitte August nicht wie bisher die Ermordung der männlichen Juden, sondern die gänzliche Ausrottung der jüdischen Bevölkerung anzuordnen. Insofern ist der Buchtitel zutreffend. Bis Ende 1941 hatten die Infanteriebrigaden 57 000 und die Kavallerieregimenter 40 000 Juden sowie unzählige versprengte Rotarmisten, Kriegsgefangene, angebliche Partisanen und sie unterstützende Zivilisten umgebracht. Ab 1942 stand bei den Einheiten die Partisanenbekämpfung im Vordergrund, bei der sie ganze Dörfer mitsamt ihren Bewohnern vernichteten und weiterhin Juden ermordeten. Ersatztruppenteile des Kommandostabes und die ihm zusätzlich unterstellte Brigade Dirlewanger beteiligten sich in Polen an der Auflösung von Ghettos, Deportationen in Vernichtungslager der Aktion „Reinhard" und an der blutigen Niederschlagung des Aufstandes im Warschauer Ghetto 1943, schließlich des Warschauer Aufstandes 1944.

Angesichts der ausführlich beschriebenen Massenverbrechen fragte sich Cüppers, wer die Täter waren. Anhand von rund 1700 Ermittlungsverfahren stellte er von etwa 100 SS-Offizieren

(z. T. mit Lebensläufen) fest: alle aus der Mittel- und Oberschicht, knapp die Hälfte Teilnehmer des Ersten Weltkrieges, zwei Drittel in Freikorps, etliche Militärs und Polizisten in der Weimarer Republik, fast alle in der NSDAP; bei Mannschaften und Unteroffizieren: um die 20 Jahre alt, meist Handwerker und Facharbeiter, bei den Reitern aus der Landwirtschaft, viele aus NS-Organisationen und -Partei, meist freiwillig in der Waffen-SS. Eine derartige Analyse über einfache SS-Leute liegt erstmalig vor. Sie böte sich im übrigen auch für ihresgleichen in den Konzentrationslagern an, wofür analoge Unterlagen vorhanden sind.[3]

Das Sozialprofil ergänzt der Verfasser durch Abschnitte über die weltanschauliche Indoktrination der Waffen-SS, den Antisemitismus in den untersuchten Einheiten, Rassenwahn und Habgier ihrer Angehörigen bei den Untaten sowie von ihnen behaupteten Befehlsnotstand und mögliche Befehlsverweigerung. Von daher schließt sich der Bogen zu der lässigen justitiellen Behandlung der Mörder und ihren Karrieren in der BRD der sechziger Jahre und das nachhaltige Ignorieren ihrer Verbrechen in Gesellschaft und Publizistik. Das geht weit über die SS-Einheiten unter dem Kommandostab Reichsführer-SS hinaus, wie Cüppers drastisch an Mordtaten weiterer Waffen-SS-Formationen demonstriert, die vorgeblich lediglich an der Front gekämpft hatten. Engagiert klagt er: „Bis heute existiert keine Darstellung, die dem Anspruch, die Vielzahl von Verbrechen zu rekonstruieren, deren Kontext zu analysieren und die Taten in das Gesamtbild einer Einsatzgeschichte der Waffen-SS zu stellen, auch nur in Ansätzen gerecht werden würde. Letztlich wird ohne eine solchermaßen angelegte Studie die längst überfällige, kritische Neubewertung der Rolle der Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg nicht zu leisten sein" (S. 346 f.). Cüppers ging einen deutlichen Schritt in diese Richtung.

1 *Unsere Ehre heißt Treue. Kriegstagebuch des Kommandostabes Reichsführer-SS, Tätigkeitsberichte der 1. und 2. SS-Inf.-Brigade, der 1. SS-Kaval.-Brigade und von Sonderkommandos der SS, Wien, Frankfurt a. M. und Zürich 1965.*

2 *Siehe hingegen: Charles W. Syndor jr., Soldaten des Todes. Die 3. SS-Division „Totenkopf" 1933–1945, Paderborn, München, Wien und Zürich 2002; Thomas Casagrande, Die volksdeutsche SS-Division „Prinz Eugen". Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen, Frankfurt a. M. 2003.*

3 *Siehe beispielsweise: Alexander Lasik, Die SS-Besatzung des KL Auschwitz, in: Auschwitz 1940–1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz 1940–1945. Hrsg. von Wacław Długoborski und Franciszek Piper, Bd. 1: Aufbau und Struktur des Lagers, Oświęcim 1999, S. 321–394.*

Klaus Drobisch, Berlin

ERPEL, Simone: **Zwischen Vernichtung und Befreiung. Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in der letzten Kriegsphase.** – Berlin: Metropol Verlag 2005. 260 S.

Das vorliegende Buch ist die Dissertationsschrift der Autorin, mit der sie im Jahre 2004 an der Freien Universität Berlin promovierte. Die Arbeit thematisiert den Auflösungsprozeß des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück zwischen Sommer 1944 und Oktober 1945. Mit ihrer Untersuchung möchte Simone Erpel vor allem die Frage diskutieren, „ob in der letzten Kriegsphase ein schleichender Funktionswandel der Konzentrationslager im Altreich von Arbeits- zu Vernichtungslagern stattfand" (S. 10 f.). Ebenso will sie nachweisen, daß sich für die Todesmärsche durchaus ein „überzeugendes, allgemeingültiges Erklärungsmodell" (S. 11) entwickeln lasse, womit sie der Annahme Daniel Goldhagens entgegentritt, die Evakuierungsmärsche in der Kriegsendphase seien „bei allen ihren Gemeinsamkeiten vor allem ein chaotisches Phänomen"[1] und überdies eine Fortsetzung dessen gewesen, „was im Lagersystem und durch die anderen Mordinstitutionen begonnen und fast vollendet worden war: die Vernichtung des jüdischen Volkes".[2] Simone Erpel betrachtet die „Räumung der Konzentrations- und Vernichtungslager sowie die verübten KZ-Verbrechen, aber auch die Freigabe von Häftlingen insgesamt als Bestandteile des im Zusammenbruch begriffenen NS-Staates" (S. 12). Sie nimmt an, „dass sich gerade Ravensbrück als Fokus eignet, um die Entgrenzung der nationalsozialistischen Herrschaft aufzuzeigen. [...] Die späte Auflösung des Lagers lässt daher in besonderer Weise

auch Rückschlüsse auf den Zusammenbruch des Nationalsozialismus insgesamt zu" (S. 12 f.).

Die Autorin hat ihre Darstellung übersichtlich gegliedert. Sie folgt chronologisch den letzten Etappen der Lagergeschichte und schildert die einschneidenden Veränderungen innerhalb der Organisations- und Verwaltungsstrukturen des Lagers sowie der Häftlingsgesellschaft, welche letztlich in entscheidendem Maße durch das äußere Kriegsgeschehen veranlaßt wurden. Sie beschreibt, wie der unablässige Zustrom neuer Häftlinge infolge der Räumung der in Frontnähe geratenen Lager und der nach dem niedergeschlagenen Warschauer Aufstand vorgenommenen Massenverhaftungen die Aufnahmekapazität des Lagers schon bald erschöpfte und eine dramatische Verschlimmerung der Lebensverhältnisse der Häftlinge nach sich zog. In dieser Ereigniskette erkennt die Autorin in Anlehnung an Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann eine „Entgrenzung von Herrschaft" sowohl in räumlicher, rechtlich-organisatorischer, als auch methodischer Hinsicht; räumlich im Hinblick auf die Expansion der Konzentrationslager im Reichsinneren, rechtlich-organisatorisch bezogen auf die Ausweitung der Verfolgung auf neue Bevölkerungsteile, um sie als Zwangsarbeitskräfte für die Rüstungsproduktion einzusetzen, sowie hinsichtlich der Neuordnung des schnell gewachsenen Außenlagersystems und methodisch bis zum Massenmord kurz vor Kriegsende.

In der Überfüllung des Frauenkonzentrationslagers infolge der unablässig eintreffenden Räumungstransporte vermutet Simone Erpel die „Ausgangssituation, auf die mit Maßnahmen zur systematischen Ermordung von Häftlingen in Ravensbrück reagiert wurde" (S. 69), eine von der Lagerführung selbst verursachte Zwangslage, die zur Selektion der in den Augen der SS „Arbeitsunfähigen" und „Marschunfähigen" führte, um sie in der erst zu Beginn des Jahres 1945 auf dem Lagergelände errichteten Gaskammer zu töten. Die Autorin ist deshalb der Auffassung, daß die systematische Ermordung von Häftlingen in der Endphase des Lagers von der SS betrieben wurde, „um das überfüllte Hauptlager zu entlasten", woraus sie schließt, „dass in der letzten Kriegsphase kein Funktionswandel vom Arbeits- zum Vernichtungslager stattfand" (S. 219). Die Endkriegsverbrechen in Ravensbrück sieht Simone Erpel „nicht vorrangig im Kontext des europäischen Völkermordes" an den Juden (S. 215), da sowohl jüdische als auch nichtjüdische Frauen davon betroffen waren. Außerdem ging die SS „bei der Räumung der Konzentrationslager nach einem festen Plan vor, von dem sie auch bei der Räumung des Frauen-KZ nicht abwich, sondern vielmehr bereits gemachte Erfahrungen vorangegangener Lagerauflösungen berücksichtigte" (S. 216).

Welche Erklärung findet nun aber der scheinbare Widerspruch zwischen der Massentötung und der Freigabe von Häftlingen in den letzten Kriegsmonaten? Die Autorin weist nach, daß die auf den ersten Blick so gegensätzlichen Entscheidungen auf zwei verschiedenen Ebenen des SS-Apparates getroffen wurden: die Freigabe wurde an höchster Stelle von Himmler selbst mit dem Leiter der schwedischen Rotkreuzexpedition, Folke Bernadotte, ausgehandelt, um die Alliierten mit Blick auf einen Separatfrieden an der Westfront günstig zu stimmen, wohingegen die Häftlingsmorde im Zuge der Auflösung des Lagers eher von Entscheidungsprozessen vor Ort beeinflußt wurden, was wiederum zeigt, wie sehr die zentralen Befehlsstrukturen innerhalb der SS-Hierarchie bereits erodiert waren.

Simone Erpel hat mit ihrem Buch einen kenntnisreichen Beitrag zur Geschichte des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück geleistet. Es ist insbesondere eine gute Ergänzung zu Bernhard Strebels zwei Jahre zuvor veröffentlichter Gesamtdarstellung, in der die letzte Kriegsphase nicht so ausführlich behandelt wird. Das diesbezügliche Kapitel in Strebels Buch „Zwischen Vernichtung und Befreiung", unter demselben Titel also wie das Buch von Simone Erpel, umfaßt knapp 50 Seiten, von denen lediglich drei Seiten über die „Freigabe" von Häftlingen berichten. Auch wenn Simone Erpel diesem Themenkomplex einen wesentlich größeren Raum gibt, ist das Ergebnis ihrer Bemühungen, zumindest was die schwedische Hilfsexpedition anbetrifft, leider nicht auf der Höhe des gegenwärtigen Forschungsstandes. Die Autorin behauptet zwar: „Seit den 80er-Jahren kann die Rettungsaktion ‚Aktion Weiße Busse' aus skandinavischer Forschungsperspektive als gut erforscht gelten" (S. 18), hat aber offensichtlich nicht zur Kenntnis genommen, daß mit dem 2002 in Schweden veröffentlichten Buch „‚Vi åker till Sverige'. De vita bussarna 1945" Sune Perssons erstmalig überhaupt eine Gesamtdarstellung der

Hilfsexpedition vorliegt, der umfangreiche Archivrecherchen vorausgingen, die bislang nicht erschlossene Quellen zutage förderten. Simone Erpel hätte für die Drucklegung ihrer Dissertation durchaus die Gelegenheit gehabt, dieses Buch zu berücksichtigen. Negativ bleibt noch anzumerken, daß – wie leider heutzutage nicht selten – ein Personenregister fehlt, was bei der vorliegenden Arbeit mit ihrem überschaubaren Umfang nicht gar so viel Mühe gemacht hätte. Darüber hinaus ist der im Anhang abgedruckte Lageplan des Frauenkonzentrationslagers eine Zumutung für die durchschnittliche Sehfähigkeit des Lesers und in der präsentierten Form damit überflüssig, da kaum noch etwas zu erkennen ist.

1 *Daniel Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996, S. 427.*
2 *Ebd., S. 436.*

Manfred Warnecke, Berlin

Hamburg im „Dritten Reich". Hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. – Göttingen: Wallstein Verlag 2005. 792 S.

Die vor allem durch die alltagshistorisch fokussierte Geschichtswerkstättenbewegung der 1980er Jahre ausgelöste und vorangetriebene Konjunktur der Regionalgeschichtsschreibung der NS-Zeit ist mittlerweile merklich abgeflaut. Nichtsdestoweniger fehlen nach wie vor lokale Fallstudien oder regionale Gesamtdarstellungen für die wichtigsten deutschen Großstädte, was sicher auch mit den reduzierten Forschungsetats für derartig aufwendige Projekte zu erklären ist. Denn zur Aufarbeitung der komplexen Vielgestaltigkeit exponierter Metropolen bedarf es interdisziplinären Autorenteams mit Spezialkenntnissen nicht nur in der historischen Wissenschaft, sondern auch in den Bereichen Wirtschaft, Bürokratie, Gesellschaft, Kultur sowie in der Parteien- und Widerstandsforschung. Solche Forschungspools blieben bislang zumeist ephemer und institutionalisieren sich nur ausnahmsweise.

Die 1949 von den „politisch Verantwortlichen der Hansestadt" eingerichtete „kleine, dürftig ausgestattete ‚Forschungsstelle für die Geschichte Hamburgs 1933–1945'" konnte ihre auf einen kurzen Zeitraum ausgerichteten Zielsetzungen jedenfalls kaum erfüllen. Zwischenzeitlich eingestellt, dann erneut etabliert, verlief deren Forschungsprozeß über fünf Jahrzehnte zuweilen – auch aus politischen Gründen – zögerlich, dann wiederum in Phasen engagierter als die anderen Ortes betriebene institutionelle Regionalforschung zur NS-Zeit, die hier wie dort von intensiven politischen und wissenschaftliche Kontroversen begleitet war. Trotz zeitweiliger Schwierigkeiten und Behinderungen kann der Großhafen- und Überseehandelsstandort Hamburg als überdurchschnittlich gut erforschtes Terrain eingestuft werden, was neben einer Vielzahl von Monographien auch durch die bereits vorliegenden Sammelbände belegt wird, die den Erkenntnisstand der 1990er Jahre dokumentieren.[1]

In seinen einleitenden und abschließenden Bemerkungen resümiert Axel Schildt die Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen dieses regionalhistorischen „Gemeinschaftsprodukt[s] von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der FZH und einigen anderen Autoren aus Hamburg" (S. 792), die vor dem Hintergrund einer „sehr ungleichgewichtigen Forschungslage" den Anspruch einer „erste[n] umfassende[n] Bilanz zur Geschichte der Hansestadt im ‚Dritten Reich'" erhebt, die nun als „Basis für die weitere Forschung" zur Verfügung stehe und dennoch nicht als ein Endergebnis zu betrachten sei (S. 21 f.). Dabei habe sich eine „moderne Geschichte der Großstadt im ‚Dritten Reich' [...] zu beziehen auf die Debatte um den Charakter des NS-Regimes zwischen der Regression auf archaische Muster der Politik und des Sozialen auf der einen und den Elementen von Modernisierung und Modernität auf der anderen Seite" (S. 19). Dabei gelte es, die NS-Geschichte nicht zu entpolitisieren. Denn die gängigen Deutungsmuster eines durch die hanseatischen Traditionen bestimmten „liberalen", antinationalsozialistischen Sonderwegs hätten sich bereits in den 1980er Jahren als unhaltbare, der Exkulpation dienende Konstrukte erwiesen. Dieser Apologie entgegengesetzt habe sich danach die Deutungsperspektive verschoben und die Qualitäten eines besonders nazifizierten „Mustergau" hervorgehoben, in der angeblich die nationalsozialistische Selbststilisierung nachgewirkt habe.

Schildt reklamiert seinerseits ein sehr differenziertes Gesamtbild, daß sich aus den Einzelbeiträgen des vorliegenden Sammelbandes abzeichne. In einigen Handlungsfeldern, so etwa in der Sozialpolitik, seien tatsächlich spezifische Beiträge zur politischen Radikalisierung der NS-Herrschaft erkennbar, während in anderen Bereichen die Indikatoren einer spezifischen Vorreiterrolle Hamburgs fehlen.

Der in sieben Abschnitte („Machtübernahme", „Herrschaft und Verwaltung", „Wirtschaft", „Gesellschaft und Kultur", „Sozial- und Gesundheitspolitik", „Terror und Verfolgung", „Auflösung der ‚Volksgemeinschaft'") unterteilte Band enthält insgesamt achtzehn eigenständige Aufsätze, von denen einige – wie etwa diejenigen von Uwe Lohalm und z. T. auch diejenigen Ursula Büttners – bereits an anderer Stelle publiziert worden sind. Hinzu kommt eine kurze Schlußbetrachtung, in der Frank Bajohr die Nationalsozialisten als „Meister der Zerstörung" charakterisiert. Auf einen einführenden Gesamtüberblick haben die Herausgeber leider verzichtet, zumal diese Aufgabe weder die Einleitung noch der Beitrag Ursula Büttners „Der Aufstieg der NSDAP" (S. 27–68) leisten kann.

Büttner schildert die Entwicklung der NSDAP in einer Großstadt, die als eine „Hochburg des organisierten Antisemitismus" galt und zugleich ein landesweites Zentrum der Arbeiterbewegung darstellte. Eine im Vergleich zu anderen Großstädten nicht ungewöhnliche Konstellation. Im völkisch-nationalistischen Spektrum zunächst von untergeordneter Bedeutung und zudem von Macht- und Richtungskämpfen zerrissen, verzeichnete die NSDAP vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise einen immensen Zulauf sowohl von Erwerbslosen als auch von besser gestellten Handwerkern und Angestellten. Für den konstatierten beachtlichen Wählerwechsel von der KPD zur NSDAP bei der Bürgerschaftswahl von 1932 fehlt indessen ein signifikanter Beleg.

Für die Leser und Leserinnen der IWK von besonderem Interesse dürfte das Kapitel von Detlef Garbe über die „Institutionen des Terrors und der Widerstand der Wenigen" sein, in dem sich der Leiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme drei Themenschwerpunkten widmet: dem lokalen Verfolgungskomplex aus Polizei und Justiz, den regionalen Konzentrations- und Arbeitserziehungslagern und dem Widerstandsspektrum. Jeder dieser Aspekte der nationalsozialistischen Herrschaftspraxis hätte ohne Zweifel eigenständige Aufsätze verdient. Und so geraten die auf wenige Seiten (S. 555 ff.) reduzierten Ausführungen über den Widerstand von KPD, SPD, SAP, KPO und ISK sowie desjenigen der bürgerlichen und religiösen Milieus allenthalben kursorisch. Den Opfern der Volksgemeinschaft des alliierten Bombenkriegs wird da wesentlich mehr Aufmerksamkeit zuteil (S. 613–632); eine durchaus zeittypische Perspektivverschiebung. Zwar lassen sich ergänzende Informationen über den Widerstand der Abhandlung über das Exil der aus politischen und rassistischen Gründen Verfolgten des Regimes entnehmen, doch dem ebenfalls von Ursula Büttner verfaßten Aufsatz fehlt es jedoch an thematischer Stringenz, zumal er durch eine aufzählende Darstellungsweise nicht recht zu überzeugen vermag.

Für die aktuelle Forschungsdebatte relevant ist hingegen der Beitrag von Frank Bajohr über „Die Zustimmungsdiktatur. Grundzüge nationalsozialistischer Herrschaft in Hamburg (S. 69 bis 121), der Götz Alys gründlich überstrapazierte (und letztlich medienwirksam gegen den derzeit unpopulären Sozialstaatsgedanken in Stellung gebrachte) These eines sozialistischen Grundcharakters des „Dritten Reichs" zurechtrückt.[2] Bajohr greift den von Alf Lüdtke mit Rückbezug auf Max Webers Herrschaftssoziologie entwikkelten Kerngedanken auf, der Herrschaft als eine soziale Praxis definiert, die sich nicht ausschließlich als von den Machthabern restriktiv von oben nach unten vollzieht, sondern als gesellschaftliche Wechselwirkung funktioniert, in der die affirmativen bzw. kollaborierenden Anteile auf Seiten der Bevölkerung eine wesentliche Rolle spielen. Von daher habe sich im „Dritten Reich" keine resistente „Nischengesellschaft" mit latenten Vorbehalten gegen das Regime herausgebildet, sondern schrittweise „eine Zustimmungsdiktatur, die sowohl auf diktatoralen Elementen als auch einer wachsenden gesellschaftlichen Konsensbereitschaft aufbaute" (S. 121). Die Unterstützung der Bevölkerung habe um 1940 einen Kulminationspunkt erreicht, um dann ab 1943 deutlich abzubröckeln.

Zu ähnliche Befunden kommen auch andere Beiträge, die den Blick „über die städtischen Eliten hinaus auf das Verhalten der breiten Bevölkerung" richten und insofern der Frage nachgehen, „inwiefern und in welcher Intensität das

nationalsozialistische Regime dort Zustimmung für seine Politik fand [...]" (S. 20).

Ungeachtet des Umstands, daß sich die Einzeldarstellungen in konzeptioneller Hinsicht und teilweise auch in ihren empirischen Ergebnissen sehr heterogen präsentieren, bietet der vorliegende Sammelband einen richtungsweisenden Gesamtüberblick, dem durchaus eine innovative Vorbildfunktion für die Stadtgeschichtsschreibung zur NS-Zeit zu bescheinigen ist.

Es bleibt zu hoffen, daß sich ein ähnliches Projekt demnächst einmal mit der „Reichshauptstadt" Berlin beschäftigt, deren nationalsozialistische Vergangenheit noch immer stark unterbelichtet ist.

1 *Vgl. Hamburg in der NS-Zeit. Ergebnisse neuerer Forschungen (= Forum Zeitgeschichte, Bd. 5). Hrsg. von Frank Bajohr und Joachim Szodrzynski, Hamburg 1995, sowie: Kein abgeschlossenes Kapitel. Hamburg im „Dritten Reich". Hrsg. von Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne, Hamburg 1997; Hamburg im Dritten Reich. Sieben Beiträge, Hamburg 1997.*

2 *Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Frankfurt a. M. 2005.*

Hartmut Rübner, Berlin

Stadtverwaltung im Nationalsozialismus. Systemstabilisierende Dimensionen kommunaler Herrschaft. Hrsg. von Sabine Mecking und Andreas Wirsching (= Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 53). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2005. VII, 418 S.

Eine der hartnäckigsten Legenden der deutschen Nachkriegszeit besteht darin, das deutsche Berufsbeamtentum sei in der Zeit des Nationalsozialismus im Kern moralisch integer geblieben und habe seine Pflicht in der Weise geleistet, daß Schlimmeres verhütet worden sei. Dies betrifft zumindest untere Verwaltungsbereiche, nämlich lokale und regionale Institutionen.Seit einigen Jahren nun bröckelt das Bild der über das Jahr 1933 hinweg ordentlich funktionierenden Stadtverwaltungen, die sich nur um die Belange der Bevölkerung kümmerten, gerade im Krieg, und sonst nichts.

Tiefe und detaillierte Einblicke in laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte zur Stadtgeschichte liefert der vorliegende Sammelband, der es sich zum Ziel gesetzt hat, Tätigkeitsfelder und Handlungsspielräume von Stadtverwaltungen in der NS-Zeit zu untersuchen. Dabei wird deutlich, daß es insgesamt weit mehr Kooperation als Konflikte zwischen staatlichen Instanzen der Partei und den kommunalen Exekutivorganen gab und man insgesamt von einer „systemstabilisierenden Funktion der Stadtverwaltungen" sprechen kann, und zwar nicht nur für den Zeitraum des Bombenkrieges, für den man das sowieso vermutet hätte, sondern auch für die Jahre zuvor.

In ihrem Vorwort machen die Herausgeber deutlich, daß die NSDAP 1933 sich in der Regel darauf beschränkte, Schlüsselpositionen innerhalb einer Stadt neu zu besetzen, wohingegen das Gros der Bediensteten übernommen wurde. In den meisten Kommunen wurden deutlich weniger als fünf Prozent aller Beschäftigten aus politischen Gründen aus dem Dienstverhältnis entlassen (Ausnahmen bildeten zum Beispiel Leipzig und Frankfurt am Main). Statt dessen prägten gleichermaßen Disziplinierung und Diensteifer den Alltag einer kommunalen Verwaltung.

Die Beiträge des Bandes sind in Themengruppen zusammengefaßt. Für den Bereich der Personalpolitik und -verwaltung liegen Studien über Augsburg, Frankfurt am Main und Münster vor. Dabei wird erkennbar, daß sich Ziele, Methoden und Ergebnisse der nationalsozialistischen Personalpolitik im kommunalen Bereich oftmals ähnelten. Fachleute wurden auch ohne Parteibuch weiterhin beschäftigt, wenn ihr fachliches Können unverzichtbar war, doch es waren auch „hervorragende Karrieren bei mäßigen Voraussetzungen" möglich (S. 82). In jedem Fall gab es keinen Widerspruch zwischen Partei und Staat, sondern eine in aller Regel enge Zusammenarbeit zwischen den Gliederungen der NSDAP, der städtischen Bürokratie – und zwar auch, wenn jemand erkennbar kein besonders inniges Engagement für die Partei aufbrachte – sowie lokalen Macht- und Interessengruppen. Daß dabei nicht selten eine „durch Angst korrumpierte Integrität" im Spiel war, zeigt im übrigen auch der letzte Aufsatz in diesem Buch, in dem Karl Breddemann einen aufschlußreichen Fall aus Münster darstellt, der einen „Einblick in das Betriebsklima einer Stadtverwaltung im Nationalsozialismus"

gewährt: Einzelne städtische Beamte protestierten am 10. November 1938 im quasi privaten Gespräch gegen die Zerstörung jüdischer Geschäfte, wurden von Mitarbeitern denunziert und flohen in eine geduckte Haltung, um keinen Repressionen ausgesetzt zu werden.

Unter der Überschrift „Konsolidierung und Versorgung" werden kultur-, personal- und steuerpolitische Entwicklungen skizziert. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Beispielen aus dem rheinisch-westfälischen Raum. Zwar wird deutlich, daß die kommunalen Handlungsspielräume in der Regel relativ gering waren, doch allein der Fall des Leipziger Oberbürgermeisters Carl Goerdeler, dem es nicht gelang, die Zerstörung des Mendelssohn-Bartholdy-Denkmals zu verhindern, zeigt schon, daß es auch innerhalb der Stadtverwaltungen zu unterschiedlichen Positionen kommen konnte. Nicht nur umgesetzt, sondern auch vorangetrieben haben viele Städte die Enteignung jüdischen Besitzes im Zuge der „Arisierung", das belegen Beispiele aus Augsburg, Memmingen und Frankfurt am Main. Symptomatisch, auch für die jahrzehntelange Denkweise nach dem Krieg, war dabei, wie sich die Stadt Frankfurt am Main nach 1945 gegenüber Entschädigungsforderungen verhielt und sich einem Eingeständnis ihrer eigenen Mitwirkung entzog.

Das Spektrum der Beiträge ist breit, könnte aber sicherlich noch ergänzt werden. Zu fragen wäre beispielsweise danach, inwiefern im Bereich „Verfolgung", der den letzten Komplex dieses Bandes darstellt, nicht stärker politische Verfolgung hätte thematisiert werden können, beispielsweise im Zusammenhang mit der Zerschlagung der Arbeiterbewegung, anstatt sich ausschließlich auf den Bereich der antisemitischen Ausgrenzung zu konzentrieren.

„Stadtverwaltung im Nationalsozialismus" ist dennoch ein Buch, dessen Lektüre uneingeschränkt zu empfehlen ist, wenn es darum geht, mehr kennenzulernen über bislang wenig bekannte Sektoren des NS-Staates. Insbesondere die Stadt- und Regionalgeschichtsschreibung zur NS-Zeit sollte sich an den hier erarbeiteten Befunden künftig messen.

Dietmar Simon, Lüdenscheid

Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts. Hrsg. von Hans Günter Hockerts unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner (= Schriften des Historischen Kollegs; Kolloquien, Bd. 55). – München: Verlag R. Oldenbourg 2004. XV, 339 S.

Die Erforschung der jüngeren deutschen Zeitgeschichte steht in einer Phase des Umbruchs wie der Erweiterung und hat seit den 1990er Jahren eine neue Dynamik gewonnen. Diese Erkenntnis betont Hans Günter Hockerts in seiner Einführung zu Recht und lädt damit zu einer Selbstverständigungsdebatte ein. Die Zeithistoriker in diesem Band sind auf der Suche nach integrierenden Perspektiven, nach strukturellen Zusammenhängen, nach Kernen der Synthese, eben nach den Koordinaten der deutschen Zeitgeschichte nach 1945. Der Band ist das Ergebnis eines Kolloquiums des Historischen Kollegs, das von Hockerts initiiert vom 17. bis 20. Juli 2000 in München stattfand. Er enthält vierzehn Beiträge in drei Sektionen gegliedert.

Der erste Teil ist den globalen und internationalen Aspekten gewidmet. Hans-Peter Schwarz rückt die deutsche Teilungsepoche in den weltpolitischen Orientierungsrahmen und betrachtet sie im Fadenkreuz des Ost-West-Konflikts wie der Nord-Süd-Beziehungen. Damit wird die deutsche Geschichte nicht nur in den Koordinaten der Systemauseinandersetzung verortet, sondern auch im Kontext der Dekolonisierung und Entwicklungspolitik, was ein völlig neues Forschungsfeld eröffnet. Anselm Doering-Manteuffel stellt den Zusammenhang von Ideologie und Sozialkultur im Ost-West-Konflikt dar, indem er die unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der Kampfbegriffe „Freiheit" (West) und „Frieden" (Ost), ihre Bindewirkung im eigenen und ihre Konversionskraft im gegnerischen Lager, aber auch ihre binnenoppositionellen Umdeutungen analysiert. Charles S. Maier beschreibt die „langen siebziger Jahre" als eine Schwellenzeit und unterstreicht damit zugleich die Macht der Ökonomie. Denn die Veränderungen in der Struktur der Industriestaaten und der sozialkulturelle Bedürfnis- und Wertewandel entfalteten eine mächtige Doppelwirkung: im Westen eine Transformation der industriegesellschaftlichen Grundlagen und im Osten die Anbahnung des Kollapses. Johannes Paulmann geht es wie Doering-Manteuffel um

einen kulturgeschichtlichen Aspekt und zwar um die Bestimmung des Orts von Deutschland (West) in der Welt. Er skizziert die Selbstdarstellung der Bundesrepublik, die Debatten um deren auswärtige Repräsentationen und reflexive Selbstwahrnehmungen.

Der zweite Teil wendet sich der Frage „Sozialstaat – Nationalstaat?" zu. Sandrine Kott erörtert die Rolle der Sozialpolitik bei der deutschen Nationalstaatsbildung, ihre integrierende Wirkung im Innern und ihre abgrenzende Funktion nach außen. Sie spannt dabei den Bogen vom Bismarckschen „Sozialstaat" im 19. Jahrhundert bis zur Bundesrepublik und bis zur DDR, als gewissermaßen gescheitertem Sozialstaat. Hans F. Zacher zeigt aus anderer Perspektive, daß der bundesdeutsche Sozialstaat nicht einfach ein Nationalstaat war, sondern schrittweise internationales Sozialrecht aufnahm und sich im supranationalen Europa verankerte, wobei sozialstaatliche Funktionen zwischen nationaler und europäischer Ebene aufgeteilt werden.

Der dritte Teil steht unter der Überschrift „Deutsche Teilung und Verflechtung" und rückt die nationalgeschichtliche Perspektive in den Vordergrund. Martin Sabrow entwickelt drei unterschiedliche Koordinatensysteme, in die sich die DDR-Geschichte einordnen läßt: ein nationalgeschichtliches, ein blockgeschichtliches und ein systemgeschichtliches. Unter dem Titel „Diktatur des Paradoxons" verweist er auf die historischen Ambivalenzen und strukturellen Widersprüchlichkeiten der Geschichte der DDR. Detlef Pollack stellt die Frage: „Wie modern war die DDR?" Er lotet dafür das reiche Potential der Modernisierungstheorie aus und untersucht Stabilität und Flexibilität wie Heterogenität und Integrativität der DDR-Gesellschaft. Seine Antwort kennen wir bereits. Allenfalls könne man von einer semimodernen Gesellschaft sprechen. Hannes Siegrist bringt die Begriffe der Ver- bzw. der Entbürgerlichung für die Erklärung der Geschichte in Anschlag. „Während die DDR ihre Antibürgerlichkeit zur Orthodoxie machte, bildete sich in Westdeutschland eine pluralistische Bürgerlichkeit heraus" (S. 215). Wie ver- bzw., entbürgerlicht aber die DDR-Gesellschaft tatsächlich war, wird dabei nicht geklärt. Dietmar Willoweit nimmt das Begriffspaar „Rechtsstaat – Unrechtsstaat" ins Visier. Seine rechtshistorischen wie -theoretischen Überlegungen führen zu dem Ergebnis, daß der Begriff des „Unrechtsstaates" die gesellschaftliche Realität der DDR nicht angemessen zu erfassen vermag. Karl Gabriel betrachtet die Bedeutung der Religion für Gesellschaft und Lebensführung in Ost und West. Er weist nach, daß sich die Deutschen auf keinem anderen Feld so stark unterscheiden wie dem der kirchlichen Bindung und religiösen Orientierung. Während im Osten die Säkularisierung radikal verlief, blieb sie im Westen partiell und graduell. Margit Szöllösi-Janze umreißt als ein neues Konzept zur Erschließung der deutsch-deutschen Zeitgeschichte das Thema der Wissensgesellschaft bzw. der Verwissenschaftlichung insbesondere für die sechziger und siebziger Jahre. Am Ende waren freilich in beiden deutschen Staaten gleichermaßen Planungseuphorie und Glaube an ein lineares Verhältnis von Innovation und Wirtschaftswachstum nachhaltig erschüttert. Hans Möller ist auf der Suche nach dem national Verbindenden und nach den Gemeinsamkeiten in der Epoche der Teilung. Er findet sie in der ethnischen Homogenität, in der gemeinsamen deutschen Geschichte, in der weiterbestehenden Kommunikations- und Kulturnation sowie im Offenhalten der deutschen Frage im Bewußtsein der Bevölkerung durch die zunehmenden innerdeutschen Kontakte. Hinsichtlich der DDR der siebziger und achtziger Jahre würde ich allerdings nicht von einer „Dekomposition", sondern eher von einer paradoxen Rehabilitierung der Nation sprechen. Etienne François beschließt die Debatte mit zusammenfassenden und weiterführenden Überlegungen: Wie kann die geteilte Vergangenheit als gemeinsame Geschichte geschrieben werden? Er stellt drei methodische Ansätze beispielhaft vor: den Ansatz des Vergleichs, den Ansatz des Transfers und den Ansatz der Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Erinnerungsgeschichte.

Im ganzen verwirklicht dieser Band seine anspruchsvolle Zielstellung souverän. Er übernimmt eine wesentlich orientierende und diskussionsanregende Funktion. Es ist gelungen, vielfältige methodische und theoretische Anregungen zu vermitteln und in der Tat Koordinaten der deutschen Zeitgeschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts abzustecken.

Gerd Dietrich, Berlin

Der Spirituskreis [1890–1958]. Eine Gelehrtengesellschaft in neuhumanistischer Tradition. Vom Kaiserreich bis zum Verbot durch Walter Ulbricht im Rahmen der Verfolgungen an der Universität Halle 1957 und 1958. 4 Bde. (= Schriftenreihe zur Geistes- und Kulturgeschichte; Monographien). **Bd. 1: 1890–1945.** Von Günter MÜHLPFORDT und Günter SCHENK in Verbindung mit Regina MEŸER und Heinz SCHWABE. – Halle (Saale): Hallescher Verlag 2001. 536 S.; **Bd. 2: 1945–1958.** Von Günter MÜHLPFORDT und Günter SCHENK in Verbindung mit Regina MEŸER. – Halle (Saale): Hallescher Verlag 2004. 736 S.

Zwei Bände über ein Herrenkränzchen? Und zwei weitere sollen folgen! Über ein Kränzchen, daß nach seiner Gründung den Spitznamen „Spiritusring", nach dem Kartell der Branntwein- und Spritfabriken im Kaiserreich, erhielt. Doch die so bezeichneten Herren Professoren besaßen Humor. Sie werteten die Bezeichnung Spiritus auf Geist um und machten aus dem Schimpf- und Spottnamen einen Scherznamen, ja sogar eine Ehrenbezeichnung. So ging der Spirituskreis in die Geschichte der Universität Halle ein. Gegründet 1890 von dem später berühmten Althistoriker Eduard Meyer und dem Philosophen Benno Erdmann, aufgelöst 1958 von dem allseits bekannten Politiker Walter Ulbricht und seinen Helfershelfern.

Der Hallesche Spirituskreis stand in der Tradition bürgerlicher Hauskreise und literarischer Salons des 18./19. Jahrhunderts. Seine Mitgliederzahl belief sich auf maximal zwölf. Einmal im Monat traf man sich abends bei einem Kollegen, hörte den Vortrag eines der Mitglieder zu einem Thema seines Fachgebietes, diskutierte darüber anschließend und ließ den Abend bei einem gemeinsamen Mahl durch die gastgebende Ehefrau in geselliger Runde ausklingen. Nicht jeder konnte Mitglied dieses Kreises werden. Bei Bedarf suchte man neue, passende Mitglieder selbst aus. Zu Beginn setzte sich der Kreis aus Mitgliedern der Juristischen, Theologischen und Philosophischen Fakultät zusammen, wobei die Philosophische Fakultät immer die Kernfakultät des Kreises war. Insgesamt wird die Geschichte des Spirituskreises in vier Zeitabschnitten dargestellt: 1. 1890 bis 1918, 2. 1918 bis Anfang 1933, 3. 1933 bis 1945 und 4. 1945 bis 1958. Günter Schenk unterscheidet nach diesen Perioden vier Etappen: 1. die „einer ‚unpolitischen Wissenschaft und der unpolitischen Professoren'", die vom einsetzenden Verfall der Werte des Neuhumanismus in der Monarchie begleitet wird; 2. einer sich wandelnden Wissenschaft in der Weimarer Republik; 3. einer „politisierten Wissenschaft" unter dem Führerprinzip im „Dritten Reich" und 4. „einer ‚ideologisierten Wissenschaft' im Rahmen einer ‚sozialistischen Universität' und des ‚demokratischen Zentralismus' (SED-Diktatur)" (S. 18 f.). Das neuhumanistische Ideal war in den fast 70 Jahren seines Bestehen das einigende Band, das diesen Kreis auserwählter professoraler Geister miteinander verband. Die hohe Zeit seines Wirkens waren die Jahre vor 1932, in denen aus seinen Reihen 24 Rektorate kamen, je zwölf in Kaiserreich und Republik, und in denen der Spirituskreis tatsächlich so etwas wie eine zweite Universitätsleitung darstellte. Die interessante Publikation kann sich auf das überkommene Tagebuch des Kreises stützen, in dem die Mitglieder über alle Zeiten und alle gemeinsamen Vorträge, Diskussionen und Ausflüge erfaßt sind. Bis zuletzt wurde die interdisziplinäre Ausrichtung des Kreises beibehalten, wobei die Hauptdisziplinen Philologie, Geschichte, Theologie und Philosophie waren. Bd. 1 enthält die historische Darstellung seines Wirkens in zwei Teilen: 1. 1890 bis 1933 (über 300 Seiten) und 2. 1933 bis 1945 (nur 64 Seiten).

Vielleicht wäre der Spirituskreis wie viele andere in Vergessenheit geraten, wenn er nicht 1957/58 von Walter Ulbricht zum „Klassenfeind" gestempelt und verboten worden wäre. Der Kreis hatte bereits nach 1933 erheblich an Einfluß und Bedeutung verloren und diese Tendenz verstärkte sich seit 1948/49 nochmals. 1957/58 wurde an ihm sozusagen ein Exempel statuiert, um den ostdeutschen Universitäten die bürgerliche Wissenschaft auszutreiben. Bd. 2 (über 700 Seiten) ist allein dem Zeitraum nach 1945 gewidmet. Im Unterschied zu Bd. 1 liegt hier eine äußerst ausführliche, ins einzelne gehende Analyse und Darstellung vor, in die zudem noch 16 Dokumentenpublikationen eingelagert sind und in der auch die Zeitzeugenschaft des Autors und Historikers Günter Mühlpfordt zum Tragen kommt. Der Band steht damit in der Reihe jener Publikationen, die sich in den letzten Jahren dem Umbau der Universitäten und der Zurückdrängung des Bildungsbürgertums in der SBZ/DDR widmen. Die detaillierte Dokumentation der

Zerschlagung und Auflösung des Spirituskreises liefert reichlich Anschauungsstoff dafür, wie die Universitäten durch SED und MfS (in diesem Fall „Operation Ketzer") auf Linie gebracht werden sollten, wie sich selbst Parteichef Walter Ulbricht in diesen Prozeß persönlich einschaltete und wie unter dem Deckmantel der Verteidigung des sozialistischen Staates gegen humanistische, bildungsbürgerliche und revisionistische Anschauungen vorgegangen wurde.

Gerd Dietrich, Berlin

Beiträge zur Geschichte der Beziehungen der DDR und der VR China. Erinnerungen und Untersuchungen. Hrsg. von Joachim KRÜGER (= Berliner China-Studien, Bd. 41). – Münster, Hamburg, London und Berlin: Lit Verlag 2002. 262 S.

Die Beziehungen der DDR mit anderen Ländern und Regionen ist außer zu verschiedenen afrikanischen Regierungen und Befreiungsbewegungen in Afrika nur noch zu China recht ausführlich untersucht worden. Dazu sind in den vergangenen Jahren einige Studien, nicht zuletzt in der Reihe „Berliner China-Studien", erschienen. Hier ist ein Sammelband vorzustellen, der Erinnerungen und Analysen vornehmlich von Autorinnen und Autoren aus der DDR enthält, die über spezifische Aspekte ihres damaligen Tuns informieren. In jener Zeit der „deutsch-chinesischer Beziehungen unter roter Fahne" war die DDR beinahe 25 Jahre lang alleiniger staatlicher Vertreter der Deutschen gegenüber der asiatischen Volksrepublik.

Der Sammelband umfaßt dreizehn substantielle Beiträge sowie ein Vorwort nebst einigen Verzeichnissen. Neben einer generalisierenden, wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Untersuchung über Grundzüge der Beziehungen zwischen der DDR und der VR China behandeln die meisten anderen Beiträge spezifische Beziehungsaspekte. Oft waren die Autoren zugleich Akteure bei der Gestaltung der Beziehungen gewesen, etwa Müller, die über ihre Studienjahre in China, und Fessen-Hengis, die über ihre ADN-Korrespondenten-Zeit in Peking berichten. Zeitlich und thematisch übergreifende Aspekte des Beziehungsgeflechts behandelt vor allem der Herausgeber in seinen Beiträgen, etwa wenn er über die parteiinternen China-Information der SED-Führung in den Jahren 1969 bis 1988 berichtet oder über die Forschungen zur Außenpolitik der DDR am Institut für Internationale Beziehungen der Akademie für Staat und Recht in Potsdam-Babelsberg informiert.

Oftmals recht subjektiv gefärbte Texte – wobei das Bemühen um einige verallgemeinerungswürdige Schlußfolgerungen durchaus zu erkennen sind – über die fünfziger und sechziger Jahre vermitteln eindrucksvolle Bilder von der Vielfalt und Intensität der Zusammenarbeit auf politischem, wissenschaftlichem und kulturellem Gebiet. In anderen Beiträgen erfährt der sowjetisch-chinesische Gegensatz eine detaillierte Betrachtung. Die DDR hatte als engster Verbündeter der Sowjetunion zuweilen ganz schön diplomatisch zu lavieren. Selbst als das politische Klima zwischen den beiden Staaten bzw. den Regierungen abkühlte, blieben bestimmte Teilbereiche, wie die Sprachforschung und -ausbildung sowie kulturelle Aktivitäten, bestehen.

Es fällt auf, daß die meisten Beiträge Fragen der Wissenschaftsgeschichte behandeln, so das sinologische Sprachstudium in der DDR, die sehr spezielle Geschichte des Chinesisch-Deutschen Wörterbuches, die Ostasiatische Sammlung in Berlin u. a. m. Themenkomplexe aus den Bereichen Kultur, Literatur, Sport, Naturwissenschaft, Transport, Militär oder chinesische Arbeitskräfte in der DDR werden überhaupt nicht oder nur peripher erwähnt. Auch fehlt der oder zumindest *ein* „chinesischer Blick" auf die bilaterale Beziehungsgeschichte.

So bleibt als Fazit festzuhalten: zum einen das Bedauern, daß gerade in der Wissenschaft die im östlichen Teil Deutschlands vorhandenen Kapazitäten nach der deutschen Vereinigung weitgehend negiert und nicht genutzt, sondern vielmehr „abgewickelt" wurden, und zum anderen, daß zwar viele Aspekte der Beziehungen in diesem Sammelband angesprochen oder behandelt werden, jedoch eine zusammenfassende Gesamtschau immer noch aussteht.

Ulrich van der Heyden, Berlin

WEINHAUER, Klaus: **Schutzpolizei in der Bundesrepublik. Zwischen Bürgerkrieg und Innerer Sicherheit: Die turbulenten sechziger Jahre** (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Ferdinand Schöningh 2003. 417 S.

In dieser am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg eingereichten Habilitationsschrift untersucht der Autor am Beispiel des Flächenstaates Nordrhein-Westfalen und des Hamburger Stadtstaates exemplarisch den Neuaufbau und die Entwicklung der bundesdeutschen Nachkriegspolizei bis Ende der sechziger Jahre. Die Arbeit reiht sich in eine Vielzahl neuerer Studien zu den „Wandlungsprozessen in Westdeutschland" ein, wie im Titel eines von Ulrich Herbert 2002 herausgegebenen Überblicksbandes treffend das thematische Interesse an dieser Zeit benannt ist.[1] Und zweifellos sind die Veränderungen in der Wahrnehmung polizeilicher Problemlagen, der Wandel in den Sicherheitsstrategien und der Umbau der Polizei ein besonderes prägnantes Politikfeld, um diesen Fragen nachzugehen.

Wie üblich werden eingangs auf 20 Seiten der Stand der Forschung und das Forschungsdesign der Studie präsentiert – angenehm knapp bemessen und angemessen angesichts der bei Zeitgeschichtlichern inzwischen verbreiteten Mode, solche Einleitungen auf 40 bis 50 Seiten auszudehnen und Ansprüche anzumelden, die im folgenden Text dann doch nicht eingelöst werden.

Seinen Ansatz definiert Weinhauer als eine „kulturhistorisch erweiterte Sozial- und Organisationsgeschichte der Polizei, die auch die bislang noch ausstehende geschlechtergeschichtliche Fundierung der Polizeigeschichte vorantreiben" möchte (S. 12). Zu Recht hebt der Autor in der Einleitung hervor, daß der auch bei der Polizei zu beobachtende Modernisierungsprozeß in den 1960er Jahren nicht gleichsam automatisch auch als Demokratisierungsprozeß zu lesen sei. Zeitlich setzt die Studie Mitte der 1950er Jahre ein. Ihr Endpunkt liegt zu Beginn der 1970er Jahre.

Der Band ist in fünf Hauptkapitel gegliedert. Eingangs wird die Geschichte der deutschen Polizei seit 1933 skizziert, da der 1945 erfolgende Neuaufbau stark durch die Jahre der NS-Zeit geprägt war, wenngleich im publizierten Selbstverständnis der Polizei der Nachkriegszeit vor allem auf die Jahre der Weimarer Republik rekurriert wurde.

Das zweite Kapitel präsentiert kritisch diese an der Polizei der Weimarer Republik orientierten Leitbilder und legt statistische Daten über Anzahl und Verteilung derjenigen Polizisten vor, die über das Ausführungsgesetz zum GG-Artikel 131 wieder in den Polizeidienst NRWs zurückkehrten. Neun ausführlichere Dienstbiographien füllen die statistischen Angaben „mit Fleisch".

Das dritte Kapitel widmet sich der kasernierten, an Bürgerkriegsszenarien orientierten Grundausbildung der Polizeieleven seit den 1950er Jahren und deren langsamer, mühevoller Überwindung seit Mitte/Ende der 1960er Jahre, begleitet und vermittelt durch einen Generationswechsel in den obersten Polizeirängen.

Veränderungen des Polizeialltags auf Revierebene im großstädtischen Raum Hamburgs und im ländlichen Raum NRWs interessieren den Autor im vierten Kapitel – hervorgerufen durch technisch-organisatorische Modernisierungen, deren sichtbarster Ausdruck die polizeilichen Funkstreifen wurden. Zugleich erinnert der Autor an die in den 1960er Jahren beginnende Politisierung der Alltagskriminalität, festgemacht an den von Jahr zu Jahr steigenden Ziffern der polizeilichen Kriminalstatistik, einem gesteigerten Sicherheitsbedürfnis der Bevölkerung und einer Politik, die nun den Schutz vor der Allgemeinkriminalität als sozialstaatliche Dienstleistung der Polizei definierte und die präventive Funktion polizeilichen Handelns hervorhob. Seit den ersten Attacken der RAF und ihres Umfeldes in den frühen 1970er Jahren wurde der neue Sicherheitsbegriff im Leitbegriff „innere Sicherheit" wieder erweitert und politisiert, der nun erneut die Sicherheit des Staats vor politischen Bedrohungen ins Zentrum polizeilicher Tätigkeit hob.

Die Polizei „in Aktion" wird im abschließenden fünften Kapitel analysiert – am Beispiel von Großeinsätzen in der zweiten Hälfte der 1950er und Mitte der 1960er Jahre anläßlich von sogenannten Halbstarkenkrawallen und den Beatkrawallen 1965/66, aber auch bei Einsätzen gegen die studentische Protestbewegung zwischen 1966 und 1969.

Weinhauer ist durch die Verbindung eines kulturgeschichtlich interessierten Ansatzes mit der Organisations- und Sozialgeschichte der Schutzpolizei eine sehr interessante Studie

gelungen. Besonderes Gewicht legt er auf das Binnenklima der Polizei – jene Polizei„kultur" mit ihren Leitbildern, Normen, Ritualen und bewußt gepflegten Mythen, die dazu dienten und dienen, in der Polizei einen inneren Zusammenhang zu schaffen und zu erhalten, d. h., eine starke Gruppenkohäsion zu bewirken. Es herrschte bis weit in die 1960er Jahre hinein ein Männlichkeits- und Staatsbild vor, das von Polizeiführern tradiert wurde – den Patriarchen, wie der Autor sie nennt –, die vor 1912 und früher geboren wurden und ihre prägenden Jahre in der Polizei der Weimarer Republik erlebt hatten. Als es in der alten Bundesrepublik mit den Beatkrawallen und den Studentenunruhen seit Mitte der 1960er Jahre „turbulent" wurde, herrschten in der Polizei noch ein traditionelles, autoritäres und staatsfixiertes Binnenklima und ein Feindbild, das zwangsläufig zu polizeilichen Überreaktionen und Übergriffen führen mußte.

Den „Patriarchen" stellt Weinhauer die „Modernisierer" gegenüber, d. h. eine nachdrängende Generation von Polizeiführern, in den 1920er Jahren und später geboren, die im Übergang zu den 1970er Jahren die Patriarchen ablösten und im Regelfall erst in der Nachkriegszeit ihre Polizeikarriere begannen. Dies war auch eine unmittelbare Konsequenz des Beamtenrechts, das bei Polizisten die Pensionierung mit Erreichen des 60. Lebensjahres zwingend festlegt. (Da bekommt man Lust zu spekulieren, wie sich die „innere Sicherheitspolitik" der DDR hätte entwickeln können, wenn Erich Mielke, Jg. 1907, und andere leitende Kader der DDR-Sicherheitsapparate mit 60 aufs Altenteil geschickt worden wären.)

Die Modernisierer entwickelten ein eher pragmatisches, nicht an der Bewährung im Bürgerkrieg, sondern an polizeilichen Alltagsaufgaben orientiertes Polizeiverständnis. Aber nicht nur dieser Generationswechsel begünstigte einen Wandel im Aufgabenverständnis, der dazu führte, daß in den folgenden Jahren die militärische Komponente bei der Polizei zurückgedrängt wurde. Zu Recht hebt der Autor im Resümee hervor (S. 344), daß der Wandel in der polizeilichen Aufgabendefinition mit den damit verbundenen praktischen Folgen für Ausbildung, Ausrüstung und Einsatzkonzeptionen an die Verabschiedung der Notstandsgesetze im Jahre 1968 gebunden war, die nun dem Bundesgrenzschutz und der Bundeswehr verfassungsrechtlich den Auftrag übertrugen, mit militärischen Mitteln und Einsatzstrategien Bürgerkriegssituationen zu bewältigen. Insoweit lebten zunächst noch Szenarien aus der Weimarer Republik in den Köpfen der Planer „innerer Sicherheit" weiter. Sie verblaßten alsbald, die Notstandsgesetze blieben innenpolitisch ohne Folgen, zu gestrig waren die ihnen zugrunde liegenden Bedrohungsvorstellungen.

In denselben Jahren dieser Modernisierungsphase wurde die Polizei auch für Abiturienten geöffnet. Lag 1965 in Hamburg der Anteil der Abiturienten unter den neu eingestellten Polizeianwärtern nur bei 2,1 Prozent, so stieg er bis 1968 auf knapp 17 Prozent. Auch in NRW und weiteren Bundesländern gab es einen vergleichbaren Trend.

In seiner Analyse polizeilicher Reaktionen auf die Beatkrawalle und Studentenunruhen in den 1960er Jahren stellt der Autor ausschließlich auf die Strukturen und das Binnenklima der Polizei ab, um Eskalationen und massive Überreaktionen zu erklären. Das ist zwar für denjenigen, der in diesen Jahren mit dem polizeilichen Gummiknüppel politisch sozialisiert wurde, sympathisch zu lesen und nicht ganz falsch, doch zugleich auch arg verkürzt. „Aktivistische Männlichkeitsmythen" und Feindbilder gab es auch auf Seiten der Protestierenden, die sich in militanten Aktionen, wie z. B. in der berühmten „Schlacht am Tegeler Weg" im November 1968 in Westberlin, entluden. Immerhin spricht der Autor diese Grenze seiner Studie an, ist sich ihrer also bewußt.

„Die Geschichte der Republik ist untrennbar mit der Geschichte der Polizei verbunden", schrieb 1929 der preußische Innenminister Carl Severing für die Weimarer Republik. Weinhauers höchst kenntnisreiche, spannend zu lesende und methodisch interessante Studie belegt diese These auch für die alte Bundesrepublik. Auffällig bleibt nur, daß der deutsch-deutsche Systemkonflikt als eine wichtige Determinante der militärischen Ausrichtung der bundesdeutschen Polizei seit Beginn der fünfziger Jahre und dem Aufbau der Bereitschaftspolizei in Gänze unangesprochen bleibt. Und weiteres, was man gern dargestellt und analysiert gesehen hätte, wie der Prozeßcharakter der Eskalationen zwischen Polizei und Demonstranten in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, denen die Modernisierer mit Deeskalationsstrategien zu begegnen suchten, hätte zur Analyse wohl ein ganzes Forschungsprojekt

mit mehreren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen erfordert, ist mithin dem Autor als Mangel nicht anzulasten. Auch wäre zu wünschen gewesen, daß der Autor jene Modernisierung der Polizei im Übergang zu den 1970er Jahren stärker in den beginnenden Gesamtprozeß der „Modernisierung der Regierungsmaschinerie" eingeordnet hätte, von der der spätere Bundeskanzler Schmidt in der großen Bundestags-Debatte am 30. April 1968 aus Anlaß der Osterunruhen nach dem Dutschke-Attentat sprach.

Mit Beginn der sozialliberalen Koalition, deren Regierungsprogramm Willy Brandt 1969 vortrug und das in wesentlichen Punkten seinen *blueprint* im „Entwurf der sozialdemokratischen Perspektiven im Übergang zu den 70er Jahren" vom März 1968 hatte, begann der forcierte Prozeß der „Modernisierung der staatlichen Maschinerie", dessen wesentliche Elemente sich auch bei der Polizei, beim Verfassungsschutz, BND etc. wiederfinden lassen, ohne daß es singuläre Elemente der Entwicklung dieser Sicherheitsapparate waren. Wir finden dieselben Elemente gleichermaßen in der Wirtschaftspolitik, Bildungspolitik, Gesundheitspolitik, bei dem Versuch der Neustrukturierung sozialer Dienste einschließlich des „Jugendhilfesystems" etc.

Die Leistungsfähigkeit der Bürokratie (als Reforminstrument) insgesamt sollte gesteigert werden: *erstens* über das konventionelle Mittel des personellen Ausbaus, *zweitens* über die „Verwissenschaftlichung" der Ausbildung der Mitarbeiter (Fachhochschulausbildung für den gehobenen Dienst) mit der Konsequenz einer drastischen Veränderung im Stellenkegel (Verhältnis mittlerer, gehobener, höherer Dienst), *drittens* über einen Technologieschub in der öffentlichen Verwaltung (von der Gerätemedizin bis zur automatischen Datenverarbeitung), *viertens* über Organisationsreformen in Form der Bildung größerer Einheiten und Zentralisierung bei gleichzeitiger Binnendifferenzierung, *fünftens* über die Verwissenschaftlichung bürokratischen Handelns durch den systematischen Einbezug der Wissenschaft (Beratungs- und Planungsstäbe, Forschungsaufträge zu und über bürokratische Arbeitsabläufe und Verfahrensweisen, wissenschaftliche Stabstellen etc.). *Sechstens* war schließlich intendiert, die Art und Weise des bürokratischen Zugriffs qualitativ zu ändern: weg von einer bloß reagierenden staatlichen Verwaltung hin zu einer vorausschauenden/planenden, die gesellschaftliche Entwicklung bewußt steuernden Bürokratie – und das heißt auch einer präventiv agierenden staatlichen Verwaltung – in der Wirtschaftspolitik wie in der Innenpolitik, im Gesundheitssektor wie im Bereich der Jugendhilfe. *Siebentens* verlangt Diagnose, Prognose, steuernder Eingriff in möglichst frühen Stadien der Beeinflußbarkeit sozialer Prozesse zuvorderst Diagnoseinstrumente und Informationen – es schlug die Stunde der „Sozialen Indikatoren-Bewegung", der wissenschaftlichen Beratungsgremien beim Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT) genauso wie beim Bundeskriminalamt (BKA), es schlug die Stunde der Register – vom medizinischen Krebsregister bis zum politischen Krebsregister der Ämter für Verfassungsschutz –, um präventiv Entwicklungen erkennen und gegensteuern zu können. *Achtens* die möglichst frühe Informiertheit der Bürokratie über Fehlentwicklungen wie der Wille, möglichst früh Fehlentwicklungen – in statu nascendi – qua bürokratischer Intervention abzublocken, verlangte veränderte rechtliche Befugnisse zur Informationserhebung und zur hoheitlichen Intervention. Der Ausbau staatlicher Informationskapillaren in allen Politikbereichen fand seinen rechtlichen Ausdruck in entsprechenden Informationserhebungs- und in neuen Eingriffsbefugnissen. Für den Bereich der Sozialpolitik exemplarisch war ein neues Jugendhilferecht.

Unbeschadet dieser Hinweise zum Kontext des von Weinhauer dargestellten Modernisierungsprozesses der bundesdeutschen Schutzpolizei: Es lohnt sich, seine Studie gründlich zu lesen.

1 *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945 bis 1980. Hrsg. von Ulrich Herbert, Göttingen 2002.*

Falco Werkentin, Berlin

Die Phantasie an die Macht? 1968 – Versuch einer Bilanz. Hrsg. von Richard Faber und Erhard Stölting. – Berlin und Wien: Philo Verlagsgesellschaft 2002. 314 S.

Nur wenige Monate nach der in den wesentlichen bundesdeutschen Printmedien sowie im Bundestag geführten sogenannten Fischer-Debatte

Anfang des Jahres 2001 um die als „militant" behauptete Vergangenheit des Bundesaußenminister a. D. finden sich in dem vorliegenden Sammelband 15 Beiträge unter den drei Rubriken „Radikaldemokratie und libertärer Sozialismus", „Kritik und Subversion" sowie der Generalfrage „What's left?" publiziert. Laut Anspruch der Herausgeber setzten sie sich zu „aktuellen Problemlagen" ins Verhältnis, die als „Verlängerung solcher der fünfziger bis siebziger Jahre gesehen werden" (S. 7). Die Herausgeber wollen mit diesen Beiträgen der Frage nachgehen: „Welche Ansätze von damals sind immer noch brisant oder – wie Ernst Bloch formuliert hätte – unabgegolten?" (S. 7). Zugleich beanspruchen die Herausgeber auch noch, „ein Stück historischer Aufarbeitung [zu] leisten" (S. 14).

Ein umfänglicheres Programm erscheint kaum denkbar, und so umspannen die Beiträge der Autoren, die allesamt aus dem universitären Milieu stammen und dort zum großen Teil auch heute noch tätig sind, thematisch wie geographisch einen weiten Horizont. Aufstieg und Niedergang der US-amerikanischen neuen Linken und ihr konzeptioneller Bruch mit den ihr nachfolgenden neuen sozialen Bewegungen finden sich in dem Band genauso erzählt wie die Geschichte des Prager Frühlings. Andere Beiträge beleuchten deutschlandpolitische Konzeptionen Rudi Dutschkes, die Kritik an den Notstandsgesetzen, bis heute wirkende Selbsthilfeinitiativen im Sozialbereich und die frühe, heute fast vergessene Psychiatriekritik. Es wird von der prominenten Rolle der Psychologie in der Protestbewegung der zweiten Hälfte der sechziger Jahre gesprochen, das Scheitern von Reforminitiativen im Bildungsbereich wird genauso wenig verschwiegen wie der kurze Frühling der deutschen Soziologie. In weiteren Aufsätzen wird die Wiederentdeckung der Marx-Lektüre, die politische Umwendung einiger prominenter „68er"-Aktivisten sowie die poststrukturalistischen Herausforderung erwähnt. Und in dem Schlußabschnitt finden sich Auseinandersetzungen mit Tendenzen der Denormalisierung nach dem 11. September 2001, von Wegmarken einer kritischen Theorie der Moral und acht Thesen dafür, kein Ende der Utopie auszurufen.

Wie soll man nun nach dieser thematischen Revue diesen Sammelband besprechen, der selbst aus der Sicht seiner beiden Herausgeber (S. 14), „in sich selbst kontrovers" sei und „es auch sein" wolle? Kann es einen Rezensenten auf der Welt geben, der um eine solche Aufgabe zu beneiden ist, zumal die überwiegende Zahl der Aufsätze eine intensive Auseinandersetzung verdient hätte, für die aber in dieser Rezension schlicht kein Platz ist? So sollen hier anhand einiger weniger Einzelbeiträge nur ein paar Fragen hauptsächlich zur Konzeption des Sammelbandes gestellt werden. So hätte man beispielsweise gerne erfahren, was die Herausgeber über den schreienden Widerspruch denken, der sich nach der Lektüre der beiden Beiträge von Stephen Eric Bronner und Fritz Vilmar auftut – so man sie denn miteinander konfrontiert. Ersterer geht in einer ernüchternden Sicht davon aus, das „viele Errungenschaften der 68er langfristig in den Kapitalismus integriert und einige ihre moralischen Ansprüche pervertiert" (S. 18) worden seien. Zudem wird von Bronner pointiert ein Bruch zwischen der neuen Linken und den ihr ab Mitte der siebziger Jahre nachfolgenden neuen sozialen Bewegungen konstatiert. Er bescheinigt ihnen eine „wachsende Unfähigkeit [...] wie früher initiativ zugunsten ökonomischen und politischen Wandels zu wirken und dem etwas entgegenzusetzen, was schließlich zu einem neuen konservativen backlash wurde" (S. 21). Bronner erscheint hier das „unbeirrte Festhalten am Partikularismus [als] eine Form der Resignation" (S. 22). Fritz Vilmar sieht das in seinem Beitrag im Prinzip ganz anders. In einem denkbar einfachen Zugriff spaltet er in seiner Betrachtung kurzerhand die von ihm als „destruktiv" bezeichneten Auswirkungen der Studentenbewegung, die er mit RAF und maoistischen Gruppen benennt, von der von ihm als „produktiv" bezeichneten Selbsthilfebewegung ab. Sie habe angefangen, „in ihrem unmittelbaren Lebensbereich die Existenzbedingungen für sich und andere menschlicher zu gestalten" (S. 115). Am Ende seiner Überlegungen zeigt sich Vilmar jedenfalls davon überzeugt: „Deutschland hat sich trotz der Kohl-Regierung in den vergangenen dreißig Jahren bewegt" (S. 124). Das ist ein Befund, dem selbst Helmut Kohl Mühe haben dürfte zu widersprechen.

Sowohl die Beiträge von Helena Kanyar-Becker als auch die des Kulturwissenschaftlers Rüdiger Hentschel können als eine mit den Ansätzen der neuen Linken verbundene ambitionierte historische Aufarbeitung gelten. Kanyar-Becker zeichnet minutiös die Prozesse nach,

die zum „Prager Frühling" als einem Modell für einen „Sozialismus mit menschlichen Antlitz" und schließlich zu seinem von außen durch sowjetische Truppen herbeigeführten Scheitern führten (S. 24–49). Hentschel beschreibt die fortwährenden Reflexionen Rudi Dutschkes über die nationale Frage als „Rekonstruktion deutscher Klassenkampfgeschichte" (S. 76). Wäre aber hier nicht seitens der Herausgeber die begründete These erlaubt gewesen, das die vorgetragenen Rekonstruktionen durch die nach dem Jahr 1991 eingetretenen Veränderungen weitgehend als abgegolten gelten müssen?

Für den Beitrag von Jürgen Link zu den nach dem Terrorangriff des 11. September 2001 eingetretenen gravierend veränderten globalen Entwicklungen wäre es mehr als reizvoll gewesen, diesen beispielsweise auf den weltweit orientierten Internationalismus der „68er"-Studentenbewegung zu beziehen. Konkret: Inwieweit könnte denn der in New York City begangene Massenmord als eine „Verlängerung (von Fragen aus den) fünfziger bis siebziger Jahre gesehen werden"? Allein: Der Beitrag wurde bereits zuvor anderweitig in einem inhaltlich ganz anderen Kontext publiziert, so daß eine derartige oder ähnliche Fragestellung, die doch der Titel des Buches zwingend gemacht hätte, gar nicht erst problematisiert wird. So läßt sich zu diesem aus anderen Gründen spannenden Beitrag im Zusammenhang mit diesem Buch nur vermuten, daß seitens der Herausgeber „1968" mit allem möglichen zusammenhängen kann – aber nicht unbedingt muß.

Zugute gehalten werden kann dem Sammelband, das seine Komposition in fundamentalem Widerspruch zumindest zu den Einlassungen des Bundesaußenministers in jener besagten Debatte steht: denn aktuell gültige Ansprüche nach Radikaldemokratie, libertären Sozialismus geschweige denn Subversion wurden von dem Bundesaußenminister, den man sowohl vom Alter wie auch vom damaligen intellektuellen Vermögen durchaus einen Mitläufer der „68er"-Revolte nennen darf, in der Debatte des Jahres 2001 erklärtermaßen nicht geltend gemacht.

Markus Mohr, Hamburg

SCHMIDTKE, Michael: **Der Aufbruch der jungen Intelligenz. Die 68er Jahre in der Bundesrepublik und den USA** (= Campus Historische Studien, Bd. 34). – Frankfurt a. M. und New York: Campus 2003. 314 S.

Zu Beginn der Studie äußert Schmidtke die Ansicht, daß das Jahr 1968 „zum Symbol einer historischen Umbruchperiode geworden [sei], deren Folgen bis in die Gegenwart noch spürbar" seien (S. 9). Der Autor versteht dabei „das Symboljahr 1968 als Epizentrum einer Umbruchsperiode" in der „langfristige gesellschaftliche Prozesse" katalysierten, „die nicht nur in der Bundesrepublik, sondern weltweit einen grundlegenden Wandel herbeiführten" (S. 11). Er will mit seiner Arbeit „die verengte Sicht auf die ehemaligen Akteure als die Zurechnungseinheit für die Folgen von ‚1968' überwinden". So beansprucht er, „die Ereignisse aus dem Interpretationsmonopol der Akteure und ihrer Kritiker zu lösen". Eine „vergleichende Analyse mit den USA [solle] die Fixierung auf die westdeutsche Protestdynamik überwinden und zugleich als Maßstab dienen, um die Frage, inwieweit die Bundesrepublik in dieser Zeit den Anschluss an westliche Demokratien erreichte, klären zu können" (S. 11). Der Autor stellt damit jenseits semantischer Kapriolen wie „Akteure als die Zurechnungseinheit" große Fragen. Welche entsprechend großen Antworten hat er ihnen folgen lassen?

Angelehnt an methodische Überlegungen aus der sich im Laufe der zweiten Hälfte der siebziger Jahre entwickelnden sozialen Bewegungsforschung „zur Wirkungsanalyse von Ideen", die zur Konstitution außerinstitutioneller Bewegungen stark auf Ideendiffussion, Netzwerke und Gegeninstitutionen abhebt (S. 18–26), erörtert der Autor seine Themenstellung in fünf Kapiteln. In dem Eröffnungskapitel zeichnet Schmidtke die „Formierung und kognitive Orientierung der studentischen Neuen Linken" in den USA nach (S. 32–56). Hierbei orientiert sich Schmidtke außerordentlich eng an entsprechende Passagen eines ähnlich lautenden Kapitels in der Monographie von Ingrid Gilcher-Holthey „Die Phantasie an die Macht" (1995). In dem darauffolgenden Kapitel zur „Ideendiffusionen in den USA" (S. 57 ff.) beschreibt der Autor, wie daraus die Opposition gegen den Vietnamkrieg und der Aufbau einer Gegenkultur und dazugehöriger Gegeninstitutionen entsprangen, die ihren

Teil zu einer gegen die drückend empfundenen herrschenden Verhältnisse gerichteten aufrührerischen gesellschaftlichen Praxis in den USA beitrugen. In dem stärksten Abschnitt der Untersuchung werden diese Beschreibungen mit der Herausbildung der studentischen neuen Linken in der Bundesrepublik kontrastiert. Schmidtke illustriert das anhand exemplarisch ausgewählter Themen der Opposition gegen die Notstandsgesetze, der vielfältig verwinkelten Debatten um den Nationalsozialismus sowie der als „Kulturrevolution" beschriebenen Entwicklungen in den Bereichen Medien und Kunst (S. 125–200). In einem weiteren Kapitel handelt der Autor die Hochschulreform, die Anfänge der neuen Frauenbewegungen und die Solidarität mit dem globalen Befreiungskampf der Dritten Welt ab (S. 201–283).

Schmidtke führt zur Charakterisierung für die prominente Rolle der Studenten in den „68er"-Ereignissen den von dem SDS-Aktivisten Bernd Rabehl erheblich später erfundenen Begriff der „Provokationseliten" ein (S. 15). Ausweislich seiner weiteren Ausführungen scheint sich ihm hier die noch wenige Seiten zuvor ausgesprochene Problemstellung einer „verengten Sicht auf die ehemaligen Akteure" nicht gestellt zu haben. Aus Schmidtkes Sicht verstand sich eine Schicht von nachwachsenden amerikanischen SDS-Funktionären „als eine Reflexionselite ihrer Generation", obwohl das wohl als Beleg gemeinte, unmittelbar daran geknüpfte Zitat aus einer prominenten programmatischen Schrift des amerikanischen SDS diese Interpretation nicht belegt (S. 58). Konsequent spricht der Autor von „neuen SDS-Eliten" (S. 268), wie er sich überhaupt am Ende der Arbeit davon überzeugt zeigt, daß es, um „Protestbewegungen zu mobilisieren [...] einer Deutungselite" bedürfe (S. 284).

Wenn die von Schmidtke in seiner Untersuchung getroffene Charakterisierung der Rolle aktivistischer Studenten als „Elite" in den Unruhen der sechziger Jahre zutreffend ist, dann provoziert das nicht nur das Problem, daß diese konträr zu den Selbstdeutungen der Aktivsten jener Zeit steht. Sie wirft auch für eine der Hauptthesen seiner Arbeit ein gravierendes Interpretationsproblem auf: Der vom Autor behauptete durch „1968" ausgelöste allgemeine „Mentalitätswandel" muß dann die in den sechziger Jahren kleine Gruppe der Studenten in nur selektiver Weise tangiert haben – schließlich ist dieser gesellschaftlichen Gruppe bereits vor der Revolte die Funktion einer elitären Gruppe zugekommen. Folgt man der Logik Schmidtkes, dann können die Studenten ebendiese Position durch ihr Engagement in der „68er"-Revolte nur noch einmal befestigt haben. Das entspricht überraschenderweise Sichtweisen, die schon immer von konservativer Seite gegenüber den Unruhen in den zweiten Hälfte der sechziger Jahre vertreten worden sind. Leider hat Schmidtke in seiner Arbeit darauf verzichtet, die Frage der Selbstaufhebung traditionaler Positionen und Rollenmuster gerade als Konsequenz der Revolte in den Horizont seines Erkenntnisinteresses zu nehmen.

Das Schlußkapitel endet mit der optimistisch gestimmten Interpretation, daß „1968" die „Demokratie nicht nur in den Institutionen, sondern auch in den mentalen Strukturen verankert" habe (S. 298). Das stimmt mit einigen Axiomen der sozialen Bewegungsforschung überein, die ihrerseits in Form von Begriffen wie „Partizipation" und „Demokratisierung" eine energische Verkürzung der in der „68er"-Revolte angelegten vielfältigen Dimensionen betreibt. Mit dieser positiven Antwort schließt sich der Kreis zu der von Schmidtke anfänglich gestellten Frage, inwieweit die BRD durch „1968" einen „Anschluss an westliche Demokratien" gewonnen habe. Das kann man so sehen. Auf der anderen Seite wäre es aber auch gut begründbar, den Befund der durch „1968" als Erfolg interpretierten Demokratisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes oder auch der USA sofort mit beliebigen, aus der Tagespolitik entlehnten Beispielen zu bestreiten. Wenn aber – wie in der vorliegenden Arbeit – der an den Untersuchungsgegenstand angelegte Maßstab bereits so hoch gelegt ist, dann ist er gerade in einer Debatte mit geschärfter aktueller wie sozialhistorisch versierter Tiefenschärfe gar nicht mehr adressierbar. Und überhaupt: Man versuche sich einmal die Irritation vorzustellen, wenn die vom Autor gestellte große Frage im Ergebnis der an der Universität Bielefeld als geschichtswissenschaftliche Dissertation angenommenen Arbeit am Ende verneint worden wäre.

Markus Mohr, Hamburg

PETERS, Butz: **Tödlicher Irrtum. Die Geschichte der RAF.** – Berlin: Argon Verlag 2004. 863 S.

Bereits 1991 hat der heute als Jurist arbeitende Fernsehjournalist Butz Peters in der Deutschen Verlags-Anstalt ein Buch unter dem Titel „RAF. Terrorismus in Deutschland" publiziert. Dieses wurde im Dezember 1993 als Taschenbuchausgabe, versehen mit dem Zusatz: „Das neueste zu Weiterstadt und Bad Kleinen", wieder aufgelegt. Elf Jahre später hat nun der Autor ohne Verweis wesentliche Teile des damaligen Textes mit neuen Ergänzungen, Hinweisen und Anekdoten unter einen völlig veränderten Titel erneut, wenn auch in einem anderen Verlag, auflegen lassen.

Heißt es noch im Vorwort der Taschenbuchausgabe des Jahres 1993: „Um es ganz deutlich zu sagen: Vor Ihnen liegt nicht der 437. Versuch, die Ursachen des Terrorismus abschließend zu klären", so ist im vorliegenden Werk dieser Gedanke jetzt so Weise nachzulesen: „Sie halten nicht den 528. Versuch in der Hand, den deutschen ‚Terrorismus' abschließend zu erläutern" (S. 18). Folgt man Peters' Überlegungen, dann müßte es aus seiner Sicht seit seiner Publikation in den frühen neunziger Jahren mindestens 91 andere „Versuche" gegeben haben, sich mit dem Sachverhalt auseinanderzusetzen. Leider läßt er aber die Leser darüber völlig im unklaren, was das für seine vorliegende Publikation bedeutet hat. Ungeklärt oder, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen, nicht erläutert wird von Peters auch, was ihn in der Zwischenzeit veranlaßte, den „Terrorismus" nunmehr in Anführungszeichen zu setzen.

Der Autor beschreibt aus seiner Sicht die „Geschichte der RAF" als „tödlichen Irrtum" in sieben Abschnitten resp. in sage und schreibe 70 Kapiteln. Angefangen bei der Kaufhausbrandstiftung in Frankfurt am Main im April des Jahres 1968 endet diese Geschichte mit der Erschießung des mutmaßlichen RAF-Mitgliedes Horst-Ludwig Meyer in Wien im Sommer des Jahres 1999. In dem letzten Kapitel unter der Überschrift „Dreizehn Rätsel" werden unter anderem Fragen erörtert wie: „Welches ‚auffällige Pärchen' war am Bahnhof in Bad Kleinen?", „Wie viele unentdeckte Erddepots der RAF gibt es noch?" und: „Wie fidel war Stammheim?" Ob derartige Fragestellungen seitens des Autors als skurrile intendiert waren, muß offen bleiben, sie sind es freilich.

Der Autor macht auch sechs Jahre nach der Selbstauflösung der RAF keinen Hehl aus seiner entschiedenen Verurteilung dieser Gruppierung: „Keine Organisation ermordete nach Ende des zweiten Weltkrieges in Deutschland so viele Menschen wie die RAF. Vierunddreißig" (S. 17). Da der Autor weder hier noch an anderer Stelle seinen Organisationsbegriff präzisiert, ließen sich durchaus Einwände gegen diese Aussage erheben. Sie würden jedoch auf ein etwas komplexeres Terrain der Gesellschaftsanalyse führen, das der Autor erklärtermaßen zu meiden trachtet. Am Ende des Buches verzichtet Peters dann auch nicht darauf, den „Opfern der RAF" eine namentliche Erwähnung zu widmen. Dabei kann dieses Kapitel gewissermaßen als eine Art spiegelverkehrter Kontrapunkt zu der letzten publizierten RAF-Erklärung aus dem Jahre 1998 gelesen werden, in der die RAF ihrerseits alle Toten aufführte, denen sie sich verbunden fühlte. Diese Komposition, aber auch die im Text durchweg demonstrierte Nähe des Autors zu einer Vielzahl von ungenannten, mit der Bekämpfung der RAF befaßten Fachleuten und Experten des Sicherheitsapparates rechtfertigt es auch, das Buch als eine Art nachträglichen Kombattantentext zu klassifizieren. Und darin hat selbstredend die zwischenzeitlich unterlegene Seite des Konfliktes keinerlei Anspruch auf unvoreingenommene Prüfung ihrer Anliegen noch gar Gerechtigkeit zu erwarten, was nebenbei eine der impliziten Ausgangsthesen stützt, mit der die RAF-Gründer im Jahre 1970 ihr Projekt legitimiert haben. Von daher ist auch völlig müßig, dem Autor eine ganze Reihe von Verkürzungen oder Auslassungen einzelner Sachverhalte vorwerfen zu wollen, die stets zu Lasten der Argumentation der abgelehnten Organisation gehen (vgl. S. 317 f.).

Sofern in dem Buch überhaupt Behauptungen oder Zitate durch einen Quellenhinweis belegt werden, was nicht oft der Fall ist, werden sie nicht in einem Fall kritisch diskutiert. Immer wieder werden die in Strafprozessen in Form von rechtskräftig ergangenen Gerichtsurteilen getroffenen Feststellungen einfach als tatsächliche Wahrheit des Geschehens in den Text eingeführt. Jeder kundige Jurist würde eine solche Verfahrensweise als eine ganz unzulässige Verallgemeinerung zurückweisen. Dennoch hätte es die vom Autoren in den Fußnoten umfänglich zitierte Literatur aus 220 Gerichtsurteilen zur RAF verdient, im sehr knapp gehaltenen Literaturverzeichnis

einzeln aufgeführt zu werden. Denn dieser Fundus ist ein Textcorpus sui generis, der z. B. einmal unter der Fragestellung untersucht werden könnte, inwieweit der von der RAF der Bundesrepublik Deutschland erklärte Krieg seitens der Justiz in der von ihr produzierten Literatur angenommen worden ist oder nicht.

Im Grunde erfüllt Peters mit seinem weitgehend gedankenlos herunter geschriebenen Text den Inhalt einer von ihm selbst zitierten Pressemeldung, die unmittelbar nach der Befreiung Andreas Baaders aus der Haft am 14. Mai 1970 im „Hamburger Abendblatt" erschien: „Die Geschichte liest sich wie das Drehbuch zu einem Wildwest-Streifen, die das Fernsehen bringt" (S. 184). In einer Rezension bezeichnete der in der Thematik auch durch eigene Veröffentlichungen hervorgetretene Oliver Tolmein das Buch als eine „Dokufiktion", die an unterhaltsame Filme des Dokumentaristen Heinrich Breloer erinnere.[1] Das ist ein instruktiver Hinweis, der auch durch das von Peters penetrant verwendete Fernseh„deutsch" gedeckt wird, in der das Prädikat als Satzelement ausgedient hat. Dennoch scheint das Tolmeinsche Verdikt den Umstand zu unterschätzen, daß eine ganz wesentliche Bedeutung der RAF für die Geschichte der Bundesrepublik gerade darin liegen könnte, etwa wie eine Art kollektive Sprechmaschine für Vertreter exekutiver Funktionen im Staatsapparat zu funktionieren: ist die richtige Seite in der historisch geronnenen Fronstellung erst einmal reklamiert, kann in Projektion zu dem Kürzel RAF alles das aufschrieben und dokumentiert werden, was einem dazu jenseits aller Quellenkritik, zuweilen auch Fachkenntnis oder gar der Kenntnis sozialer wie politischer Bezüge in den Sinn kommt.

Der Autor dokumentiert mit seinem Buch in ganz anschaulicher Weise das hochambivalente Verhältnis von Vertretern der herrschenden Ordnung zu der vom ihnen bekämpften RAF. Und das geschieht selbst in der Rezeption nicht aus der Perspektive von selbstreflektierter Aufklärung, sondern in die Grauzone von Tabu, Abscheu, klammheimlicher Faszination und Begehren gebannt.

1 *Tageszeitung vom 29. Januar 2005.*

Markus Mohr, Hamburg

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

Berlin

41. Jahrgang 2005

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, 14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.)

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin
Telefon: 030 / 2 63 92 38 12 (A. Graf); Telefax: 030 / 26 99 50 10
Internet: http://www.iwk-online.de; E-Mail: info@iwk-online.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, 53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, 14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, 10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, 12487 Berlin

Aufsätze und Miszellen

Albrecht, Richard: Karl Liebknecht und Genossen. Die „Ausrottung der Armenier" während des Ersten Weltkrieges und die deutsche politische Linke 3/310

Amenda, Lars: Kostenlose Völkerschau. Asiatische und afrikanische Seeleute als „exotische" Attraktionen des Hamburger Hafens 1900–1930 ..... 3/329

Becker, Heiner M.: Johann Most 1–2/5

Bruendel, Steffen: „1968" in England – ein vergessener Erinnerungsort? 3/347

Coppi, Hans: Philipp Schaeffer. Orientalist, Bibliothekar, Widerstandskämpfer 3/366

Florath, Bernd: Heinrich Cunow oder der Narren Mühsal 4/496

Graf, Andreas G.: Johann Most - ein unterschätzter Sozialdemokrat? 1–2/1

Hecker, Rolf: Die Popularisierung des „Kapitals" durch Johann Most 1–2/115

John, Matthias: Johann Most und Glauchau. Mit einer nach dem stenographischen Protokoll edierten Rede Mosts über die Presse vom 22. April 1872 ..... 1–2/150

Kerbs, Diethart: Alexander Schwab (1887–1943). Architekturtheoretiker, politischer Pädagoge, Rätekommunist, Schriftsteller und Widerstandskämpfer 4/487

Langkau, Götz: Johann Most und Wilhelm Hasselmann – ungleiche Genossen..... 1–2/93

Lindner, Kolja: Hans Seigewasser (1905 - 1979). Kommunist und Gewerkschafter 4/471

Materna, Ingo: Johann Most und der Berliner Polizeipräsident (1874–1890). Ein Diskussionsbeitrag 1–2/105

Prüfer, Sebastian: Johann Most und die Berliner Kirchenaustrittskampagne 1878 ..... 1–2/126

Rütters, Peter: Methodisch-konzeptionelle Schwierigkeiten mit Gewerkschafter(innen)biographien 4/508

Schafranek, Hans: Die illegale Tätigkeit Franz Zielaskos im Ruhrgebiet 1943 ..... 4/450

Schlimper, Jürgen: Vom Volksagitator zum Redakteur einer Tageszeitung. Johann Most und die Chemnitzer sozialistische Presse 1871/72 ..... 1–2/137

Schröder, Wolfgang: Wilhelm Liebknecht und Johann Most. Eine Annäherung 1–2/67

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Florath, Bernd: Editorische Protokollfragen. Zur Nachauflage eines MEGA²-Bandes 3/387

Knoblauch, Jochen: Der verstümmelte Stirner 4/535

Luban, Ottokar: Karl Radek (1885–1939) 4/518

Schultz, Gebhard: Demokratische Geschichtsschreibung im Norden. Sechs Jahrbücher zur Demokratie in Schleswig-Holstein 3/397

Velarde, Hugo: Heil Heidegger? Heil Allende? Zu Victor Farías' Entlarvungen 4/528

Dokumentationen

John, Matthias: Johann Most und Glauchau. Mit einer nach dem stenographischen Protokoll edierten Rede Mosts über die Presse vom 22. April 1872 ..... 1–2/150

Most-Dokumente. Bearbeitet und eingeleitet von Heiner M. Becker und Andreas G. Graf 1–2/179

Bibliographien

Becker, Heiner M.: Johann Most. Eine kleine Bibliographie 1–2/255

Neue Literatur

Ansorg, Leonore: Politische Häftlinge im Strafvollzug der DDR. Die Strafvollzugsanstalt Brandenburg, Berlin 2005 *(Ronny Heidenreich)* 3/439

Beiträge zur Geschichte der Beziehungen der DDR und der VR China. Erinnerungen und Untersuchungen. Hrsg. von Joachim Krüger, Münster u. a. 2002 *(Ulrich van der Heyden)* 4/572

Brandt, Willy: Die Partei der Freiheit. Willy Brandt und die SPD 1972–1992. Bearb. von Karsten Rudolph, Bonn 2002 *(Dieter K. Buse)* 3/414

Broué, Pierre: The German Revolution 1917–1923, Leiden und Boston 2005 *(Dieter K. Buse)* 4/561

Candeias, Mario: Neoliberalismus, Hochtechnologie, Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik, Hamburg 2004 *(Ralf Brodesser)* 3/424

Carson, Clayborne: Zeiten des Kampfes. Das Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) und das Erwachen des afro-amerikanischen Widerstands in den sechziger Jahren, Nettersheim 2004 *(Fabian Virchow)* 3/444

Cüppers, Martin: Wegbereiter der Shoah. Die Waffen-SS, der Kommandostab Reichsführer-SS und die Judenvernichtung 1939–1945, Darmstadt 2005 *(Klaus Drobisch)* 4/563

Dokumente aus geheimen Archiven. Bd. 3: Übersichten der Berliner politischen Polizei über die allgemeine Lage der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung 1878–1913, Teil III: 1906–1913. Bearb. von Dieter Fricke und Rudolf Knaack, Berlin 2004 *(Till Schelz-Brandenburg)* 4/540

Eckhardt, Wolfgang: Von der Dresdner Mairevolution zur Ersten Internationale. Untersuchungen zu Leben und Werk Michail Bakunins, Lich 2005 *(Werner Portmann)* 4/544

Erpel, Simone: Zwischen Vernichtung und Befreiung. Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück in der letzten Kriegsphase, Berlin 2005 *(Manfred Warnecke)* 4/564

Fluchtziel Paris. Die deutschsprachige Emigration 1933–1940. Hrsg. von Anne Saint Sauveur-Henn, Berlin 2002 *(Christian Scharnefsky)* 3/433

Boeselager, Elke Freifrau von: Schriftkunde. Basiswissen, Hannover 2004 *(Rudolf Stachel)* 4/540

„Die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie". Teil 1: Die Berichte der Regierungspräsidenten über die sozialdemokratische Bewegung in den Regierungsbezirken Frankfurt/Oder und Potsdam während des Sozialistengesetzes 1878–1890. Bearb. und eingel. von Beatrice Falk und Ingo Materna, Berlin 2005 *(Wolfgang Schröder)* 3/407

Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Biografisches Handbuch. 3 Bde. Hrsg. von Siegfried Mielke [ab Bd. 2:] in Verbindung mit Günter Morsch, Berlin 2002, 2003 und 2005 *(Andreas Herbst)* 4/553

Günther, Dagmar: Wandern und Sozialismus. Zur Geschichte des Touristenvereins „Die Naturfreunde" im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Hamburg 2003 *(Manfred Warnecke)* 3/428

Hamann, Christoph: Die Mühsams. Geschichte einer Familie, Teetz 2005 *(Christoph Knüppel)* 4/549

Hamburg im „Dritten Reich", Göttingen 2005 *(Hartmut Rübner)* 4/566

Handbuch zur Statistik der Parlamente und Parteien in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland. Teilband IV: SPD, KPD und kleinere Parteien des linken Spektrums sowie Die Grünen. Mitgliedschaft und Sozialstruktur 1945–1990. Bearb. von Josef Boyer und Till Kössler, Düsseldorf 2005 *(Gero Neugebauer)* 3/441

Herlemann, Beatrice: Biographisches Lexikon niedersächsischer Parlamentarier 1919–1945, Hannover 2004 *(Andreas Herbst)* 3/418

Hüls, Elisabeth: Johann Georg August Wirth (1798–1848). Ein politisches Leben im Vormärz, Düsseldorf 2004 *(Gunther Hildebrandt)* 3/411

Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts. Hrsg. von Hans Günter Hockerts unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner, München 2004 *(Gerd Dietrich)* 4/569

Lomfors, Ingrid: Blind fläck. Minne och glömska kring svenska Röda korsets hjälpinsats i Nazityskland 1945, Stockholm 2005 *(Manfred Warnecke)* 3/437

Lönnendonker, Siegward, Bernd Rabehl und Jochen Staadt: Die antiautoritäre Revolte. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund nach der Trennung von der SPD. Bd. 1: 1960–1967, Wiesbaden 2002 *(Gerd-Rainer Horn)* 3/443

Maier, Dieter G.: Anfänge und Brüche der Arbeitsverwaltung bis 1952. Zugleich ein kaum bekanntes Kapitel der jüdisch-deutschen Geschichte, Brühl 2004 *(Reinhard Krämer)* 3/426

Mocek, Reinhard: Biologie und soziale Befreiung. Zur Geschichte des Biologismus und der „Rassenhygiene" in der Arbeiterbewegung, Frankfurt a. M. u. a. 2002 *(Manfred Warnecke)* 3/423

Mühlpfordt, Günter, und Günter Schenk in Verbindung mit Regina Meÿer [Bd. 1:] und Heinz Schwabe: Der Spirituskreis [1890–1958]. Eine Gelehrtengesellschaft in neuhumanistischer Tradition. Vom Kaiserreich bis zum Verbot durch Walter Ulbricht im Rahmen der Verfolgungen an der Universität Halle 1957 und 1958. 4 Bde. Bd. 1: 1890–1945, Halle (Saale) 2001; Bd. 2: 1945–1958, Halle (Saale) 2004 *(Gerd Dietrich)* 4/571

Nach der Revolution 1848/49. Verfolgung, Realpolitik, Nationsbildung. Politische Briefe deutscher Liberaler und Demokraten 1849 bis 1861. Bearb. von Christian Jansen, Düsseldorf 2004 *(Gunther Hildebrandt)* 3/405

Peters, Butz: Tödlicher Irrtum. Die Geschichte der RAF, Berlin 2004 *(Markus Mohr)* 4/579

Petrov, Nikita V.: Pervyj predsedatel' KGB. Ivan Serov, Moskva 2005 *(Wladislaw Hedeler)* 3/416

Pfeifer, Arthur: Briefe aus Waldheim 1960 bis 1976. Hrsg. von Sieglinde und Fritz Mierau, Berlin 2004 *(Beate Ihme-Tuchel)* 3/409

Die Phantasie an die Macht? 1968 – Versuch einer Bilanz. Hrsg. von Richard Faber und Erhard Stölting, Berlin und Wien 2002 *(Markus Mohr)* 4/575

Plener, Ulla: Der feindliche Bruder: Kurt Schumacher. Intentionen – Politik – Ergebnisse 1921 bis 1952. Zum Verhältnis von Sozialdemokraten und anderen Linken aus historischer und aktueller Sicht, Berlin 2003 *(Matthias Loeding)* 4/550

Reuter, Ursula: Paul Singer (1844–1911). Eine politische Biographie, Düsseldorf 2004 *(Dieter K. Buse)* 4/546

Revolution und Reform in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Zum 75. Geburtstag von Walter Schmidt. 2 Halbbde. Hrsg. von Helmut Bleiber und Wolfgang Küttler, Berlin 2005 *(Heinz Wolter)* 4/542

Rübner, Hartmut: Konzentration und Krise der deutschen Schiffahrt. Maritime Wirtschaft und Politik im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Bremen 2005 *(Lars Amenda)* 4/559

Sächsische Parlamentarier 1869–1918. Die Abgeordneten der II. Kammer des Königreichs Sachsen im Spiegel historischer Photographien. Ein biographisches Handbuch. Bearb. von Elvira Döscher und Wolfgang Schröder, Düsseldorf 2001 *(Bärbel Holtz)* 4/547

Sawicki, Diethard: Leben mit den Toten. Geisterglauben und die Entstehung des Spiritismus in Deutschland 1770–1900, Paderborn u. a. 2002 *(Ulrich Linse)* 3/420

Schmidtke, Michael: Der Aufbruch der jungen Intelligenz. Die 68er Jahre in der Bundesrepublik und den USA, Frankfurt a. M. und New York 2003 *(Markus Mohr)* ... 4/577

Siegfried, Detlef: Das radikale Milieu. Kieler Novemberrevolution, Sozialwissenschaft und Linksradikalismus 1917–1922, Wiesbaden 2004 *(Hartmut Rübner)* 4/556

Stadtverwaltung im Nationalsozialismus. Systemstabilisierende Dimensionen kommunaler Herrschaft. Hrsg. von Sabine Mecking und Andreas Wirsching, Paderborn u. a. 2005 *(Dietmar Simon)* 4/568

Stangl, Christine: Sozialismus zwischen Partizipation und Führung. Herrschaftsverständnis und Herrscherbild der sozialistischen deutschen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1875, Berlin 2002 *(Axel Kellmann)* 4/560

Teuber, Toralf: Ein Stratege im Exil. Hermann Budzislawski und Die neue Weltbühne, Frankfurt a. M. u. a. 2004 *(Jörn Schütrumpf)* 4/552

Tosstorff, Reiner: Profintern. Die Rote Gewerkschaftsinternationale 1920–1937, Paderborn u. a. 2004 *(Hartmut Rübner)* 3/430

Treitel, Corinna: A Science for the Soul. Occultism and the Genesis of the German Modern, Baltimore und London 2004 *(Ulrich Linse)* 3/420

Vatlin, Alexander: Tatort Kunzewo. Opfer und Täter des Stalinschen Terrors 1937/38, Berlin 2003 *(Gerd Kaiser)* 3/435

Vom Trottelbuch zum Torpedokäfer. Franz Jung in der Literaturkritik 1912–1963. Hrsg. von Walter Fähnders und Andreas Hansen, Bielefeld 2003 *(Hugo Velarde)* 3/412

Weinhauer, Klaus: Schutzpolizei in der Bundesrepublik. Zwischen Bürgerkrieg und Innerer Sicherheit: Die turbulenten sechziger Jahre, Paderborn u. a. 2003 *(Falco Werkentin)* 4/573

Editorials

3/309, 4/449

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Die Aktualität der Ideen Rosa Luxemburgs im 21. Jahrhundert. Die 15. Internationale Rosa-Luxemburg-Konferenz, Tokio, 1. und 2. April 2007 *(Narihiko Ito / Ottokar Luban)* 3/448

„Vorbereitung zum Hochverrat". Die Internetausstellung „70 Jahre Wuppertaler Gewerkschaftsprozesse" *(David Magnus Mintert)* 3/447

Register der Autorinnen und Autoren

Albrecht, Richard 3/310

Amenda, Lars 3/329, 4/559

Becker, Heiner M. 1–2/5, 1–2/255

Brodesser, Ralf 3/424

Bruendel, Steffen 3/347

Buse, Dieter K. 3/414, 4/546, 4/561

Coppi, Hans 3/366

Dietrich, Gerd 4/569, 4/571

Drobisch, Klaus 4/563

Florath, Bernd 3/387, 4/496

Graf, Andreas G. 1–2/1

Hecker, Rolf 1–2/115

Hedeler, Wladislaw 3/416

Heidenreich, Ronny 3/439

Herbst, Andreas 3/418, 4/553

van der Heyden, Ulrich 4/572

Hildebrandt, Gunther 3/405, 3/411

Holtz, Bärbel 4/547

Horn, Gerd-Rainer 3/443

Ihme-Tuchel, Beate 3/409

Ito, Narihiko 3/448

John, Matthias 1–2/150

Kaiser, Gerd 3/435

Kellmann, Axel 4/560

Kerbs, Diethart 4/487

Knoblauch, Jochen 4/535

Knüppel, Christoph 4/549

Krämer, Reinhard 3/426

Langkau, Götz 1–2/93

Lindner, Kolja 4/471

Linse, Ulrich 3/420

Loeding, Matthias 4/550

Luban, Ottokar 3/448, 4/518

Materna, Ingo
1–2/105

Mintert, David Magnus
3/447

Mohr, Markus
4/575, 4/577, 4/579

Neugebauer, Gero
3/441

Portmann, Werner
4/544

Prüfer, Sebastian
1–2/126

Rübner, Hartmut
3/430, 4/556, 4/566

Rütters, Peter
4/508

Schafranek, Hans
4/450

Scharnefsky, Christian
3/433

Schelz-Brandenburg, Till
4/540

Schlimper, Jürgen
1–2/137

Schröder, Wolfgang
1–2/67, 3/407

Schultz, Gebhard
3/397

Schütrumpf, Jörn
4/552

Simon, Dietmar
4/568

Stachel, Rudolf
4/540

Velarde, Hugo
3/412, 4/528

Virchow, Fabian
3/444

Warnecke, Manfred
3/423, 3/428, 3/437, 4/564

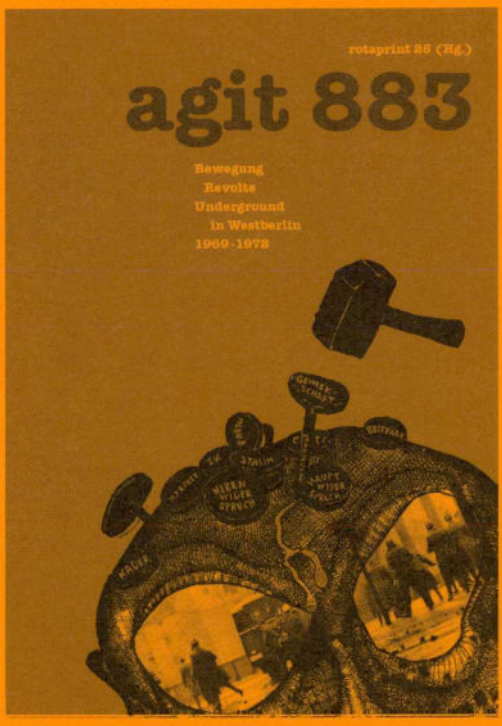
Werkentin, Falco
4/573

Wolter, Heinz
4/542

rotaprint 25 (Hg.)

agit 883

Bewegung
Revolte
Untergrund
in Westberlin
1969-72



Viele haben von ihr gehört, aber die wenigsten haben sie in der Hand gehalten: Die Westberliner Zeitung Agit 883. Sie war 1969/70 das auflagenstärkste Organ des parteiunabhängigen Linksradikalismus. Die Redaktionsräume der Zeitung waren der Ort von Begegnungen und handgreiflich ausgetragenen Konfrontationen: Anarchisten trafen hier auf Maoisten, Antiimperialisten waren mit engagierten Mitgliedern von Basisgruppen konfrontiert, Sozialisten versuchten sich einen Reim auf Hasch- und Wermutrebellen sowie rote Bauarbeiter zu machen. Musiker verfolgten die Redaktionsdebatten von Agit 883 genauso wie angehende Journalisten. In den öffentlichen Redaktionstreffen verdichtete sich, was in Szenekneipen, Kommunen und Wohngemeinschaften nächtelang diskutiert wurde. Rund 250 politische Gruppen nutzten die Zeitung – sie sprengte die verbandsförmig bestimmte Öffentlichkeit der Studentenbewegung.

Agit 883 war ein Spiegelbild eines Neuzusammensetzungs- und Suchprozesses der radikalen Linken jener Jahre. Mit dem verwirbelten Layout und in der Sprache war Agit 883 in irritierender Weise anders: Die Revolution stand auf der Tagesordnung.

296 Seiten | zahlr. Abb. | 22 Euro | ISBN 3-935936-53-2 | ISBN 13: 978-935936-53-8

Auf beiliegender CD-ROM sämtliche agit 883-Ausgaben als pdf-Dateien!

Assoziation A | www.assoziation-a.de

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, 14195 Berlin